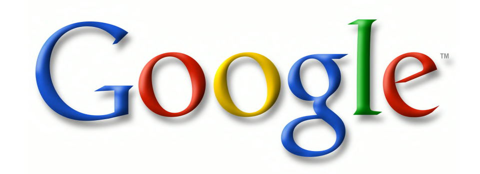
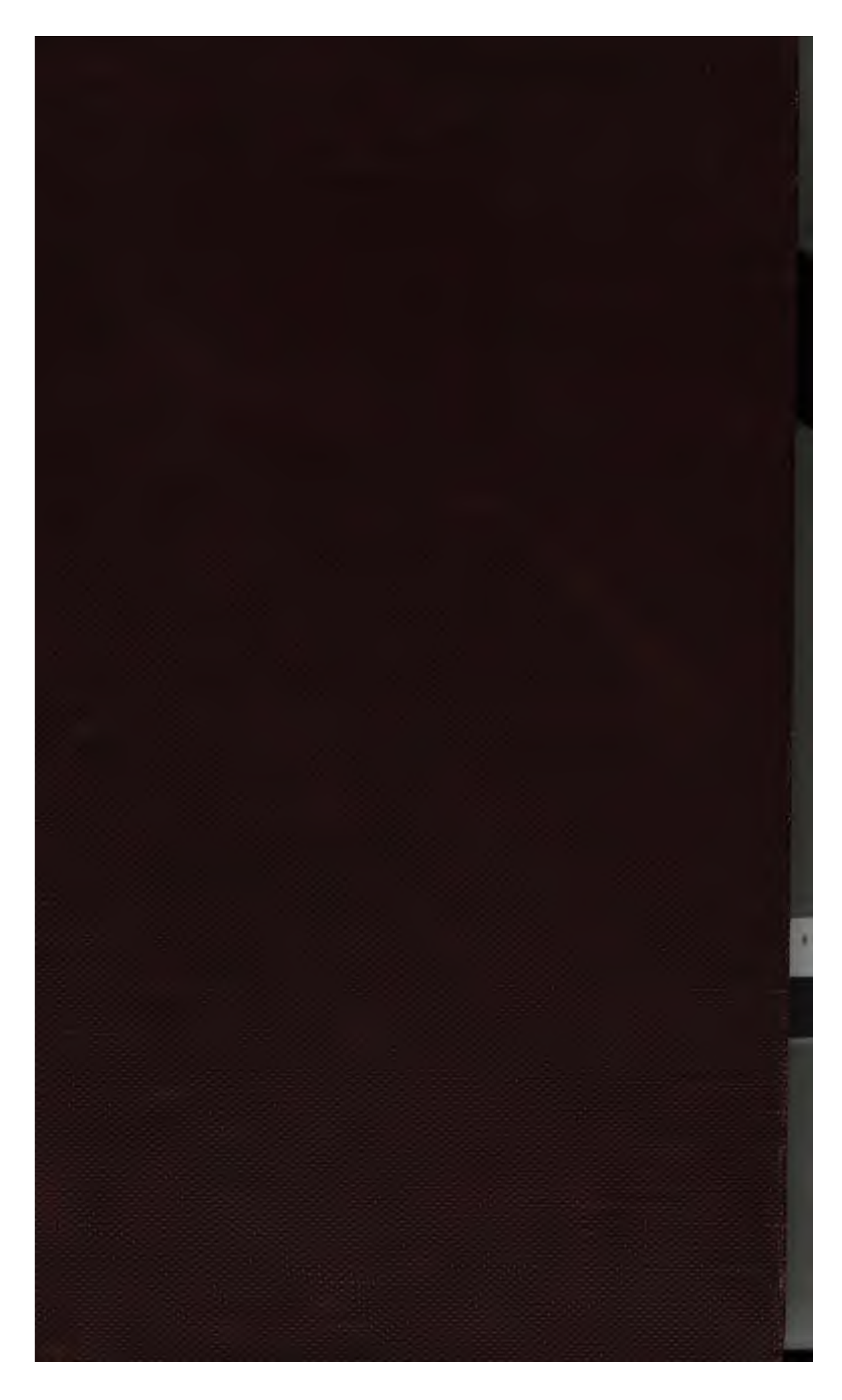







HARVARDIANA
ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE
ACADEMIA · IN · NOV · ANG









Lessing und Goeze.

Ein Beitrag

zur

Literatur- und Kirchengeschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Zugleich als Widerlegung

der

Röpe'schen Schrift: „**Johan Melchior Goeze, eine Rettung.**“

Von

August Boden.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1862.

Vorwort.

Von den Honoratioren einer kleinen Stadt, die sich im Gasthofe beim Weine zusammengefunden hatten, geriethen zwei in Wortwechsel, welcher in Thätlichkeiten und eine Balgerei überging, darin der eine den Kürzern zog und seinem Gegner im eigentlichsten Sinne des Wortes — unterlag. Die übrigen unterhielten sich mit Zusehen, bis einer von ihnen, der ein Verwandter des Besiegten, hinzutrat und, mit dem Ausruf: „Nun hat mein Vetter aber auch lange genug unten gelegen“, die beiden umkehrte.

Diese Geschichte trug sich in meiner Jugend zu und fiel mir wieder ein, als ich aus dem, auf dem Titel genannten, Röpe'schen Buche ersah, daß seit einiger Zeit auch eine Anzahl Theologen, welche auf Verwandtschaft mit Goeze Anspruch zu machen scheinen, wie im Echo spricht: „Unser Vetter hat nun lange genug unten gelegen“ und ihm, um die Sache umzudrehen, noch heute Hülfe gegen Lessing leisten will.

So wie Herr Röpe seine Vorläufer gehabt, über welche Näheres in der vorliegenden Schrift, so wird sein Buch, theils weil nichts anderes eben so eingehendes über denselben Gegenstand vorhanden war, theils weil es, bei aller Plumpheit, flüchtige und oberflächliche Leser durch seine Scheinheiligkeit besticht oder hintergeht, bereits als erwünschte und bequeme Quelle für die Darstellung des persönlichen Verhältnisses und des literarischen Handels zwischen Lessing und Goeze benutzt.

Denn nicht nur hört man Personen, für welche die „Evangelische Kirchenzeitung“ Hengstenberg's maßgebend, dem Herrn

*

Röpe nachsprechen, daß Lessing und seine Zeitgenossen Goeze'n unrecht gethan, sondern seine Schrift findet sich auch schon in einem der neuesten Bände*) der für den allerweitesten Leserkreis bestimmten großen „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste &c. von Ersch und Gruber &c." unter „Johann Melchior Goeze" mit einem so bergeversetzenden Glauben ausgeschrieben, daß der Verfertiger des Artikels sich nicht einmal für das Stärkste was er ihr wörtlich entnimmt dadurch verwahrt, daß er es auf seinen Urheber zurückführte.

Zieht der brave Mann doch zugleich eine Literatur an, daß Röpe's geistiges Eigenthum als solches anzuerkennen und zu bezeichnen dem Geständniß gleichgekommen wäre, er selbst habe das wenigste von jener mit eigenen Augen gesehen. Als wenn aber irgend ein Mensch fähig sein könnte, etwas anderes von demjenigen zu erwarten und zu verlangen, der, wie der Name des Verfassers unter den Artikeln bezeugt, diese dutzendweise in die Encyklopädie liefert!

Im Gegentheil hätte er sich nun gar nicht strenge genug an Herrn Röpe halten können, um wenigstens Unrichtigkeiten zu vermeiden, welche bei diesem fehlen: wie wenn es in dem Artikel heißt: „An Goeze's Orthodoxie nahm Lessing keinen Anstoß. Auf den ersten Blick hatte sich" (ihm), „nach seiner eignen Aeußerung, in Goeze „„ein ganzer Mann gezeigt, ehrlich und unverkennbar selbst voll von dem Glauben, den er vertheidigte."" Denn dergleichen kommt bei Herrn Röpe zwar allerdings vor**), aber was der Artikel davon zu einer „eignen Aeußerung" Lessing's macht, hat doch bloß das Verdienst, eine eigene Aeußerung Röpe's zu sein.

Auch Folgendes hat Röpe nicht zu vertreten. Der Artikel sagt: „Durch die Herausgabe der Fragmente, namentlich des vierten, das im Jahre 1777 erschien, hatte Lessing's scharfes Schwert u. s. w."

*) Dem 73sten der Ersten Section, 1861, S. 18—44.

**) Vgl. S. 6 dieser Schrift.

Hier wird „das vierte Fragment, das im Jahr 1777 erschienen sei“, mit Lessing's Viertem Beytrag zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel verwechselt, der im Jahr 1777 erschien und jene fünf Reimarus'schen Fragmente enthielt, von denen nicht das vierte, sondern bekanntlich das fünfte, über die Auferstehungsgeschichte, das schärffte ist. —

Ich glaube nicht nöthig zu haben, zu dem Obigen noch eine besondere Rechtfertigung hinzuzufügen, warum die vorliegende Schrift mit ihren selbstständigen und zum Theil ganz neuen Beiträgen nicht bloß zum Leben und zur Schilderung Goeze's, sondern auch zum Leben Lessing's, und mit ihrer Darlegung des Streites zwischen beiden eine Widerlegung des Röpe'schen Buches verbinde. Die unvermeidlichen Zurechtweisungen, welche dem Verfasser des letztern dabei zu Theil wurden, können vielleicht auch andern zur Warnung vor einem leichtsinnigen und anmaßenden Aburtheilen über die Größen unsrer klassischen Literatur gereichen, zu welchem die Neigung sich in unsrer Zeit schon öfter bemerklich gemacht hat.

Einer Rettung Goeze's hat aber mit ihrer Widerlegung nicht auch eine Rettung Lessing's entgegengesetzt werden sollen. Lessing bedarf der Rettung nicht. Doch hoffe ich, wer den großen Mann wahrhaft zu schätzen weiß werde mit Vergnügen und Befriedigung wahrnehmen, wie gerechtfertigt er auch in seinem Streite mit Goeze nach dem von mir hergestellten und unverfälscht wiedergegebenen Thatbestande desselben dastehe.

Bin ich, um der gegentheiligen Behauptungen willen, genöthigt gewesen, Goeze'n oft und viel das Wort zu überlassen, so habe ich die Auszüge aus seinen Schriften so durch mein Buch zu vertheilen gesucht, daß sie den Leser weniger ermüden möchten. Sie werden zugleich dienen, das Interesse an Lessing's Anti-Goezen u. s. w. durch Vergegenwärtigung der Zeit, worin, und der Veranlassung, auf welche diese entstanden, neu zu beleben. Auch wird wer noch künftig für Goeze gegen Lessing Partei nehmen will, da ich selbst hierzu die Freiheit niemandem

verkümmert haben möchte, für eine solche Neigung und Liebhaberei vielleicht noch besser bei mir, als bei Röpe seine Rechnung finden. Daß bei mir jedesfalls mehr für Goeze's „Rettung“ geschehen sei, würde in die Augen springen, wenn nicht Herr Röpe eine Aufgabe, deren Lösung die größte Mäßigung erfordert haben würde, so sehr hinaufgeschraubt und dadurch den Widerspruch herausgefordert und nothwendig gemacht hätte. —

Den Vorständen der Göttinger Universitätsbibliothek, der Hamburger Stadtbibliothek, der Großherzoglich Hessischen Hofbibliothek in Darmstadt erlaube ich mir für die Güte und Bereitwilligkeit, womit sie mich zu dieser Schrift unterstützt haben, öffentlich meinen Dank auszusprechen; wozu ich mich nicht weniger für die sich immer gleiche Gefälligkeit des so thätigen, als kundigen Herrn Bibliothekars Dr. Haueisen an der hiesigen Stadtbibliothek verpflichtet fühle, die vieles besitzt, was mir für diese Arbeit dienlich war.

Frankfurt a. M., 1. März 1862.

D. B.

Inhalt.

Erster Abschnitt: Lessing's wahres persönliches Verhältniß zu Goeze vor dem Fragmentenstreite. . . . . . . S. 1—41.

(Unrichtige Ueberlieferungen darüber von einem Schriftsteller zum andern: Karl Lessing, Guhrauer, Stahr, S. 1—3. — Lessing's und seiner Freunde Spott darüber, 4—5. — Lessing's eigene Angaben darüber, 6—7. — Lessing Goeze'n und Mylius gegenüber, 7—8. — Goeze's eigene Angaben, 8—9. — Eine Anekdote über Lessing, Alberti und Goeze, 9—10. — Goeze's Bibliothek; Lessing und Bibliotheken; Lessing's Besuche bei Goeze; eine „Zuschrift" Lessing's an Goeze, 10—13. — Goeze über Lessing's Streit mit Klotz; Klotz und Goeze; Urtheile über Goeze's Gelehrsamkeit; Goeze's Streitigkeiten mit Semler, 13—20. — Seine Streitigkeit mit Joh. Ludw. Schlosser; Berichtigungen und Ergänzungen der Geffcken'schen Darstellung derselben; Lessing's Verhalten zu ihr, 20—33. — Lessing Goeze's Bundesgenosse gegen Basedow; Lessing nahe daran, durch Goeze bekehrt zu werden, 33—35. — Streitigkeit zwischen Goeze und Alberti über das Bußgebet und Lessing's Verhältniß zu derselben, 35—41.)

Zweiter Abschnitt: Zur Kennzeichnung Goeze's, abgesehen von seinem Verhältniß zu Lessing und dem Fragmentenstreite. S. 42—120.

(Berufung auf Lessing's „Rettungen", S. 42—44. — Charakteristik Goeze's, 44—46. — Goeze stich- und schußfest; polemisirt seine Gegner (Alberti, Friderici) durch ihre eigene Schuld todt; man fürchtet sich sein Amtsgenosse zu werden; sein Rhabarbergebrauch: seine Verwandtschaft mit und sein Verhältniß zu dem Pöbel; sein Sinken in der allgemeinen Achtung, 46—53. — Er trägt selbst zur Verbreitung gegen ihn gerichteter Pasquille bei; Riesbeck, 53—57. — Goeze's Verhalten gegen Katholiken, Reformirte und Juden, 57—60. — Er bekämpft die Gleichstellung der Reformirten in Hamburg, beruft sich dafür auf die freie Stadt Frankfurt und auf eine für jene Zeit merkwürdige Schrift des Frankfurter Senior Ministerii Fresenius, 60—64. — Widmet dem Frankfurter Rathe eine erbauliche Schrift; daher Händel mit den Frankf. gel. Anzeigen, 64—67. — Nimmt sich Westphal's an und polemisirt

gegen die Reformirten übers Abendmahl; sein Geschmack in der Wahl von Liederversen, 67—71. — Polykarp Leyser über Melanchthon; Goeze's Fehde mit Weber, Döberlein (Nürnb. gel. Zeitg.), Strobel über die Augsb. Conf. und Melanchthon; Goeze's furchtbares Schmähen auf Melanchthon; sein Lob Luther's; er gibt im Schimpfen den schlimmsten Theologen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nichts nach; er zieht gegen Weber den Kürzern und läßt, als zweites mal in seinem Leben, einem Gegner das letzte Wort; Goeze und Heßhus; Goeze und die alte Verfassung Hamburg's, 71—112. — Goeze rühmt sich seiner Sanftmuth und Wohlanständigkeit im Streiten und widerlegt ein Pasquill Nürnberger Aerzte auf ihn, 112—116. — Wahrer Begriff der „Rettung"; Goeze's Leichtigkeit und Leichtsinn im Schreiben und Aehnlichkeit darin mit Mylius; zur Rettung Goeze's, 116—120.)

Dritter Abschnitt: Ueber Goeze's und Lessing's Stellung zur Orthodoxie und Aufklärung. . . . . . . S. 121—148.

(Goeze unschuldig an seinem „bösen Leumund"; die „Schwarze Zeitung" ein „höchst interessantes Blatt"; die Schuld an „dem Zerrbilde, in welchem Goeze's Persönlichkeit jetzt vor der Welt dastehe", auf Dreyer, Claudius, Lessing und Neuere geschoben; allgemeine Unbekanntschaft mit Goeze's Schriften und eines einzigen zwanzigjähriges Studium derselben, S. 121—125. — „Lösung des Räthsels", warum Goeze so verkannt werden konnte; Kampf zwischen Altem und Neuem; Blumauer's travestirte Aeneide, 125—128. — Lessing, der Rationalismus und die Guillotine; die Orthodoxie überhaupt und die Goeze's insbesondere; die Aufklärung und die Theologen; „der Mann (Goeze) in seiner ganzen Freisinnigkeit", 128—137. — Basedow und Abbt gegen Goeze; Verse auf Goeze; von nun an „Goeze's Leben ein beständiger Kampf gegen die Aufklärung"; Bahrdt's „Neueste Offenbarungen Gottes"; Goeze und Goethe Gesinnungs- und Bundesgenossen; Lessing „Vertheidiger" Bahrdt's, 137—143. — Die aufgeklärten Theologen und Lessing; die Theologen überhaupt und die Fragmente; Goeze und die Fragmente; Lessing und der „garstige breite Graben"; Lessing's umfassender christlicher Standpunkt; seine Stellung zu den Parteien, 143—148.)

Vierter Abschnitt: Hat Ungunst äußerer Verhältnisse Lessing zur Herausgabe der Fragmente bestimmt? . S. 149—187.

(Auslegung brieflicher Aeußerungen Lessing's, S. 148—153. — Lessing über Luther, 153—154. — Ueber Lessing's Absicht, die Fragmente schon im Jahre 1771 herauszugeben, 154—157. — Vorgeblicher Unterschied zwischen dem Lessing von 1774 und dem von 1776; briefliche Aeußerungen Lessing's; seine Gesundheit und Stimmung in Wolfenbüttel, seine Charakterstärke, 157—166. — Briefliche Aeußerungen, 167—176. — Die Reise nach Italien und pecuniäre Verhältnisse; „das Unglücksjahr 1776", 176—182. — Stahr über den Erbprinzen von Braunschweig und über Lessing's Stellung in Wolfenbüttel; Stahr und Oldenburg; Lessing über Schriftstellerunabhängigkeit, 182—187.)

Fünfter Abschnitt: „Goeze und Lessing im Fragmentenstreite."
A. Fortgesetzte grundlose Verdächtigung Lessing's. Züge in Lessing's Charakter. . . . . S. 188—208.
B. Was hat es mit der Beschuldigung auf sich, daß Goeze Lessing'en wegen einer bibliothekarischen Ungefälligkeit zuerst angegriffen habe? . . . . S. 208—220.
C. Goeze's erste Angriffe. Lessing's Abwehr. . S. 220—285.
D. Lessing's Gegenangriff. Die Anti-Goezen. . S. 286—293.
E. Lessing's Spinozismus als Anklage gegen ihn. Zwei Vorläufer Röpe's. Berufung des einen auf Hamann. Hamann's Bedeutung als Kritiker und als Kenner und Beurtheiler der Philosophie. . . . . S. 293—335.
F. Fortsetzung des Streites zwischen Lessing und Goeze. S. 336—365.
G. Ein Nachtrag Goeze'scher Schimpfreden. Die Beschuldigung Lessing's durch Goeze, daß die Herausgabe der Fragmente eine Geldspeculation gewesen sei. . . . . . . S. 365—379.
H. Ende des Streites zwischen Lessing und Goeze. S. 379—402.

Einige kleine Druckfehler

in dieser Schrift werden sich beim Lesen leicht berichtigen lassen.

Folgende zwei wolle man vor dem Lesen verbessern. S. 18, Z. 20 von oben ist nach Gegner hinzuzusetzen: in deren Kreisen er damals gelebt. S. 185, Z. 13—15 v. o. sind die Worte: „und er mag bis 1848 die Pension der Gnade des vorigen, nun noch absolut regierenden, Großherzogs u. s. w." so umzustellen: und er mag nun die Pension der Gnade des vorigen, bis 1848 noch absolut regierenden, Großherzogs u. s. w.

Lessing und Goeze.



Das Buch „Johan Melchior Goeze, eine Rettung, von Dr. Georg Reinhard Röpe, ordentlichem Lehrer an der Realschule des Johanneums zu Hamburg" (Hamburg, 1860) hat wegen des Versuches, die herkömmliche Meinung über den berühmten theologisch-literarischen Streit zwischen Lessing und Goeze umzustoßen und in ihr Gegentheil zu verkehren, nicht ohne Aufsehen bleiben können und ist von solchen, die den Standpunkt seines Verfassers theilen, mit großer Genugthuung und vielem Lobe, von anderen wenigstens mit minderer Vorsicht, als die Rücksicht auf einen Mann wie Lessing verlangt hätte, aufgenommen worden *). Dagegen haben ihm diejenigen, welche nicht so leichten Sinnes und Kaufes einen Lessing für einen Goeze dahingeben wollen, sofort schon darum keine ausreichende Würdigung widmen können, weil der Verfasser sich auf Schriften bezieht, die sehr selten geworden und schwerlich irgendwo noch so sicher und vollständig anzutreffen sind, als an dem Orte, wo Goeze gelebt und gewirkt und jetzt auch einen nicht zurückschreckenden Vertheidiger gefunden hat.

Dieser hätte daher wol die Pflicht gehabt, uns einen Theil der Mühe, welche wir hier übernehmen wollen, zu ersparen oder uns mehr als ihm gefallen durch wörtliche und zuverlässige Anführungen aus Goeze's Schriften gegen Lessing, statt durch Berufen auf seine Vertrautheit mit denselben, zu einem Urtheile über sein eigenes Urtheil in den Stand zu setzen.

Es zeiget den Parteischriftsteller, daß er dies nicht für nöthig gehalten hat und den Lesern zumuthet, mehr auf seine

*) Vgl. meine Anzeige der Röpe'schen Schrift in Nr. 24 der „Heidelberger Jahrbücher der Literatur" von 1860 und meinen Aufsatz „Lessing und die Evangelische Kirchen-Zeitung" in Nr. 51 der „Blätter für literarische Unterhaltung" von 1860.

bloßen Versicherungen und Betheuerungen zu geben, als auf die Beweise Lessing's, als auf dessen, einen Theil dieser Beweise ausmachende, Widerlegung Goeze'scher Beschuldigungen. Ihr hatten bisher Feind wie Freund den Glauben geschenkt, daß Goeze's Meinungen und die Art wie er sie geltend gemacht nicht mit Absicht wahrheitswidrig darin dargestellt seien. Wollte Hr. Röpe — und er will es! — diesen Glauben umstoßen, so mußte er, um nicht Zweifel an seiner eigenen Glaubwürdigkeit zu erregen, Goeze's Ausfälle auf Lessing nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern dieselben seinen Lesern viel ausführlicher bekannt machen, als Lessing selbst dies zu thun brauchte, dessen Zeitgenossen Goeze's Gegenschriften zur Hand hatten.

Dürfen wir denn auf die Zustimmung der Leser dafür hoffen, daß dasjenige, was Röpe versäumt habe, grade aus diesem Grunde nachgeholt, daß überhaupt, nachdem seine Schrift einmal Verbreitung gefunden, der allein wichtige, weil Lessing und den letzten Abschnitt seines bedeutenden Lebens und Wirkens betreffende, Theil derselben näher geprüft und entweder bestätigt oder widerlegt und berichtigt werden müsse, so können wir ohne weitere Einleitung an unsere Aufgabe gehen. Um diese aber genügend zu lösen, werden wir nicht umhin können, auch auf Goeze's übriges Leben und Schriftstellern näher einzugehen, da das Röpe'sche Buch selbst in dieser Hinsicht nicht einmal billigen Anforderungen entspricht.

Erster Abschnitt.

Lessing's wahres persönliches Verhältniß zu Goeze vor dem Fragmentenstreite.

In dem „Fünften Hauptstück" seines Buches (S. 136—162) mit der Ueberschrift: „Goeze und Lessing vor Ausbruch des Fragmentenstreites", bemüht sich Röpe der früheren persönlichen Bekanntschaft zwischen beiden eine Ausdehnung und Bedeutung zu geben, welche sie nicht gehabt hatte. Er beginnt mit Berufung auf die Bemerkung Guhrauer's *):

„Daß Goeze in dem Komödiendichter, in dem Weltkinde, dem Spieler Lessing — denn er habe noch in Hamburg dem Pharao geopfert — den Gelehrten und tüchtigen Kopf herausgefunden und an sich gezogen, daß Lessing, der seinen Umgang zu wählen gewohnt gewesen sei, oft zu ihm gegangen, ohne daß Goeze ihm die Besuche wiedergegeben, bleibe immer als bezeichnende Thatsache bestehen, welche durch die späteren Kämpfe ihre Bedeutung nicht einbüßen könne."

Aber diese Bemerkung ruht auf sehr schwachem Grunde. Karl Lessing, in dem Leben seines Bruders **), sagt fast in Einem Athem: „Goeze ..., bekam einige Besuche von Lessingen", und: „Lessing besuchte ihn oft, ohne Se. Hochwürden in die Verlegenheit eines Gegenbesuches zu setzen". Von diesen beiden ungleichen Angaben hat sich Guhrauer die eine angeeignet, ohne

*) Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Erster Band von Th. W. Danzel. Zweiter Band (in zwei Abtheilungen) von G. E. Guhrauer, Leipzig 1850—54. II, 1, S. 293.

**) G. E. Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse, herausgegeben von K. G. Lessing (3 Theile, Berlin 1793—1795). Erster Theil, S. 290 und 291.

die andere zu beachten, und dasselbe ist den Mehrsten vor ihm*) und nach ihm widerfahren.

Daß Goeze in dem „Komödiendichter u. s. w.“ den Gelehrten und tüchtigen Kopf herausgefunden habe, würde sich vielleicht hören lassen, wenn ihre persönliche Bekanntschaft in die Jahre 1749 bis 1751 gefallen wäre, nachdem Lessing seine ersten Lustspiele geschrieben, die ersten Proben seines großen kritischen Talentes abgelegt hatte; aber in dem Jahre 1769 brauchte in dem Dichter der Minna von Barnhelm, dem Verfasser des Laokoon, der Dramaturgie u. s. w. der Gelehrte und tüchtige Kopf nicht mehr „herausgefunden“ zu werden; so daß die Folgerung Röpe's in nichts zerfällt: „wenigstens zeige diese richtige Bemerkung Guhrauer's, daß Goeze nicht so bornirt gewesen, die hohe Bedeutung seines nachherigen Gegners zu verkennen oder gering zu schätzen.“

„Aeußerlich habe doch“, meint Herr Röpe, „der Herr Senior Goeze so hoch über dem armen Literaten Lessing gestanden, daß man diese ihm so lange Zeit bewiesene Anerkennung keinen fremdartigen Beweggründen, sondern nur der Hochachtung gegen den großen Schriftsteller beimessen könne“.

Ein „ordentlicher Lehrer an der Realschule des Johanneums zu Hamburg“, der zugleich Cand. Rev. Min., mag äußerlich und innerlich an einem Hamburgischen Herrn Senior Min. eben so hinauf-, als auf jeden, weder ordentlich noch außerordentlich angestellten „Literaten“ herabsehen; aber auf Lessing ist wenigstens seit seinem Aufenthalte und seiner Stellung in Breslau auch „der arme Literat“ nicht mehr anwendbar, und wenn Goeze sich um seine Bekanntschaft bewarb und ihn in sein Haus nöthigte, so kann der Beweggrund hierzu sehr wohl eine blos äußerliche Rücksicht gewesen sein, die Rücksicht auf den Ruhm

*) Z. B. Jördens im „Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten“, Dritter Band, Leipzig 1808, wo S. 252 gesagt wird: „Lessing habe, als er in Hamburg lebte, Goeze'n fleißig besucht“. Auch Nicolai hatte diesen Irrthum verbreiten helfen. Er sagte im siebenten Theil von Lessing's vermischten Schriften (1792) S. 104: „Lessing hatte in Hamburg einen ziemlich genauen Umgang mit dem durch gute und böse Gerüchte bekannten Pastor Goeze“.



und das damit verbundene persönliche Ansehen „des großen Schriftstellers".

Aber wie es sich hiermit auch verhalte, gewiß und ein Punkt, worin Herrn Röpe nicht widersprochen werden kann, ist, daß Goeze sich in seinen Schriften sehr oft mit großem Lobe über Lessing aussprach, während Lessing dies nie auch nur mit einem Worte öffentlichen Gegenlobes vergolten hat.

Röpe führt dergleichen Goeze'sches Lob an und setzt S. 138 hinzu: „Lessing hat seinerseits diese Achtung mit oft bezeugter ehrender Anerkennung vergolten, ja beständig wider Goeze's erbitterte Gegner, in deren Kreisen er damals lebte, für ihn Partei genommen. Will man nun, um dies beide gleichmäßig ehrende Zeugniß zu entkräften, damit es nur Goeze nicht zu Gute komme, lieber denen beistimmen, welche es dadurch erklären, vgl. Stahr, Leben Lessing's, II, 188, daß Lessing den Rheinwein des Herrn Hauptpastor geliebt habe?"

Der Rheinwein bei Stahr — „Goeze", sagt dieser, „... führte gute Rheinweine, denen Lessing auch nicht abgeneigt war," — stammt ebenfalls aus Lessing's Leben von seinem Bruder, wo es a. a. O. heißt: „Lessing fand Behagen an Goezens Gelehrsamkeit, und die aufgeklärten Schandmäuler setzen hinzu: an seinem Rheinwein". Hierauf folgen die oben angeführten Worte: „Er besuchte ihn oft u. s. w." Der öftere Besuch ward eben nöthig, um dem Zusatz der aufgeklärten Schandmäuler Glauben zu verschaffen; und wenn auch Röpe sagt, S. 137: „überhaupt machte dieser Umgang Aufsehen", so ist er an das zu erinnern, was er S. 10 (vgl. S. 46) unter Berufung auf einen Brief der Frau König an Lessing*) bemerkt hatte: „daß die Klatschsucht und das Geträtsch in Hamburg damals über die Maßen groß gewesen sein müsse." Dieselben werden sich daher auch dieses Stoffes bemächtigt und ihn seit dem Streite Lessing's mit Goeze erst recht verarbeitet haben. Das scheint Karl Lessing, dem, wie er selbst „bekennt", „die

*) Vom 4. Mai 1771, worin es heißt: „Sie sehen, die Medisance nimmt in Hamburg nicht ab, sondern immer zu. Wann ich erst alles erzählen würde, so würden Sie erstaunen, und dann brauchte ich nicht aus unserm Cirkel zu gehen."

Lessing'schen Freundschaftskreise in Hamburg nicht bekannt" waren*), und der sehr Vieles in dem Leben seines verstorbenen Bruders nach bloßem Hörensagen erzählt, zu bestätigen, indem er aus der vergangenen Zeit: „Lessing fand Behagen" in die gegenwärtige übergeht: „und die aufgeklärten Schandmäuler setzen hinzu."

Außerdem konnte, schon bei der Verschiedenheit der persönlichen Hamburger Beziehungen Goeze's und Lessing's, nicht ausbleiben, daß dieser sich mit seinen „Bekannten und Freunden", die, nach Karl Lessing, „gar bald davon erfuhren", über seine Besuche bei jenem neckte, indem sie ihn, wie der Bruder sagt, „in Schimpf und Ernst damit aufziehen wollten"; und da kann er im Scherze nicht blos Goeze's „Gelehrsamkeit", sondern auch seinen Rheinwein gepriesen haben. Aber so wenig Lessing einen ihm durch nichts näher verbundenen Mann, von dem er keine Gegenbesuche wollte, oft besucht haben kann, so wenig würde er dies auch des Rheinweines wegen gethan haben, selbst wenn er im Jahre 1769 wirklich noch „der arme Literat" des Herrn Röpe gewesen wäre.

Herr Röpe fährt, ohne es zu merken, fort, unsre, wie wir sie jetzt blos noch nennen wollen, Voraussetzung von der Art und dem Grade der persönlichen Bekanntschaft zwischen Goeze und Lessing zu bestätigen, denn er theilt die Spöttereien mit, welche in Briefen an und von Lessing darüber vorkommen, Spöttereien, welche dieser weder sich selbst gestattet, noch seinen Bekannten und Freunden nachgesehen haben könnte, wenn jene Bekanntschaft gewesen wäre, wozu unser Verfasser sie machen möchte. Er sagt: „Sein Bruder Karl schreibt ihm einmal darüber: „„Die Spötter sagen, entweder Du bekehrtest Götze, oder er Dich."" Ebert spottet bei Lessing's Uebersiedelung von Hamburg nach Wolfenbüttel: „„Ich hoffe, daß Ihnen alle Freunde, die Sie dort ungern verlassen, hier einigermaßen durch andere ersetzt werden sollen. Nur Ihren Götzen werde ich Ihnen nicht wiederschaffen können. Vergeben Sie mir diesen witzigen Einfall. Ich will ihn dafür Ihnen niemals wieder nennen."" Lessing erwidert: „„... ob ich mir schon keiner Unarten be-

*) A. a. O. S. 311.

wußt bin, die Ihnen von mir beifallen könnten, es wäre denn das Pharao und Götze, — ich weiß nicht, was Ihnen dieses unschuldige Paar gethan hat . . .““ Und Ebert erwiedert: „„Mit Ihrem Götzen! Sie zwingen mich doch den Mann noch einmal zu nennen. Der gottlose König Pharao kommt mir in seiner Gesellschaft als ein wahrer Heiliger vor.““

Dem Scherze, womit Lessing „das Pharao und Götze“ zusammen nennt, entspricht was er sich zur Zeit seiner angeblichen Freundschaft mit Goeze über diesen aufschrieb: „Daß Götze für das Verbrennen der Ketzer und Heterodoxen stimmen sollte, glaube ich nicht. Dazu ist er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf bestehen würde, daß Semler, Basedow und Teller ein Reisbündel auf dem Rücken vor seiner Kanzel erscheinen und so widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt. Weiter trieb Heinrich VIII. in England, wenn er gnädig war, seinen Eifer wider die Ketzer auch nicht. Ich sage, wenn er gnädig war; denn mitunter ließ er einen doch auch wirklich verbrennen, z. B. einen gewissen Johann Lambert, einen Schulhalter in London, um 1558, der die körperliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl leugnete. Und das that Heinrich, als er selbst kaum mit dem Reisbündel losgekommen wäre, wenn der Papst das Urtheil hätte sprechen sollen“.*)

Die erste Hälfte dieser Aufzeichnung findet sich auch bei Guhrauer a. a. O. und zwar kurz nach der von Röpe als richtig gerühmten Bemerkung. Guhrauer leitet sie mit den unmittelbar auf diese folgenden Worten ein: „Daß Lessing trotz seinen Scherzen gegen seine Freunde übrigens recht gut wußte und fühlte, welchen gefährlichen Gegner jeder freieren Geistesrichtung er in Goeze vor sich hatte, sehen wir aus folgenden Zeilen, welche um diese Zeit er sich einst über ihn in ein Tagebuch schrieb“. Diese Worte Guhrauer's führt Röpe eben so wenig an, als die Lessing'schen Zeilen, worauf sie sich beziehen, denn alle widerlegen seine Behauptung: „An Goeze's Orthodoxie nahm Lessing keinen Anstoß, die wußte er zu ehren“. Die Richtigkeit dieser Behauptung will er durch Anführung solcher Lessing'scher Aussprüche über die Orthodoxie beweisen, welche

*) K. Lessing, a. a. O. S. 291.

ohne irgend eine Beziehung auf Goeze sind, an dessen Orthodoxie Lessing gerade darum den größten Anstoß nahm, weil er die Orthodoxie zu ehren wußte. Röpe behauptet weiter: „Daß Goeze ein ganzer Mann war, ehrlich, und unverkennbar selbst voll von dem Glauben, den er vertheidigt, hatte Lessing auf den ersten Blick gesehen. Und solche Männer wollte er haben". Auch dies beweist er mit einer Reihe von Anführungen aus Lessing's Schriften, in welchen an Goeze kein Gedanke ist, seiner mit keiner einzigen Silbe Erwähnung geschieht.

Wenn Röpe's Behauptungen über Lessing's Verhältniß, nicht zur Orthodoxie, sondern zur Orthodoxie Goeze's berechtigt wären, so müßten sich auch in den Angaben, die wir von beiden über die zwischen ihnen stattgehabten Unterhaltungen haben, Anzeigen dafür finden. Das ist aber nicht der Fall. Karl Lessing trifft vielmehr das Richtige, indem er sagt: „Goeze ... bekam einige Besuche von Lessingen, in denen sie freilich nicht die kanonischen Bücher des alten und neuen Testaments oder den Werth des alten und neuen Hamburger Theaters festsetzten, aber von andern gelehrten Sachen sprachen"; und Lessing selbst gibt diese „andern gelehrten Sachen" genau an. „Den 24. Jänner 1769 habe ich", erzählt er in einem Tagebuchsbericht im „litterarischen Nachlasse",*) „den Senior Götze zuerst persönlich kennen lernen. Ich besuchte ihn auf seine wiederholte Einladung und habe einen in seinem Betragen sehr natürlichen, und in Betracht seiner Kenntnisse gar nicht unebenen Mann an ihm gefunden. Wir sprachen zuerst von der hiesigen öffentlichen Bibliothek. ... Hierauf sprachen wir wegen seiner Streitigkeit mit Semler, in welcher Götze nun wohl offenbar Recht hat. Semler hat von dem Komplutinischen Neuen Testament gesprochen, ohne es gesehen und untersucht zu haben".

Ueber spätere Besuche finden sich keine Aufzeichnungen Lessing's; indessen kommt in dem siebenten Anti-Goeze eine Stelle vor, welche auf Goeze's Verhalten bei den stattgehabten

---

*) Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von Wendelin von Maltzahn. XI, a, 412—414.

Unterredungen noch einiges Licht wirft. „Ich habe", sagt Lessing dort (X, 197), „es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten (des Fragmentisten) zugethan sei: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßte, nie das Geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt und nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe. Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Pastor und hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt". Hiernach hatte es also Goeze ehedem auch mündlich an Artigkeiten über die von Lessing schon frühzeitig in der angegebenen Richtung geschriebenen „Kleinigkeiten" nicht fehlen lassen und würde, wenn Lessing dies durch Gegenartigkeiten über Goeze's theologische Schriftstellerei erwiedert hätte, gewiß nicht verfehlt haben ihm das gleichfalls öffentlich vorzuhalten.

Man wußte viel zu gut, wie man mit Goeze und seiner Orthodoxie daran war, als daß Andersdenkende, wenn sie mit ihm in gesellige Berührung kamen, Gespräche über Religion und Theologie nicht eher hätten meiden, als suchen sollen; sie müßten denn sehr unerfahren gewesen sein. Lessing, dessen Charakter noch früher als sein Talent gereift war, scheint außerdem schon zeitig den Grundsatz gehabt und befolgt zu haben, sich in Gespräche über die höchsten und ewigen Interessen der Menschheit mit Männern von blos verneinender Richtung nicht einzulassen; einer solchen gehören aber sowohl diejenigen, welche, wahre Sünder wider den heiligen Geist und Gegner der Widergeburt auf dem Grunde des Bestehenden, jede Verbesserung, Erneuerung und nothwendige Fortbildung desselben anfeinden, als diejenigen an, welche das Bestehende nur als Ausgangspunkt zu einem Fortschritt betrachten, der in die Leere und zum Nichts führt. Wie mit Goeze, hatte Lessing es auch vermieden, sich mit seinem Jugendfreunde, dem freigeistigen Mylius über

die ernstesten religiösen und sittlichen Fragen zu unterhalten. Er konnte seinem über des Sohnes Umgang mit demselben beunruhigten und ungehaltenen Vater den 30. Mai 1749, also nach nicht lange vollendetem zwanzigsten Lebensjahre, schreiben: „Werde ich denn nie des Vorwurfes los werden können, den Sie mir wegen M. machen? Aber in Ihren Klagen vernehme ich die Klagen der frommen und trefflichen Mutter, die nun einmal ihren Haß auf den Mylius geworfen hat. Meine Freundschaft mit diesem ist nie etwas anderes gewesen, ist auch jetzt nichts anderes und wird zu keiner Zeit etwas anderes sein, als eine Verbindung zu wissenschaftlichen Zwecken. Ist die denn anzuklagen? Selten oder vielmehr nie ist zwischen ihm und mir die Rede von meinen Eltern und von dem, was man den Eltern zu leisten oder nicht zu leisten schuldig sei, von der Gottesverehrung, der Frömmigkeit, den Mitteln und Wegen, wie man hienieden sein Wohlsein zu befördern habe: daß Sie wahrlich nicht in ihm einen Verführer zu erblicken brauchen, der mich zu etwas Unrechtem anreizte*).

Wie Lessing's, wollen wir auch Goeze's Angaben über die zwischen beiden stattgehabten mündlichen Unterhaltungen anführen. Sie beschränken sich auf Folgendes: „...., da ich bei seinem hiesigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen lernen, da er mir einigemahl die Ehre erwiesen, mich zu besuchen, da ich in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen: denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch vertragen, er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kenntnis andern mitzutheilen — er war damahls noch nicht Hofrath" — u. s. w.

---

*) Lessing schreibt aus Rücksicht auf seine Mutter lateinisch, was oben deutsch wiedergegeben ist: Sed facile ex Tuis querelis querelas matris agnosco, quae, licet alias pia et integra, in hunc nimio flagrat odio. Nostra amicitia nihil unquam fuit, adhuc est et in omne tempus erit quam communicatio studiorum. Illane culpari potest? Rarus, imo nullus mihi cum ipso sermo intercedit de parentibus meis, de officiis, quae ipsis praestanda vel deneganda sint, de cultu Dei, de pietate, de fortuna hac vel illa via amplificanda, ut habeas quem in illo seductorem et ad minus justa instigatorem meum timeas etc.

Dies Zeugniß ist aus dem Jahre 1778 und ehrt Lessing durch die Thatsachen, die es über ihn aussagt, nicht durch die Absicht, worin es abgelegt wird, wie aus dem kleinlichen Ausfalle auf den Hofrathstitel hervorgeht, der Lessing später zu einem Andern gemacht haben soll. Die Worte Goeze's bestätigen und ergänzen aber Lessing's Tagebuchsbemerkungen über die Art und den Inhalt ihrer Gespräche, indem er „verschiedene Felder der schönen Wissenschaften" als dasjenige bezeichnet, worüber sich Lessing ihm mitgetheilt.

Was für „Kenntnisse" Lessing bei Goeze'n entdeckte, über was für Gegenstände dieser ihm Auskunft ertheilen und Fragen beantworten konnte, hat Lessing angeführt, und auf sie beschränkt sich allem Anscheine nach auch „der freundschaftliche Widerspruch", den er von Goeze'n erfuhr und „vertragen konnte". Daß Orthodoxie und Christenthum so wenig als Theater zu diesen Gegenständen gehörten, dafür zeugt auch noch der Umstand, daß Goeze den Fragmentenstreit ohne die geringste Ahnung von der theologischen und patristischen Gelehrsamkeit, in deren Besitz Lessing lange vor ihrer Bekanntschaft gewesen war, begann und ihn in einem Tone von Hochmuth und Anmaßung führte, gegen welchen, als es zum Haupttreffen kommen sollte, sein plötzliches Verstummen gewaltig abstach.

Herr Röpe zwar ruft, um Goeze in einem glänzendern Lichte zu zeigen, eine Anekdote zu Hülfe. „Daß Alberti", erzählt er, „nicht der Mann war, im Umgang einem Lessing zu genügen, läßt sich denken. Dr. C. J. Heise, ein hochgeachteter Arzt in Hamburg, der Lessing und Goeze g e n a u gekannt hat und erst 1826 im hohen Alter gestorben ist, hat oft erzählt, Lessing habe seinen Freunden auf die Aufforderung, mit zu Alberti zu gehen, gewöhnlich geantwortet: Geht Ihr zu Alberti, ich gehe zu Goeze, da kann ich etwas lernen".

Wendt, der dieselbe Anekdote mittheilt*), sagt nicht, daß Heise Lessing und Goeze „genau" gekannt, sondern nur, „daß er dem Lessing'schen Freundekreise angehört habe"; diesem gehörte aber doch Goeze nicht an; es könnte also mit Wendt's

*) Dr. Philipp Nicolai, Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg u. s. w., von Hans Hinrich Wendt, Diaconus zu St. Catharinen, Hamburg, 1859, S. 107 f.

Angabe bestehen, daß Heise Goeze gar nicht und Lessing nicht genau, ja daß er, da der Lessing'sche Freundekreis nach Lessing's Abgange von Hamburg fortbestand, auch den letztern gar nicht gekannt hätte. In welchem Alter Heise um 1769 gestanden, erfahren wir weder bei Wendt, noch bei Röpe, und es scheint, als hätten beide Hamburger Schriftsteller dies gar nicht einmal zu ermitteln gesucht, denn Wendt schreibt blos: „Heise sei erst 1826 gestorben", und Röpe setzt blos hinzu: „im hohen Alter". Lassen wir ihn dieses auf 77 Jahre gebracht haben, so wäre er 1769 zwanzig Jahre alt und zu jung gewesen, um ohne nähern Beweis dem Lessing'schen Freundekreise in jener Zeit zugezählt werden zu können. Was daher zweifelhaft erscheinen muß, ist nicht, daß Heise die Anekdote, so wie angegeben wird, erzählt, sondern daß er die vorgebliche „gewöhnliche" Antwort Lessing's je aus dessen eigenem Munde vernommen habe.

Möglich bleibt es darum immer, daß zu den Antworten Lessing's auf die Neckereien seiner Freunde auch die gehörte, er gehe zu Goeze, um bei ihm zu lernen; nur daß er keine wegwerfende Anspielung auf Alberti damit verbunden haben kann. Denn wer unter allen seinen nähern Bekannten, von Weiße, Gleim, Ramler und Moses Mendelssohn bis auf Bode, Ebert, Schmid, Zachariä und Eschenburg, war der Geist, „einem Lessing zu genügen"? Aber als Freunde genügten sie ihm, und zu seinen Freunden gehörte, wie selbst Röpe nicht bestreitet, Alberti. Diesen braven und liebenswürdigen Mann blos deshalb zu verkleinern und herabzusetzen, weil er nicht zugleich ein großer Mann war, ist doch sehr erbärmlich.

Viel entschiedener als Goeze'n und Goeze's Kenntnisse lobt Lessing in der Aufzeichnung über den Besuch vom 24. Jänner 1769 Goeze's Bibliothek. „Götze", sagt er, „hat eine vortreffliche Sammlung von Bibeln; und besonders den ersten Ausgaben von Luther's Uebersetzung"; und Derjenige würde Adolf Stahr würdig berichtigt haben, der gesagt hätte: nicht Goeze's guter Rheinwein, sondern seine treffliche Bibelsammlung, aus welcher Lessing mehreres anführt und bespricht, habe diesen bestimmt, seinen ersten Besuch zu wiederholen; so wie sie ohne Zweifel auch der Grund und die Veranlassung von Goeze's „wiederholter Einladung" gewesen war.

Lessing's Gewohnheit, Bibliotheken zu durchforschen, ist bekannt. Ich erinnere beispielsweise an seine Besuche auf den Breslauer Bibliotheken, wovon Rector Klose in seinem Bericht über Lessing*) erzählt, und führe an, was dieser schon im Jahre 1750 seinem Vater aus Berlin schrieb: „Wer Ihnen geschrieben hat, daß es mir sehr schlecht ginge, weil ich bei Herrn Rüdigern nicht mehr den Tisch und andere Einnahme hätte, der hat Ihnen eine große Lüge geschrieben. Ich habe mit diesem alten Manne nie länger etwas wollen zu thun haben, als bis ich mir seine große Bibliothek recht bekannt gemacht hätte. Dieses ist geschehen, und wir waren also geschiedene Leute. Der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten, ich kann für 1 Gr. 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun."

Welches besondere Interesse Lessing an alten Bibeln nahm, geht u. a. aus den Worten hervor, womit er Goeze abfertigte, als dieser ihn während ihres Streites über dergleichen belehren wollte und ihn ermahnte, „doch nur die in Wolfenbüttel befindlichen Ausgaben der cöllnischen Bibel nachzusehen." „Ich kenne", erwiederte Lessing, „diese cöllnische Bibel recht gut, und habe sie nicht erst hier in der Bibliothek dürfen kennen lernen. Denn ich kannte sie schon, als ich noch blos die alten Bibeln wegen der Holzschnitte durchsuchte." (XI, b, 158.)

Oefter aber, als Goeze selbst angibt („einigemahl"), kann Lessing dessen Bibliothek aus verschiedenen Gründen nicht besucht haben. Einmal war er im Jahre 1769 sehr beschäftigt, indem er sowohl die Briefe antiquarischen Inhalts, als die Dramaturgie vollendete. Dann stattete er in demselben Jahre einen Besuch in Braunschweig ab, hatte mit der Vorbereitung zu der beabsichtigten Reise nach Italien, dem Verkaufe seiner Bücher, den Vorkehrungen zu seiner Uebersiedlung nach Wolfenbüttel zu thun, welche im April 1770 geschah. Endlich widerspricht der Annahme einer näheren Bekanntschaft zwischen beiden auch der Umstand, daß keine Anzeige vorliegt, Lessing habe bei einem längeren Besuch in Hamburg im September und October 1771, sowie im August 1776 auch Goeze'n besucht. Nicht weniger

*) Lessing's Leben von K. G. Lessing, S. 241 ff.

widerspricht ihr, daß in Lessing's Briefen während seiner Wolfenbüttler Zeit Goeze's vor dem Fragmentenstreite nur bei einer einzigen Gelegenheit, im Jahre 1770, aber auf eine Weise Erwähnung geschieht, welche, wie wir unten sehen werden, weiter deutlich macht, was es mit der „Anerkennung Goeze's von Seiten Lessing's" auf sich hatte.

„Diese Anerkennung Goeze's von Seiten Lessing's", sagt Herr Röpe, „ist aber für die Rechtfertigung des vielgeschmähten Mannes von allergrößter Bedeutung. Sie ist das Urtheil eines feinen Menschenkenners und gründete sich auf genaue Bekanntschaft. Zunächst hatte Lessing eingesehen, daß Goeze ein vielseitig gebildeter Mann war, der mit regem Interesse die neue geistige Bewegung verfolgte, selbst in Dingen, die seinem geistlichen Berufe fern lagen und seinen theologischen Ueberzeugungen widersprachen ... Wußte er doch selbst die Dramaturgie zu würdigen, hat er doch die Bekanntschaft ihres berühmten Verfassers eifrig gesucht und gepflegt. Ihm sandte daher auch Lessing mit freundlicher Zuschrift seine Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet. Er hielt ihn also für den Mann, der seinen Grund- und Schlußgedanken annehmen könnte: „„Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt."" Und er irrte sich nicht. „„Ich bewundere den Herrn Leßing"", sagt Goeze noch im Fragmentenstreite, „„wenn ich seinen Laokoon, seine antiquarische Briefe, vornehmlich aber sein unnachahmliches Meisterstück, die Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet haben, lese.""

Lessing's Urtheil über Goeze gründete sich, wie wir vielmehr gesehen haben, nicht auf „genaue" persönliche Bekanntschaft und hatte das auch gar nicht nöthig, um richtig zu sein und sich immer gleich zu bleiben. Die Zusendung der „Untersuchung: Wie die Alten den Tod gebildet", braucht nichts als eine Artigkeit gewesen zu sein, begründet durch ein Gespräch bei Goeze oder auch durch die Dienstfertigkeit, womit dieser Lessing'en seine alten Bibeldrucke vorgezeigt hatte. Wollte aber Röpe uns bestimmen, den Folgerungen, welche er aus dieser Zusendung und aus Goeze's späteren, mitten unter lauter

Schmähungen lobenden, Redensarten zieht, beizupflichten, so durfte er um so weniger versäumen, die „freundliche Zuschrift", womit Lessing die Zusendung begleitet habe, seinem Buche einzuverleiben, als sie in dem Grade unbekannt geblieben ist, daß sie sogar noch in der Lachmann'schen Ausgabe der Briefe an Lessing fehlt. Freilich schrumpft aber diese „freundliche Zuschrift" schon bei Wendt (a. a. O., S. 108) zu einer bloßen „Dedication an Goeze" zusammen, welche „Lessing mit eigener Hand in das Goeze'n geschenkte Exemplar hineingeschrieben habe." *)

Wie sehr Goeze die „Briefe antiquarischen Inhalts" zu würdigen gewußt oder „wie gut er sie gekannt" habe, soll, nach Röpe, auch ein Citat Goeze's im Schlosser'schen Streit, auf den wir unten kommen werden, zeigen, worin jene Briefe als „vortrefflich" bezeichnet werden. Man muß aber auch in dieser Beziehung Herrn Röpe's Logik nur erst kennen. So hebt er z. B. hervor, S. 79 f., daß Goeze sich in einer seiner Schriften „zum Schluß auf Luther's Wort berufe." Er führt dies Wort an, wie Goeze es angeführt hatte, und ruft dann aus: „Ist nun wirklich in Goeze kein Funke Luther'schen Geistes, wie Lessing sagt?"

Nichtsdestoweniger hätte er einen triftigen Grund gehabt, Goeze'n das Lob der antiquarischen Briefe nicht zum Lobe anzurechnen, den Grund nämlich, daß er Goeze'n zu Lieb Lust bezeigt, auch Klotz'ens Retter zu werden. Er sagt nämlich S. 31: Guhrauer „habe in Beziehung auf Klotz die Pflicht der Gerechtigkeit anerkannt und erfüllt, die sein Buch an Goeze nicht in gleichem Maße in Erfüllung gehen lasse".

---

*) Und diese, unten auf dem Titelblatte jenes Exemplars befindliche, sogenannte „Dedication" lautet: „Sr. HochEhrw. dem Herrn Sen. Goeze vom Verfasser". Das ist Alles! — Diese Nachricht erhielt ich, nachdem das oben Gesagte längst niedergeschrieben war, durch gefällige Vermittlung von der Hand des gelehrten Predigers zu St. Nicolai in Hamburg, Herrn C. Mönckeberg, jetzigen Besitzers des Exemplars. Ich hatte nichts anderes angenommen und erwartet, u. a. schon aus dem Grunde, weil Röpe auch den allergeringsten höflichen Ausdruck von Hochachtung, Ergebenheit oder dergleichen in der „Zuschrift" Lessing's nicht unerwähnt und unbetont gelassen haben würde.

Woher kam es denn, daß der fromme, oder dürfen wir blos sagen: der orthodoxe? Goeze ein so großes Wohlgefallen an Lessing's Streitschriften gegen Klotz fand und das Unrecht des erstern gegen den letztern nicht mitfühlte, während er später über das Unrecht Lessing's gegen ihn selbst den großen Lärm schlug? Doch nicht daher, daß Klotz auch ihn angegriffen hatte und er dafür auch an einer ungerechten Behandlung desselben durch Lessing Gefallen fand?

Dieses bezeugte er noch mitten in seinem eigenen Streit mit Lessing. „Vor einigen Jahren", sagt er, „Lessing's Schwächen", S. 9., „controvertirte Herr Lessing mit dem Hallischen Geheimenrathe Klotz über Gegenstände, welche eigentlich in das Feld liefen, dem sich Herr Leßing vorzüglich gewidmet hat. Er führte diesen Streit mit Nachdruck, er demüthigte seinen Gegner wo es nöthig war, er nahm ihm die fremden Federn, wenn er Parade mit denselben machen wolte; aber er führte diesen Streit auch mit Würde und vollkommner Anständigkeit. Er verachtete mit wahrer Großmuth alle kleine und niedrige Kunstgriffe, Vortheile über seinen Gegner zu erhalten oder die Leser mit Vorurtheilen gegen ihn einzunehmen. Er stritte mit Gründen und machte von seinem Witze nur alsdenn Gebrauch, wenn derselbe ein besonderes Licht über den Gegenstand, den er eben vor sich hatte, ausbreiten konte: denn er war überzeugt, daß die Wahrheit auf seiner Seite war".

Dieses Urtheil über Lessing's Schriften gegen Klotz paßt auch völlig auf seine Schriften gegen Goeze, der umsonst hinzusetzt: „Allein bei dem gegenwärtigen Streite müssen wir sagen: Quantum mutatus ab illo!"

Röpe merkt Guhrauer's fernere Worte an: „Bemerkt muß jedoch werden, daß die Darstellung der Streitigkeiten mit Klotz in Lessing's Leben früher nicht ganz unparteiisch gehalten ist, da man von vornherein Lessing's Partei nahm, als wenn es dessen Ruhm erforderte, von Anfang an Recht zu behalten." Röpe setzt hinzu: „Nun folgt die ehrende Anerkennung, daß Klotz doch auch seine Verdienste und Talente gehabt habe. Und niemand wird darum Lessing weniger ehren". Dies kann, wenn es einen Sinn haben soll, nur heißen: Und niemand wird



darum in der Hauptsache Lessing'en gegen Klotz weniger Recht geben. Aber die Ehre Lessing's müßte einen sehr empfindlichen Abbruch erleiden, wenn die Urtheile über ihn Grund hätten, auf welche Herr Röpe *seine* „ehrende Anerkennung" Goeze's in dem Streite beider baut. Und was soll die Berufung auf Guhrauer, da Guhrauer nicht einmal eine Rettung, geschweige eine Rechtfertigung Klotzens versucht, und Röpe sich in seinen Lobreden auf Goeze die gemäßigte Art, wie jener Klotz'en Gerechtigkeit widerfahren läßt, durchaus nicht zum Vorbilde genommen hat? Zudem ist die Behauptung ungegründet, daß Guhrauer die Pflicht der Gerechtigkeit minder an Goeze, als an Klotz ausgeübt habe. Man lese die Einleitung zu seiner Darstellung des Streites zwischen Klotz und Lessing, ob die allgemeine Schilderung, welche er dort von dem erstern entwirft, im allerentferntesten an die Anerkennung Goeze's durch Röpe reicht. Guhrauer sagt darin (II, a, 231 f.): „Dem Streben Klotzens wäre sein Talent glücklich nachgekommen..., hätte er nicht, gleich so manchem frühreifen guten Kopfe, an einem allzufrühen und unreifen Ruhme eine Last mit ins Leben genommen, welche den gesunden Keim zu seiner Entwicklung nicht gelangen ließ... Ihm fehlte die sittliche Grundlage großer Schriftsteller, welche mit würdigen Mitteln große Zwecke verfolgen. ... Noch auch war in ihm eine Ader jener großen Humanisten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts ...; Klotzens satirische Werkchen in lateinischem Idiom bleiben matte Nachahmungen ihres Stils, ohne einschlagende Wirkung. ... Klotz hatte sich einen überaus leichten, zierlichen Stil gebildet, welcher die verschiedenartigsten Gegenstände beherrschte ... Jeder Gegenstand war ihm gleich, er sprang von Materie zu Materie. Es reichte hin, daß ein Gelehrter einen neuen Zweig der Wissenschaft oder Literatur hervorzog, um ihn sogleich in diese neue Richtung hinein zu ziehen. ... Vor allem waren es die Vorbilder von Winckelmann und Lessing, welche Klotzen in die Laufbahn des Antiquars führten, zu denen er aber, nach dem Bekenntnisse seines Biographen, ganz unvorbereitet kam*). ... Endlich, wie jeder, der auf den

*) Vgl. Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens u. s. w., entworfen von Herrn Carl Renatus Hausen u. s. w. Halle, 1772, S. 69.

Schein arbeitet, mußte er beständig ein Gefolge von Anhängern oder Schülern hinter sich haben, welche in Zeitschriften für jede Zeile ihres Meisters überschwängliches Lob und Pfeile für jeden Gegner hatten. ... Der Würdigste war vor dem Hinterhalte Klotzens und seiner Anhänger nicht mehr sicher. Nur Einer erregte vielleicht das aufrichtige Gefühl und die Anerkennung der Ueberlegenheit bei Klotz, und dies war Lessing! und Lessing mußte es sein, welcher jenes sophistische Gewebe des überall gefürchteten und geschmeichelten Mannes mit starker Hand zerriß und an seinem Urheber ein unbarmherziges Strafgericht übte".

Dies ist das Wesentliche der „ehrenden Anerkennung" Klotz'ens durch Guhrauer, auf welche Röpe sich beruft, aus der er sich aber wohl hütet seinen Lesern etwas mitzutheilen. Sie läuft darauf hinaus, die schonungslose Art, wie Lessing Klotz'en zurechtsetzte, zu rechtfertigen, indem sie deutlich macht, daß es hierzu einer starken Hand und eines unbarmherzigen Strafgerichtes über Klotz bedurft habe. Hat Guhrauer diesem etwas Gutes nachgesagt, was er, ohne unwahr zu werden, Goez'en nicht nachsagen konnte, so besteht es darin, daß Klotz Lessing's Ueberlegenheit vielleicht aufrichtig gefühlt und anerkannt habe, denn er hielt sich nicht, wie anfangs Goeze, dem Kampfe mit Lessing gewachsen, nachdem dieser den ihm von beiden hingeworfenen Handschuh aufgenommen hatte. Er sagte zwar in einer Anzeige*) des ersten Theils der „Briefe antiquarischen Inhalts": „Ich behalte es mir vor, in einer besondern Schrift Herrn Lessingen zu antworten", er hielt aber nicht Wort**).

Uebrigens hat Guhrauer es auch gegen Goeze an „ehrender Anerkennung", um Röpe's Ausdruck beizubehalten, nicht fehlen lassen. Er sagt (II, a, 292): „Man thut Goeze'n vielleicht Unrecht, wenn man seine nicht abreißende Polemik gegen die Semler, Basedow, Teller, Alberti, Schlosser, Dreyer, Bahrdt, gegen die Verfasser der Allgemeinen Bibliothek, bis zu Goethe und Lessing, als blos persönliche Ausbrüche einer finstern Wuth betrachtet. Den Posten, den Boden, wo Goeze predigte und

*) Deutsche Bibliothek der schön. Wissenschaften, Bd. 2, Stück 7, S. 465.
**) Hausen a. a. O. S. 34 und 35.

eiferte, möge man im Auge haben. Die Geschichte der Hamburgischen lutherischen Geistlichkeit seit Einführung der Reformation bis zu Goeze zeigt uns eine lange Reihe solcher Eiferer auf der Warte des Buchstabendienstes gegen jede freiere Geistesrichtung in Philosophie und Theologie. Goeze hat, Dank seinen letzten Angriffen auf einen Feind wie Lessing, den traurigen Ruhm, als der letzte in der Reihe, auf unvergänglichem Postament über seine Vorgänger hinauszuragen, indeß die unzähligen Streitschriften und Fehden der Vorgänger im Staube der Bibliotheken begraben und vergessen sind". —

An die angeführte Aeußerung Lessing's, was für einen Mann er an Goeze „in Betracht seiner Kenntnisse" gefunden, knüpft Guhrauer die Bemerkung: „Also für einen ganzen Gelehrten habe Lessing ihn eigentlich nie gehalten, wofür er von seinen Verehrern bisweilen wohl ausgegeben worden sei", und zieht die Worte von Thieß, einem jüngern Zeitgenossen Goeze's an, welche nach unserer Darstellung aufzufassen sind: „In früheren Zeiten urtheilte zwar Lessing von Goeze's Kenntnissen auch in andern, als theologischen Fächern günstig: allein dies Urtheil war die Folge eines Gesprächs, in welchem Goezi, dem es an dieser Gabe nicht fehlte, Lessing zu unterhalten gewußt hatte. Man kann, bei sehr seichtem Wissen, die Miene eines Literators und Kunstkenners annehmen, zumal in einer Bibliothek"*).

Dies sagt Thieß in einer Anmerkung. Im Text dagegen bemerkt er, was zwar Guhrauer nicht anführt, was sich uns aber als ziemlich richtig ergeben wird: „Aber von allen Goezeschen Streichen war es auch der dümmste, daß er mit Lessing anband. Durch diesen ward, was bis dahin nur wenige sich ins Ohr sagten, ziemlich ruchtbar, daß der berühmte Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg, neben seiner krassen Orthodoxie, auch eine krasse Ignoranz unterhalte. Zwar in den Proben einer Bildergallerie Hamburgischer Männer des 18ten Jahrhunderts, die das Hanseatische

*) Joh. Otto Thieß, Gesch. seines Lebens und seiner Schriften aus und mit Aktenstücken. Ein Fragment aus der Sitten- und Gelehrtengesch. des achtzehnten Jahrhunderts. Zwei Theile. Hamburg 1802. II, 20.

Magazin uns neulich vorgelegt hat, wird Johann Melchior Goeze, hier doch auch zubenannt der Streitbare, ausgestellt als „„gründlich gelehrter Theolog, Philolog, Historiker, Literator, Kanzelredner von Feuer und Kraft““, doch ist dies nicht die einzige Probe von der unsichern Hand dieses preziösen Mahlers. Daß Goeze keine gründliche theologische Gelehrsamkeit besaß, ergab sich aus allen, besonders seinen letzten, exegetischen Streitigkeiten. ... Als Historiker und Literator war er hin und wieder in der Kirchen-, zunächst in der Reformationsgeschichte, und in der Literatur der alten deutschen, besonders lutherschen, Bibelübersetzungen, aber in beiden Fächern, wie eben sein Streit mit Lessing auswies, nicht durchaus bewandert“ u. s. w. —

Zwei Gründe brachte Röpe dafür vor, daß Lessing die ihm von Goeze erwiesene Hochachtung „mit oft bezeugter ehrender Anerkennung vergolten habe“. Der eine, welchem wir haben beistimmen müssen, war, daß Lessing Goeze'n nicht, wie die Spötter wollten, um seines Rheinweins willen besucht.

Auf den andern: daß „er beständig wider Goeze's erbitterte Gegner für ihn Partei genommen“, haben wir jetzt näher einzugehen; und da will uns sogleich ein vertrauter Umgang Lessing's mit erbitterten Gegnern eines von ihm so hochgehaltenen Mannes nicht recht zusagen. Warum hat aber Röpe, nachdem er zur „Rettung“ Goeze's einen Freundschaftsbund zwischen diesem und Lessing ausgefunden, nicht auch zur Rettung Lessing's entdecken wollen, daß jener Umgang des letztern mit den Feinden des erstern eine Lüge sei. Darf man Geschichte machen, so darf man Geschichte auch leugnen. Dieses hätte ihm nicht schwerer fallen sollen, als jenes, und er würde dadurch den Beweis, daß Lessing der Person Goeze's mit herzlicher Liebe zugethan gewesen, sehr verstärkt haben.

Er fährt aber S. 138 fort: „Seit Ostern 1767 hatte Lessing seinen Wohnsitz in Hamburg. Goeze stand damals auf der Höhe seines Lebens. Der Kampf mit Semler, Basedow, Schlosser und Alberti war in voller Blüthe; alle „„Aufgeklärten““ nahmen eifrig Partei wider den Senior. Und Lessing?“

Auf diese Frage wird die Antwort mit einer kürzern Anführung aus dem Tagebuchsberichte Lessing's über seinen ersten



Besuch bei Goeze eröffnet. Um der darin vorkommenden Aeußerung über des letztern Streit mit Semler wegen des Complutensischen N. T. mehr Gewicht zu verschaffen, als ihr zukommt, wird gesagt: „Es sei damals vielleicht niemand in Deutschland so sehr im Stande gewesen wie Lessing, Goeze's bibliographische Verdienste gerecht zu würdigen". Gewiß ist aber auch, daß Lessing Goeze's bibliographische Kenntnisse zu den „Minutissimis der Gelehrsamkeit" rechnete, sie „nur Stäubchen aus der Litterargeschichte" nannte und über die Wichtigkeit spottete, welche Goeze ihnen beilegte*). Gewiß ist ferner, daß Lessing, als Goeze — welchen Fall wir schon einmal berührten — auch ihn („Leßing's Schwächen", S. 99) auf dem bibliographischen Gebiete meistern zu können geglaubt hatte, eine, zu seinem „litterarischen Nachlaß" gehörige, unvollendete „Schrift" (XI, b, 148—163) verfaßte, die, wie er darin sagt, „freilich nur bestimmt ist, die Blöße eines Mannes auch hier aufzudecken, wo man seine ganze Stärke vermuthen sollte". Diese Blöße zeigt sich so groß, daß Lessing Goeze'n wiederholt wegen des „Prahlens" und „Rühmens" verspottet, ein „Triümphchen", einen „Sieg" „über Semler erhalten zu haben". Daß Lessing im Stande war, Goeze's bibliographische Verdienste gerecht zu würdigen, darin hat Herr Röpe recht; aber warum schweigt er über den Aufsatz, in welchem Lessing diese gerechte Würdigung unternahm?

Thieß**) sagt sehr richtig: „Der Streit, den Goeze mit Semler zur Vertheidigung der Complutensischen Bibel führte, würde, wenn er nur mit Mäßigung hätte schreiben können, ihm zur Ehre gereicht haben". Daß aber Röpe aus Lessing's Worten in dem Tagebuch eine allgemeinere Parteinahme desselben für Goeze gegen Semler ableiten will, ist um so auffallender, als er in einem frühern Hauptstück gesagt hatte (S. 64): „Goeze's erste bedeutende Streitschrift war im Grunde nur eine wissenschaftliche. Sie besteht aus zwei starken Bänden und betrifft die Complutensische Bibelausgabe, von welcher Semler behauptet hatte, sie sei nichts als ein von den Papisten nach der Vulgata und deren Lesarten verfälschtes Machwerk".

---

*) Vgl. den Neunten Anti-Goeze (X, 209).

**) A. a. O., S. 28.

Auch Goeze's übriger Kämpfe „gegen Semler und dessen rationalistische Theologie" erwähnt Herr Röpe nur an einem frühern Ort und mit frohlockender Anspielung darauf, daß Semler im Fragmentenstreit mit Goeze gegen Lessing zusammenstand. Kehrt er nichtsdestoweniger an unserm Ort (S. 138 f.) die Sache um, indem er Lessing mit Goeze gegen Semler zusammenstellt, so werden wir dies als Ersatz für alles dasjenige, was er später Lessinge'n absprechen muß, hinnehmen sollen, da Goeze (S. 85) Semler'n „in unzähligen Schriften und Aufsätzen seine Halbheiten und Unwahrheiten nachgewiesen" und „Recht gegen ihn behalten hat", so daß Semler, in Röpe's Augen, „jetzt in seiner ganzen Schwäche völlig so dastehe, wie Goeze ihn geschildert". Aber ist es Lessing'en besser ergangen, steht dieser jetzt, d. h. seit dem Erscheinen des Röpe'schen Buches, minder in seiner ganzen Schwäche so da, wie Goeze ihn geschildert? —

Von Goeze's „Kampf" mit Semler geht Röpe auf den mit Johann Ludwig Schlosser, dessen Vater Goeze's Amtsvorfahr gewesen war, über. Hier stellt er Lessing mit den Worten auf Goeze's Seite: „An dem Schlosser'schen Streite betheiligte sich Lessing gar nicht", und setzt hinzu: „ihm mögen die Komödien des geistlichen Herrn eben so schwach erschienen sein, wie dem Recensenten in Klotz'ens Bibliothek, II, S. 300".

Will Herr Röpe hiermit zu verstehen geben, die Schlosser'schen Lustspiele seien zu schlecht gewesen, als daß Lessing sich an dem Streite hätte betheiligen sollen, so weiß er selbst recht gut, daß er dadurch eine ganz falsche Vorstellung von diesem erregen würde. Er hatte S. 36 f. gesagt: „Schlosser hatte als Student einige unbedeutende Schauspiele geschrieben, er ließ dieselben, als er schon Pastor in Bergedorf war, von der Ackermann'schen Gesellschaft aufführen und endlich auch drucken."

Nach Schlosser's eigner Darstellung hatte dieser „einige" in den „Schul- und academischen Jahren" verfertigte „teutsche Schauspiele" nach der Rückkehr in seine Vaterstadt „in der Handschrift einigen wenigen vertrauten Freunden mitgetheilt, auf deren Verschwiegenheit ich mich verlassen konnte. Einer unter denselben fragte mich, ob ich sie nicht aufführen lassen wollte, und da ich gewiß versichert bin, daß in denselben nichts ent-

halten ist, was der reinsten Tugend entgegen wäre, so hatte ich kein anderes Bedenken dabey, als die Besorgniß, daß mein Name bekannt werden, und manche wegen des herrschenden Vorurtheils einen Anstoß daran 'nehmen würden. Mein Freund hob dies Bedenken durch die Versicherung seiner genauesten Sorgfalt in Verbergung meines Namens, und meine Stücke wurden der Ackermannischen Gesellschaft übergeben, welche auch zwey davon ... aufführte, aber erst zu der Zeit, wie ich schon zum Prediger erwählt war; daher ich sie selbst nicht gesehen, weil ich, welches ich hier beyläufig zu versichern für nöthig halte, den Schauplatz, seitdem ich im Amte bin, niemahls besucht habe. Eben dieser Freund verlangte auch nachher meine Einwilligung zum Druck dieser Lustspiele, mit wiederhohlter Versicherung der genauesten Sorgfalt in Verbergung meines Namens, und ich gab dieselbe so viel williger, weil ich doch, da sie einmahl in den Händen der Komödianten waren, ihren Druck, und vielleicht einen sehr fehlerhaften Abdruck derselben, nicht mehr verhindern konnte*). Indessen blieb mein Name nicht so unbekannt, als ich es hoffte und wünschte".

Herr Röpe fährt auf S. 36 f. fort: „Darüber griff Goeze ihn an: es sei einem Pastor unziemlich, zugleich für die Bühne und die Kanzel zu arbeiten; ein heftiger Streit entstand, über den sich Goeze hernach durch eine ausführliche Schrift über die Sittlichkeit der heutigen Schaubühne zu rechtfertigen suchte. Wir würden auf diesen Streit, der noch jetzt großes Interesse hat, hier weiter eingehen, wenn nicht Herr Dr. J. Geffcken durch seinen trefflichen Aufsatz über diese Angelegenheit im dritten Band der Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, 1851, S. 56—77, uns dieser Mühe überhoben hätte."

Das ist eine sehr bequeme Art, über etwas seinem Helden Nachtheiliges hinwegzuschlüpfen. Herr Röpe sucht es sogar durch die Bemerkung ganz zu beseitigen: „Allerdings habe sich Goeze durch die Art, wie er die Polemik begonnen, einer Uebereilung schuldig gemacht, die er jedoch auch alsbald offen einzu-

---

*) Sie erschienen unter dem Titel: „Neue Lustspiele. Bremen bei Cramer, 1768". Es waren zusammen vier: Der Zweykampf, die Maskerade, die Komödianten und Das Mißverständniß.

gestehen bereit gewesen. Im Uebrigen zeige Geffcken's Darstellung, wie hoch Goeze in diesem Fall über seinen Gegnern, über Schlosser und vornehmlich über Nölting, gestanden".

Geffcken's Darstellung zeigt weder, daß Goeze in diesem Falle überhaupt hoch, noch, daß er hoch über seinen genannten Gegnern gestanden habe. Sie sagt blos, daß Goeze's Schrift*) „bei aller Einseitigkeit und bei allen starken Ausfällen doch **immerhin** das Bedeutendste in diesem Streite sei"; wodurch Geffcken noch gar nicht mit dem Urtheile Guhrauer's sehr in Widerspruch zu kommen braucht, der sie mit Recht „eine fanatische Abhandlung über das Theater" nennt, „welche von größter Unkenntniß der Sache zeugte".

Den Aufsatz, durch welchen Goeze der Anfänger auch dieses Streites gewesen war, nennt Geffcken einen „gehässigen Angriff auf Schlosser". Derselbe stand im 102. Stück der „Hamburgischen Nachrichten aus dem Reich der Gelehrsamkeit" vom Jahr 1768, den 30. Dec., und rief in andern Hamburger Blättern die heftigsten Entgegnungen hervor, noch ehe man den Namen des Verfassers wußte und ahnte; denn Geffcken nimmt irrig an, daß man über diesen von Anfang an nicht in Zweifel gewesen sei. In dem 11ten Stück der **Hamburgschen neuen Zeitung** vom 19. Januar 1769 heißt es u. a.: in jenem Aufsatz „sei ein sehr geschickter und verdienter Hamburgscher Prediger, der Herr Pastor Schlosser in Bergedorf, mit einer Bosheit angegriffen, um welche selbst der Satan den Urheber beneiden möchte", „dergleichen bübische Angriffe verdienten nicht nur mit dem Abscheu aller rechtschaffenen Leute bestraft zu werden, sondern auch eine exemplarische Ahndung der Obrigkeit". In dem 16ten und dem 17ten Stück der Staats- und gelehrten Zeitung des Ham-

*) Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne überhaupt: wie auch der Fragen: Ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklich im Predigt-Amte stehender Mann, ohne ein schweres Aergernis zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Comödien schreiben, aufführen und drucken lassen, und die Schaubühne, so wie sie itzo ist, vertheidigen, und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edlen Empfindungen, und der guten Sitten, anpreisen könne? von Johan Melchior Goezen u. s. w. Hamb., 1770.

burgschen unpartheiischen Correspondenten vom 28. und 31. Januar 1769 trat der Redacteur, Licentiat Wittenberg, später ein in Gemeinheit mit Goeze wetteiferndes Werkzeug desselben gegen Lessing, mit Nennung seines Namens gegen den Aufsatz auf. „Der Verfasser dieses Pasquills", sagt er u. a., „muß die ganze Hölle in seinem Busen gehabt haben, als er es aufgesetzt hat. Denn nur die Bosheit der ganzen Hölle ist fähig, einen so verläumderischen Aufsatz auszubrüten. . . . Wir können nicht umhin . . . den Wunsch zu äußern, daß der Verfasser des ehrlosen Artikels entdeckt werden möge, und wünschen alsdann: daß der Himmel einem jeden ehrlichen Mann eine Peitsche in die Hand gebe, um den Schurken nackt durch die Welt zu peitschen*)". „Persönlicher Haß", bemerkt hierzu ein späterer Gegner Goeze's, A. F. Cranz, „konnte nicht gegen Herrn Goeze so reden, denn damals war er als Verfasser dem Recensenten noch nicht bekannt"**).

Wenn man den Verfasser des Goeze'schen Aufsatzes — diesen findet man bei Geffcken a. a. O. abgedruckt — nicht sofort erkannte, so erklärt sich dies vielleicht dadurch, daß Goeze darin seiner eigensten Natur den Lauf gelassen und gegen seine Gewohnheit die Salbung des Theologen nicht herausgekehrt hatte. Daß er auch verborgen zu bleiben wünschte, geht aus Schlosser's Erzählung hervor. „Ich fand", sagt dieser, „es für nöthig, alles anzuwenden, um meinen Verläumder kennen zu lernen, damit ich von demselben die schuldige Genugthuung erhalten könnte. . . . Ich bat einen meiner vertrautesten Freunde, der ein Rechtsgelehrter ist, den Herrn Magister Ziegra***) (Redacteur der Hamburgischen Nachrichten aus dem

*) That Heaven would put in every honest hand a whip
To lash the rascal naked through the world.
Shakespeare.

**) Der Streit Michaels und des Drachen oder Gegenerklärung des Verfassers der Gallerie der Teufel gegen die Protestation des Herrn Hauptpastor Goeze, in welcher der Letzte das von ihm gesagte Gute übel vermerkt. Hamb. 1785, S. 17.

***) Christian Ziegra, „der Phil. Dr., der freyen K. Mag., der königl. Großbrittan. und churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Domkirche zu Hamburg Canonicus minor, des Hochehrw. Hamb. Ministerii Candidat".

Reiche der Gelehrsamkeit) zu besuchen, um von ihm in Güte den Namen des Verfassers zu erfahren. Mein Freund that dieß den 25. Januar d. J. (1769) und erhielt von Herrn Ziegra die Antwort: Er hätte überhaupt die Verbindlichkeit, die Namen der Mitarbeiter seiner Zeitung zu verschweigen; bei diesem Aufsatze aber wäre ihm die Verschwiegenheit noch besonders aufs stärkste anempfohlen; wenn es ihm aber von seiner Obrigkeit befohlen würde, so wäre er so willig, als schuldig, den Verfasser zu nennen; er wolle aber doch, ehe dieser Schritt geschähe, an denselben deswegen schreiben. Dieses Versprechen erfüllte er, und schrieb noch denselben Abend an meinen Freund: Er habe von dem Briefsteller die Antwort erhalten: „„daß er schon von freyen Stücken entschlossen gewesen, binnen 14 Tagen eine mildere Erklärung in den Hamb. Nachrichten von sich zu geben, nachdem er von verschiedenen Umständen nähere Nachrichten bekommen"".

Schlosser will es dem Urtheil eines jeden Lesers überlassen, ob dieser Entschluß des Verfassers aus freien Stücken entstanden sei, oder ob ihn nicht vielmehr nur die Furcht, entdeckt zu werden, hervorgerufen habe. Da er sich aber mit einer blos „mildern Erklärung" nicht zufrieden erklärte, so beeilte der Verfasser die letztere so sehr, daß sie schon den 27. Januar in der Druckerei ist und am 31. in den Ziegra'schen Nachrichten steht. Diesem zweiten ebenfalls namenlosen Aufsatz Goeze's gibt Herr Röpe die angeführte schönfärbende Deutung. Geffcken sagt dagegen mit Recht: „durch denselben war wenig gebessert". Erst vertheidigt Goeze sich darin, dann pocht er auf sein Recht, endlich steckt er die fromme Gebärde auf, seufzt über die böse Welt, bittet Gott, ihr ihre Sünden zu vergeben, und sie selbst, Goeze's Beispiele nachzufolgen. Er schreibt u. a.: „Nachdem ich nachhero die Sache mit kälterm Blute überlegt; so sagte mir mein Gewissen bey einer genauen Prüfung vor dem Allwissenden ... daß ich, zwar nicht was die Sache selbst betrift, sondern in Absicht auf die Art und Weise, einen Uebereilungsfehler begangen hätte. ... So wenig ich nun Ursach hätte, diesen Fehler öffentlich zurückzunehmen, wenn ich mich, wenn die Sache vor weltlichen Gerichten zur Untersuchung kommen solte, der Vortheile der Rechte bedienen ... wolte ...; so

stark dringet mich doch der innerliche Richter, hier als Christ zu handeln. ... Da ich versichert bin, daß ich durch diese freywillige und blos aus dem Triebe meines Gewissens und aus den Gründen des Christenthums hergeflossene Erklärung dem Willen meines höchsten Richters gemäß gehandelt; aber schon zum Voraus sehe, wie dieselbe von solchen Leuten, die kein Gewissen haben, werde als ein hönisches Beyspiel verspottet werden; so bitte ich Gott, daß er ihnen die Sünde nicht behalten und sie zur heilsamen Erkenntnis derselben bringen wolle. Auf ihrem Sterbebette werden sie besser dabey fahren, wenn sie in meine Fußstapfen treten, als wenn sie dieselbe verhöhnen".

Nach dieser Erklärung, welche gleichfalls in den genannten beiden Hamburger Zeitungen sofort sehr scharfe Beurtheilungen erfuhr, fing man an den Vogel an den Federn zu erkennen. „Dieser Widerruf", sagte Wittenberg in dem 21. Stück des Correspondenten vom 7. Februar 1769, „ist so abgefaßt, daß dadurch der hervorblickende heuchlerische Charakter seines bisher unbekannten Verfassers noch deutlicher entwickelt wird". „Einen wahren Tartüffe" nennt ihn die Hamburgsche neue Zeitung vom 3. Februar, „der sich, wenn er nur seinen Zweck erreiche, in allen Gestalten zu zeigen wisse. Aber der auch bey seiner Entdeckung eben die traurige Figur machen werde, die Tartüffe machte, als man ihn auf seinen Schlichen ertappte".

Schlosser erkannte in „diesem zweyten Aufsatz nicht eine Genugthuung wegen des ersten, sondern vielmehr einen neuen Angriff", und „machte die Sache bei dem Hochwürdigen Hamburgischen Domkapitel anhängig", unter dessen Gerichtsbarkeit der Canonicus Ziegra stand. „Unterdessen ward doch," sagt er, „so sehr sich auch immer der Verfasser jener Aufsätze bemühet hatte, verborgen zu bleiben, sein Name hin und wieder genannt, und einige wollten seine Schreibart in dem letzten Aufsatze deutlich erkennen". Aber „zwo der angesehensten Personen in Hamburg legten sich ins Mittel", und Goeze gab, um der gerichtlichen Bestrafung zu entgehen, Schlosser'n eine schriftliche Ehrenerklärung vom 27. Februar 1769, welche, wie auch Schlosser's Antwort darauf, bei Geffcken abgedruckt ist. Schlosser hatte, seiner Mittheilung nach, „auch schon vorher darin nach-



gegeben, daß nicht dieser Brief" (Goeze's an Schlosser, der die Ehrenerklärung enthielt) „selbst, sondern nur eine Nachricht von dem geschehenen Widerrufe in einige öffentliche Blätter eingerückt würde", und sich nur vorbehalten, „dieß Schreiben so oft vorzuzeigen, als er es zu seiner Vertheidigung für nöthig finde".

Geffcken meint: „Damit würde der ganze ärgerliche Streit zu Ende gewesen sein, wenn sich nicht leider schon vorher der Professor am Gymnasium Nölting (ein Freund Schlosser's) desselben bemächtigt hätte". Aber diese Meinung ist schwerlich haltbar. Goeze beruft sich so wenig darauf, durch Nölting's Schriften „zur Vertheidigung Schlossers" zu seiner Schrift veranlaßt worden zu sein, daß er in der Vorrede zu dieser vielmehr sagt: „Bey den Anfällen der Pasquillanten, einiger Bibliotheken-, Zeitungs- und Chartequen-Schreiber werde ich das Verhalten fortsetzen, das ich bisher in Absicht auf diese Art von Menschen beobachtet habe. Ich werde ihre Blätter des Ansehens nicht würdigen, vielmehr für sie beten, wie Jesus für seine Mörder gebetet hat". Mit so pfäffischem Hochmuthe mißbraucht er den Namen und das Beispiel Jesu in Beziehung auf eine Sache, worin er sich selbst sowohl öffentlich, als vor einzelnen Personen Unrecht gegeben hatte. Aber nur in der Demüthigung, die er sich muthwillig zugezogen, und in seinem Charakter lagen die Gründe, welche ihn zu seiner Schrift bestimmten. Auch stachelte es ihn, daß sein Name, obgleich in der öffentlichen „Nachricht von dem geschehenen Widerruf" nicht genannt, unmöglich hatte verborgen bleiben können, sondern, wie Schlosser noch erzählt, „in Hamburg allgemein bekannt geworden war, ja in der gelehrten Zeitung vom 23. März, wiewohl mit einigem Zweifel, gedruckt ward."

In seiner Schrift, welche, mit der Jahreszahl 1770 auf dem Titel, nach Schlosser schon Anfangs August*) 1769 erschien, und auf welche die Schrift Schlosser's**) die Antwort war,

*) Nach Geffcken schon im Juli.

**) Johann Ludwig Schlosser's, Pastors in Bergedorf, Nachricht an das Publikum, betreffend des Hamburgischen Herrn Pastors und Seniors, Herrn Johann Melchior Goeze, theol. Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen teutschen Schaubühne, sammt einigen Anmerkungen über den Werth dieser Schrift. Hamburg, 1769.

handelte Goeze allem entgegen, wozu er sich in der diesem geleisteten Ehrenerklärung bekannt und verpflichtet hatte; nur daß er so schlau und vorsichtig war, Schlosser darin nicht bei Namen zu nennen.

Geffcken läßt der Person Schlosser's die Gerechtigkeit und der Schrift desselben die Berücksichtigung nicht ganz zu Theil werden, welche beide, nach Lage der Sache und den damaligen Verhältnissen, zu verdienen scheinen. Er sagt z. B.: „Was Schlosser zur Berichtigung von Goeze's Ansichten beibringe, sei nicht von großer Erheblichkeit." Aber von welcher Erheblichkeit sind denn die Goeze'schen Ansichten, welche Schlosser wenigstens berichtigt? und fällt, was doch das Wichtigste ist, des letzteren persönliche Vertheidigung nicht durchgängig sehr zu Goeze's Nachtheile aus?

Letzteres zu zeigen, wollen wir nur noch zwei Stellen aus der Schlosser'schen Schrift hierhersetzen. S. 8.: „Es war mir zwar nicht unbekannt, daß der Herr Senior Goeze in Ansehung der Ergötzungen sehr strenge Grundsätze vortrage, und daß ich auch schon wegen meines vertrauten Umgangs mit einem der rechtschaffensten und beliebtesten Prediger in Hamburg" (Alberti?) „ihm mißfällig wäre; dennoch aber konnte ich mir unmöglich einbilden, daß ein so feindseliger Angriff von einem Manne herrühre, der bey dem geringsten Anlasse die häufigsten Klagen über hämische Recensionen zu führen pflegt; von einem Manne, der mir als Candidaten, ob es ihm gleich gewiß nicht unbekannt war, daß ich als solcher die Komödien besuchte und Karten spielte, wiederhohlte Versicherungen seiner Bereitwilligkeit, zu meiner Beförderung das Seine beyzutragen, gegeben hatte; der mir als Prediger oft bezeugte, wie sehr er bedaure, daß er zu meiner Wahl, die lediglich von dem Hochweisen Rath der Stadt Hamburg abhieng, nichts habe beytragen können; von einem Manne, der mir noch ein Paar Monate vor diesem Angriff seine vorzügliche Achtung mit den stärksten Ausdrücken versichert hatte" u. s. w. S. 14 f.: „Da der Herr Senior Goeze bey der Nennung seines Namens in der gelehrten Zeitung vom 23. März ein tiefes Stillschweigen beobachtete, welches gewiß kein Unschuldiger gethan haben würde, noch könnte; so war dieß eben so gut, als ein öffentliches Einge-

ständniß, und es hätte mir gar nicht übel gedeutet werden können, wenn ich seinen Brief von der Zeit an jedermann gewiesen hätte. Denn sein Name konnte dadurch nicht bekannter werden, als er schon war, und der Inhalt dieses Briefes gereichte ihm nicht zur Unehre, wenn die darin geäußerten Gesinnungen aufrichtig waren. Dennoch that ich dieß nicht, und ich habe diesen Brief, bis auf die Herausgabe der Schrift von der Sittlichkeit der Schauspiele, nicht mehr als etwa zwölf Personen gezeigt. Um so viel mehr mußte es mich Wunder nehmen, daß der Herr Senior Goeze seit einiger Zeit anfing zu versuchen, ob er mir nicht den oft erwähnten Brief wieder aus den Händen winden könnte, und zu diesem Zweck selbst die Gewogenheit eines Mannes gegen ihn mißbrauchte, der mir sehr verehrungswürdig ist, und dem ich, wenn ich es auf einige Weise, ohne meine Sicherheit aus den Händen zu geben, hätte thun können, auch hierin gern einen Beweis meiner Folgsamkeit gegeben hätte".

Indem Geffcken sagt: „es fehlte auch nicht an solchen, die sich Goeze's annahmen", führt er eine Schrift, „worin der Verfasser Schlosser sehr scharf zurechtweise", an: „Unpartheyische Untersuchung, ob des Herrn Pastor Schlossers Nachricht an das Publikum ꝛc. ꝛc. eine Widerlegung der Schrift des Herrn Senior Goezens oder ein Pasquil sey? u. s. w. Altona, 1769". Aber diese „unpartheyische Untersuchung" ist in jeder Zeile parteiisch, und mich wundert, daß Geffcken gar keinen Verdacht gegen sie geschöpft hat. Mir wenigstens, nachdem ich so viele Goeze'sche Schriften lesen müssen, war es keinen Augenblick zweifelhaft, daß sie von keinem andern als dem Herrn Senior selbst verfaßt sein könne.

Wer mir dies nicht aufs Wort glauben will, den verweise ich auf S. 23 und 24 derselben, wo sich der Verfasser über das amtliche und das Privatleben Goeze's unterrichteter zeigt, als von demjenigen zu erwarten gewesen wäre, der auf S. 1 mit den Worten angefangen hatte: „Da ich weder den Herrn Senior Goeze, noch den Herrn Pastor Schlosser kenne; so würde ich mir gewiß die Mühe nicht gegeben haben, etwas zu denen Komödien-Streitigkeiten zu sagen, wenn ich nicht gesehen hätte,

auf welche unverantwortliche Art man den Herrn Senior um Ehre und Ansehen zu bringen sucht".

Auf S. 23 und 24 heißt es: „Noch eins hätte ich erinnern sollen, wodurch man den Herrn Senior verhaßt zu machen suchet. Ich will es hier nachholen: Hören Sie nur, meine Leser, das erschröckliche: der Hamburgische Senior erfrechet sich, gegen die Entheiligung des Sonntags zu eifern, und gehet selbst nicht eher in die Kirche, als wenn er predigen muß*). Das wäre unverantwortlich! Ja, es ist nicht anders. Man glaube es nur. Also gehet er selbst nicht in die Kirche? Gott! Was müssen wir noch von Predigern erleben! Nun fehlt nichts mehr, als daß er nicht in die Komödie gehet, oder spielet".

„Wer findet nicht die Bosheit, die sich hier offenbar zeiget. Der Herr Senior gehet nicht eher in die Kirche, als wenn er predigen muß, und ich habe ihn mit meinen Augen daselbst gesehen, ohne daß er predigte. Indessen ist es wahr, daß er oft nicht da ist. In die Frühkirche kann er nicht kommen, denn er wendet Fleiß auf dasjenige, was er in der Hauptpredigt vortragen will, und ist nicht so geschickt, eine wichtige Sache auf einem Kartenblatte abzuhandeln. Dieses Nutzens können sich nur große Geister erfreuen. Nur sie können wichtige Dinge, dergleichen die Lehre der Seligkeit ist, als Kleinigkeiten behandeln. Warum kommt er aber nicht in den Nachmittags-Gottesdienst? Ich denke doch, man wird ihm erlauben, sich zu erholen. Vielleicht kann er es nicht einmal, weil es ihm Amtsgeschäfte verbieten. Und doch wird ihm ganz Hamburg das Zeugniß geben, daß er die mehrste Zeit dem Nachmittags-Gottesdienste beywohnet" u. s. w.

Dergleichen kann offenbar nur von Goeze selbst geschrieben oder unmittelbar eingegeben sein. Auch die Erinnerung an das „Kartenblatt" verräth die nahe Verwandtschaft der Person des Verfassers der „Unpartheyischen Untersuchung u. s. w." mit Goeze'n, denn dieser hatte auf S. 125, Anm., seiner „Theologischen Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne u. s. w." folgende Anekdote drucken lassen: „In meiner Gegenwart wurde vor einiger Zeit erzählet, daß ein

*) Schlosser a. a. O., S. 46.

auswärtiger, in seinem Umgange sehr angenehmer und sehr geschickter Prediger an einem Tage, da er den folgenden die Kanzel betreten sollen, sich in einer Gesellschaft befunden habe und bey dem Spiele sehr vergnügt gewesen wäre. Gegen den einbrechenden Abend hätte er die Gesellschaft aus dem Grunde verlassen wollen, weil er sich zu seiner bevorstehenden Predigt vorbereiten müste. Seine Freunde hätten ihn ersucht zu bleiben, weil man wüste, daß seine Fertigkeit und Geschicklichkeit zureichten, ihn in den Stand zu setzen, ohne mühsame Vorbereitung eine schöne Predigt zu halten. Er hätte sich bereden lassen, aber eine Bibel gefordert, sich an eine entfernte Seite des Zimmers gesetzet und mit einer Bleifeder den Entwurf seiner morgenden Predigt auf die weiße Seite eines Kartenblattes geschrieben, auch an dem folgenden Tage eine Predigt gehalten, welche von der Spielgesellschaft sowohl, als von den übrigen Zuhörern bewundert worden, ungeachtet es spät geworden, ehe er zu Hause gegangen".

„Ich sehe", setzt Goeze hinzu, „diese ganze Erzählung als eine Erdichtung an", und doch konnte er, um einen Gegner zu verwunden, sichs nicht versagen, sie zur Herabsetzung seines eigenen Standes in seine Schrift aufzunehmen.

Daß Goeze gar wohl fähig war, sich solcher Mittel zum Zweck, als wir hier eines nachgewiesen haben, zu bedienen, geben selbst seine neueren Lobredner und Vertheidiger zu, deren einer, Wendt (a. a. O., S. 107) u. a. sagt: „Goeze habe manchmal die krummen Wege geliebt".

Diesmal kamen sie ihm aber etwas theuer zu stehen. „Daß der Streit über das Schauspiel", sagt Geffcken, „das Ende seines Seniorats, wenn auch nicht verursacht, doch wenigstens schneller herbeigeführt habe, dürfte sich kaum verkennen lassen"; denn der schließliche Ausgang des ganzen Streites konnte keinen der Streitenden so empfindlich in seinem Ansehen berühren, als den Senior Goeze, da der Senat unterm 23. November 1769 ein Verbot ergehen ließ: „daß, bei nachdrücklicher obrigkeitlicher Ahndung, über diese oder darin eingestreute Materien, bis auf fernere Verfügung, hier nichts weiter gedruckt oder verkauft, und daß die Presse zu Personalien und Anzüglichkeiten nicht weiter gemißbraucht werde". —

Man hat es aus verschiedenen Gründen erklären wollen, warum Lessing sich nicht in diesen Theaterstreit gemischt. Den Grund, welchen Röpe, blos um Schlosser herabzusetzen, angibt, haben wir schon zurückgewiesen. Die Schlosser'schen Lustspiele waren wenigstens in ihrer Zeit und für dieselbe so gut, daß zwei derselben, in welchen Eckhof und Ackermann Rollen übernahmen, aufgeführt wurden*), und daß ein Freund Schlosser's sie noch zehn Jahre nach ihrer Abfassung drucken lassen und mit einer Vorrede versehen mochte. Das Urtheil in Klotz' „Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften"**) ist keineswegs so wegwerfend, als Herr Röpe anzunehmen scheint. „Neue Anlage, neue Oekonomie, neue Gedanken", sagt der Recensent u. a., „habe ich nirgends gefunden, und doch bin ich froh, daß wir ein Paar deutsche Komödien mehr haben, die sich sehen und lesen lassen. Es sind neue Lustspiele, obgleich nicht neue Meisterstücke. ... Der Verfasser dieser Lustspiele ist kein außerordentlicher Kenner der Welt und des menschlichen Herzens, man sucht vergebens nach Zügen, aus denen man beyde näher kennen lernte, aber Kenner von beyden finden doch nichts Anstößiges. Man wird nicht überrascht, aber man schläft auch nicht ein. Kurz, ihr Verdienst steht mit dem Verdienste der brauchbaren Leute in einer Klasse, es sind doch immer g u t e Füllsteine". In ein wegwerfendes Urtheil über solche Lustspiele eines jungen Mannes würde ein Lessing um so weniger eingestimmt haben, als auch er schon in seiner Jugend Lustspiele verfaßt hatte, über welche er noch im Jahre 1769 an seinen Bruder Karl schrieb: „Freilich muß ich Dir zum Troste sagen, daß Deine ersten Stücke immer so gut sind, als meine ersten Stücke". Es kommt hinzu, daß der Vorredner der Schlosser'schen Lustspiele sich für eines derselben: D e r Z w e y k a m p f, auf ein Urtheil Lessing's berufen konnte. „Der Verfasser der Dramaturgie", sagt er, „lobt es wegen der rührenden Geschichte, deren interessanteste

*) Nach der Vorrede wurde D e r Z w e y k a m p f in Hamburg (1766) und in Leipzig „nicht ohne Beyfall" aufgeführt. In Hamburg gab darin Eckhof den Geront „sehr gut", Ackermann den Freiberg. In D e r M a s k e r a d e gab Ackermann (1767) den Orgon; siehe: Friedrich Ludwig Schröder u. s. w. von F. L. W. Meyer, II, b, 18, 55, 116 f.

**) Im siebenten Stück des zweiten Bandes, S. 390 ff.

Situationen der Dichter nicht übel zu nutzen verstanden. Nur den Dialog möchte er feuriger und fortreißender haben"; und diesem Urtheil gibt der Recensent in der Deutsch. Bibl. Beifall.

Geffcken meint, Lessing habe sich „vielleicht" deshalb nicht in den Streit Goeze's gegen Schlosser gemischt, weil er und Goeze „grade in dieser Zeit mit einander bekannt geworden". Aber am 24. Januar 1769, wo Lessing Goeze'n zum ersten male besuchte, wußte, wie wir gezeigt haben, noch niemand, daß Goeze Verfasser des Angriffs auf Schlosser wäre. Goeze hatte sich und seinen Charakter vielleicht noch nie in so auffallender Weise öffentlich blosgestellt, als durch diesen Angriff mit seinen Folgen, und wir möchten annehmen, daß auch der nächste Besuch oder, wenn er ihm mehr als zwei Besuche gemacht haben sollte, die nächsten paar Besuche Lessing's bei Goeze in die Zeit gefallen seien, wo dieser noch nicht als der Angreifer Schlosser's entlarvt worden war. Hieraus ließe sichs denn auch erklären, warum Lessing sich schon so bald um die Person Goeze's gar nicht mehr bekümmert, ihn ganz dem Spotte der Freunde preisgegeben zu haben scheint.

Auch dem Grunde Guhrauer's können wir nicht beistimmen: „weil er zu der Zeit durch die noch frischen Erfahrungen auf lange gegen das Theater abgekühlt war", sondern wir meinen: Lessing nahm an dem Streite nicht Theil, weil er weder Zeit, noch Neigung hatte, sich in fremde Händel zu mischen.

Goeze hatte in seiner Schrift u. a. gesagt, S. 104: „Von den Lustspielen des Herrn Leßings gilt das Urtheil, das unpartheyische Kenner von den meisten Arbeiten dieses geschickten und edeldenkenden Mannes allezeit gefället haben. Das Werk lobt den Meister. Sie haben die Absicht, den Lesern und Zuschauern edle Gesinnungen und einen Abscheu vor Lastern und Thorheiten einzuflößen" u. s. w.

Mit Recht bemerkt Guhrauer, dieses Lob werde die Ursache von Lessing's Schweigen nicht gewesen sein. Aber Lessing hat gar nicht geschwiegen. Er hat nur nicht geschrieben. Denn was erzählt er im zweiten Anti-Goeze (X, 169)? „Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich:

warum nicht? wenn er kann. Die zweite: darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will."

So sprach Lessing während des Streites, aber auch vorher und nachher hat er über den Gegenstand desselben seine Meinung gesagt. Sogleich auf den ersten Bogen seiner „Hamburgischen Dramaturgie", fast zwei Jahre vor seiner Bekanntschaft mit Goeze, knüpft er an den Vers in Cronegk's Olint und Sophronia: „Der Himmel kann verzeihen, allein ein Priester nicht", welcher bei Aufführung des Stückes den Beifall des Parterres hervorgerufen hatte, Bemerkungen, nach welchen Duldsamkeit nicht blos von den Priestern, sondern auch gegen die Priester zu üben ist, und setzt hinzu: „Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die grade Heerstraße zur Hölle ausschreien"; wie es Goeze zwei Jahre später that. Gegen das Ende des Streites, in einem Briefe an Nicolai vom 11. October 1769, äußert er: „Sagen Sie unserm Freunde, daß ich nicht mehr böse zu werden brauche, um von unserm Theater mehr übels zu sagen, als Götze davon zu sagen gewußt hat. Ich wünschte von Herzen, daß auf Götzens Schrift alle Theater in ganz Deutschland verschlossen werden möchten. In zwanzig Jahren würden sie doch wieder geöffnet, und vielleicht griffe man sodann die Sache von einer bessern Seite an. Die elenden Vertheidiger des Theaters, die es mit aller Gewalt zu einer Tugendschule machen wollen", (dieser Vorwurf geht nicht auf Schlosser, den er nicht trifft) „thun ihm mehr Schaden als zehn Götze". —

Mehrere Jahre vor den Streit mit Schlosser fiel der mit Basedow. Gegen diesen stellte sich Lessing auf Goeze's Seite, lange bevor sich die beiden in den Haaren lagen. Herr Röpe sagt S. 142 f.: „Wir haben oben" (S. 66 ff.) „Goeze's Kampf mit Basedow" (1764) „geschildert. Und Lessing? Schon im Jahre 1759 hatte dieser in seinen Literaturbriefen gegen Cramer und Basedow denselben Kampf geführt". Röpe führt Stellen an und ruft freudig aus: „Ist's nicht, als wenn man Goeze hörte?"

Ueberhaupt hätte nicht sehr viel daran gefehlt, daß „das Weltkind, der Spieler und Komödiendichter" Lessing von dem Gottesmanne Goeze ganz bekehrt worden wäre. Wenigstens scheint Röpe dieser oder einer verwandten Meinung bei den Lesern Eingang verschaffen zu wollen.

Karl Lessing schreibt seinem Bruder unterm 26. October 1769: „Euer Haupt-Götze hat über das Theater geschrieben; ich weiß es nur aus einer Recension und mag das Ding auch nicht näher kennen. Die Spötter sagen, entweder Du bekehrtest ihn oder er Dich" u. s. w. Hiervon hat Herr Röpe, wie wir bereits früher anführten, den letzten Satz benutzt, aber, was wir dort stillschweigend berichtigten*), mit einer unschuldigen fraus pia in majorem Goezii gloriam statt „Die Spötter sagen" gesetzt: „Man sagt"; und zum Beweise, daß er die Spötter in allem Ernste beseitigen möchte, fühlt er sich zu der Vermuthung versucht, daß Lessing fleißig zu Goeze'n in die Kirche gegangen sei. Er knüpft nämlich an die Heise'sche Anekdote, nach welcher Lessing erklärte, zu Goeze zu gehen, weil er bei diesem etwas lernen könne, die weitere Erzählung und Bemerkung: „Dr. Julius, ein Freund Heise's, dem wir diese Nachricht verdanken, bezieht dies ausdrücklich auf Privatbesuche; sonst könnte man versucht sein, es auf die Predigten zu beziehen".

Hierzu könnte man nicht blos versucht sein, sondern hierzu ist man bei reiflicher Ueberlegung durchaus genöthigt, weil, wie wir vernommen haben, Lessing nur „einigemahl" Privatbesuche bei Goeze machte, und Herr Röpe blos eine auf Alberti gemünzte Klatschgeschichte nacherzählt haben würde, wenn es nicht auf öffentliche oder Kirchenbesuche zu beziehen wäre; und was ließe sich auch Besseres, als daß er gern und oft Goeze's Predigten beigewohnt, für Lessing's Uebereinstimmung mit dessen Orthodoxie oder wenigstens für sein Wohlgefallen an derselben anführen? oder woher sich die von Röpe beobachtete Erscheinung leichter erklären, S. 142: „daß dieselben Leute, welche Goeze's Gegner gewesen, fast alle auch von Lessing bekämpft worden; denn seltsam sei's, wenn man Lessing's Schriften sorgfältig

---

*) Wie wir es überhaupt mit allen kleineren Abweichungen und Auslassungen in den Röpe'schen Anführungen gehalten haben und halten werden.

studire, wie wir ihn fast jedesmal auf demselben Kampfplatz fänden, wo man Goeze zu sehen gewohnt sei"?

Dies zeigt denn Röpe, wie in Beziehung auf Semler, Schlosser und Basedow, so auch in Beziehung auf den vierten, den er neben jenen nannte, Alberti. „Und gleicherweise", sagt er, „stand Lessing zu Alberti". Hierfür beruft er sich u. a. auf „Lessing's Urtheil in Sachen des Bußgebets", d. h. in Sachen des Streites, den Goeze gegen Alberti erhoben, weil dieser, mit noch einem Hamburg'schen Prediger, aus dem für den jährlichen allgemeinen Bußtag in Hamburg festgesetzten Bußgebet die Worte Assaph's (Psalm 79, 6) weggelassen hatte: „Herr, schütte deinen Grimm aus auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen".

Das Nähere über diesen Streit selbst findet man bei Guhrauer (II, a, 294 ff.), bei Lessing (VIII, 405 ff.), bei Röpe (S. 108 ff.); wir haben hier nur die Art zu beleuchten, wie der letztere in der Erzählung desselben bei der Wahrheit bleibt. Er sagt, S. 139: „Ueber Lessing's Verhältniß zu Alberti während des Streites mit Goeze erzählt Nicolai (Lessing's stl. Schr. VIII, 407): „„Lessing nahm damals entschieden Goeze's Partei und behauptete gegen Alberti, mit dem er in freundschaftlichem Umgang stand, man müsse in dieser Sache wohl unterscheiden, dann werde sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl beten könne und müsse: Herr, schütte u. s. w.""

Auf diese Weise kürzt und ändert Röpe, obgleich sich der Anführungszeichen bedienend, und ohne anzudeuten, daß er Lücken lasse, folgende Worte Nicolai's ab: „Lessing billigte gewiß Goeze'ns hämische Verunglimpfungen nicht und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes sollte erbeten werden. Aber er ward von seinen Freunden nun geneckt, daß er seinen Vertrauten Goeze, so wie er sonst zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine Neigung, in gesellschaftlichen Disputen sich auf die schwächste Seite zu schlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider sich, und besonders erstaunte Alberti natürlich sehr, daß Lessing Partei gegen ihn nahm. Dieser aber setzte die Vertheidigung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn fort und

sagte unter anderm: Man müsse in dieser Sache wohl unterscheiden u. s. w."

Hierauf berichtet Röpe nach Nicolai über die Entstehung und den Inhalt der Lessing'schen Predigt über zwei Texte: Psalm 79, 6: Herr, schütte u. s. w., und Matth. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; von Yorik; aus dem Englischen übersetzt", versucht aber nicht einmal folgende Angabe Nicolai's auch nur gefälscht wiederzugeben, sondern läßt sie lieber ganz weg, weil sie die von ihm Nicolai'n untergeschobene entschiedene Parteinahme Lessing's für Goeze Lügen straft: „Er ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede war, absetzen und nur ein halb Dutzend Exemplarien abdrucken, wovon er eins seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit einem Blick, daß mit einem Manne wie Lessing nicht zu scherzen sei, und daß, bei der damaligen Gährung, diese Predigt, wenn sie bekannt würde, eine für ihn sehr nachtheilige Wirkung auf das gegen ihn bereits unbilligerweise aufgehetzte damalige Hamburger Publikum haben könnte. Der edle Lessing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte und ihn versicherte, es sei blos Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden; obgleich im Grunde Goeze mit derselben auch gar nicht würde zufrieden gewesen sein*). Nur Alberti und einige andere von Lessing's vertrauten Freunden, und unter denselben auch ich, bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen, und diese damals nöthige Verschwiegenheit hat auch bis jetzt niemand derselben gebrochen."

War Herr Röpe in dem Fall, diese thatsächlichen Angaben Nicolai's seinen Lesern vorenthalten zu müssen, so entschädigt er sie dafür durch thatsächliche Angaben von seiner eigenen Erfindung. „So weit Nicolai", schließt er seinen Auszug aus dessen Erzählung, und nun — Röpe: „Wer erkennt hier nicht

*) Was nach Nicolai's Ueberlieferung von der Einleitung zu der Predigt übrig, findet sich in Lessing's stl. Schr. VIII, 407—408.

die geistige Freiheit des edeln Lessing, seine Fähigkeit, sich auf einen fremden Standpunkt zu versetzen, so daß er in Assaph's Gebet und Goeze's Vertheidigung desselben noch Gewissenhaftigkeit und Liebe anzuerkennen vermochte, wo die einseitigen Aufklärer nichts als Verdammungssucht zu erblicken im Stande waren".

Aber wehe diesem edeln Lessing, sobald er mit derselben geistigen Freiheit seine Fähigkeit, sich auf einen fremden Standpunkt zu versetzen, denselben „einseitigen Aufklärern" und sogar dem einseitigsten von allen, dem Fragmentisten, zu gute kommen läßt!

Nicolai hatte seine Erzählung wie folgt eingeleitet: „In Lessings Briefwechsel mit Herrn Hofrath Ebert" (1794 erschienen) „las ich neulich, daß Lessing in einem Briefe vom 28. December 1769" (also noch aus Hamburg und in dem Jahre seiner angeblichen Freundschaft mit Goeze) „schreibt: „„Alberti befindet sich wohl; und was mich von ihm eben so sehr freut, als seine Gesundheit, ist, daß seine Versöhnung mit Götzen ein falsches Gerüchte gewesen. Yorik wird daher wohl predigen und seinen Sermon mit nächstem einsenden"". — „Dies", fährt Nicolai fort, „wird schwerlich jemand verstehen. Wie kommt Yorik zu Alberti und Goezen? Herr Hofrath Ebert hat diese litterarische Anekdote bei der Herausgabe seiner Briefe nicht erläutert, und dies veranlaßt mich, es hier zu thun" u. s. w.

Die Stelle in Lessing's Briefe an Ebert hätte Herrn Röpe in dem starken zwölften Bande der Lessing'schen sämmtlichen Schriften vielleicht entgangen sein können; da Nicolai sie aber seiner Erläuterung vorausschickt, so kann jener sie nur ausgelassen haben, weil sie den Gebrauch, welchen er von der letztern macht, nicht zugelassen hätte.

Wir müssen indessen zugeben, daß er sich hier ohne alle Noth einer doch nicht kleinen Unterlassungssünde schuldig gemacht, da es ihm nicht an andern Beweisen für Lessing's Parteinahme gegen Alberti fehlt. Er fährt nämlich fort, S. 140: „Wie entschieden Lessing sich in jener Zeit für Goeze muß ausgesprochen haben, bezeugt ein Brief von Frau König, den 4. October 1770: „„Sie haben doch wohl Götzen nicht gerathen, sein Seniorat niederzulegen? Sagen Sie mir doch um des Himmels



willen: wie ist er auf den Einfall gekommen? Freilich konnte er Alberti keinen ärgern Streich spielen““. (Natürlich, er bewies dadurch offenbar, daß ihm die Sache und sein Gewissen mehr galt, als Rang und Einkommen). „„Ist neuerdings denn wieder etwas unter ihnen vorgefallen? Wo Sie was wissen, so schreiben Sie mir's. Der Schwedische Prediger möchte gern davon unterrichtet sein. Er scheint mir mehr Götzen, als seinem Gegner Recht zu geben, und ist also wohl Ihr Mann?*)““ Lessing antwortet: „„Alle gute Leute gehen einander an. Aus derselbigen Ursache sind Sie auch um meinen ehrlichen Goeze so sehr besorgt““. Dann erzählt er den Streit über das Bußgebet, und wie Goeze das Seniorat niedergelegt. „„Am Ende bedauert er es doch wohl selbst, daß er das Heft aus den Händen gegeben““. Das ist freilich nicht die Sprache eines Mannes, dem Goeze's Sache am Herzen liegt, der aber doch erkennt, daß dieser von seinem Standpunkte aus gewissenhaft und recht handle, und der nicht leiden will, daß man „„seinem ehrlichen Goeze““ Unrecht thue“.

Der Brief der damals in Geschäften in Wien weilenden Frau König vom 4. October 1770 war die Antwort auf einen Brief Lessing's an sie vom 20. September, worin er ihr geschrieben hatte: „Was in Hamburg neues vorfällt, wird Ihnen ja wohl Ihr Herr Schwager melden, z. B. daß Götze sein Seniorat niedergelegt. . . . Nach meiner Denkungsart ist das der empfindlichste Streich, den Götze unserm ehrlichen Alberti hätte versetzen können“. Diese Aeußerung Lessing's, durch welche die Antwort der Frau König erst verständlich wird, theilt Herr Röpe nicht mit, vermuthlich weil ihm „unser ehrlicher Alberti“ „meinen ehrlichen Goeze“ in Schatten zu stellen schien.

Aus Lessing's Antwort vom 25. October auf den Brief der Frau König vom 4. führte Herr Röpe nur so viel an, als zu seinem Zwecke paßt, dieser aber ist, uns aufzubinden, daß Lessing und Frau König nicht über Goeze scherzen, sondern im Ernste für seine Person Partei nehmen. Wir müssen daher die

*) Die letzten Worte sind nicht in dem Briefe der Frau K., sondern nur bei Röpe unterstrichen, der auch das Fragezeichen, wie einiges andere in der von ihm angeführten Stelle des Briefes der Frau König wegläßt; was wir ergänzt haben.

Worte Lessing's in ihrem Zusammenhange wiedergeben. „Seit einigen Tagen denke ich mir", schreibt er, „Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals. ... Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben so viel gute und vortreffliche Leute geben, als irgend anderswo: die wenigstens, die gut da sind, können vielleicht recht sehr gut sein. Sehen Sie, was ein Paar Beispiele vermögen! Zwei Wiener Grafen und Kaiserliche Kammerherren, von Winzek und von Chotek, haben sich auf ihrer Durchreise einige Tage hier aufgehalten, und außer dem Beifalle, den sie bei Hof erhalten, ... uns alle in Erstaunen gesetzt. ... Von ungefähr war ich eben zu Braunschweig und logirte in meiner Rose ... und glücklicher Weise mußten diese Herren ebenfalls da einkehren. Es sind wirklich ein Paar vortreffliche Leute, voller Kenntniß und Geschmack. Sie sind auf ihrer Rückreise nach Wien, und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen. Erzählen Sie es ja in allen Gesellschaften, wie sehr sie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. ... Ich darf nicht besorgen, daß Sie mich fragen: was gehen mich die Leute an? denn, wie gesagt, es sind recht sehr gute Leute; und alle gute Leute gehen einander an. Und nicht wahr, aus der nehmlichen Ursache sind Sie und der Schwedische Gesandtschaftsprediger auch um meinen ehrlichen Götzen*) so sehr besorgt. Mich wundert nur, daß man Ihnen aus Hamburg nichts davon geschrieben. Der letztvergangene Bußtag in Hamburg ist es gewesen, an welchem die Mine gesprungen. Götze fragte bei dem Magistrate an, wie es mit dem streitigen Gebete gehalten werden sollte, und bekam zur Antwort, daß es bei Seite gelegt und ein anderes dafür gewählt werden sollte. Voller Verdruß hierüber bat er um Erlassung von seinem Seniorate und erhielt sie sogleich. Man erzählt, seine Frau sei darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus schließen, daß ihm selbst die gesuchte Erlassung über alles Vermuthen gekommen. ... Jetzt sollen die abscheulichsten Pasquille

*) Götzen (mit einem tz und unterstrichen) schreibt Lessing, was Röpe in „Goeze" verbessert, wie er überall und auch in dem Briefe der Frau König thut, welche gleichfalls nur Götze schreibt. Götze statt Goeze ist überhaupt in Lessing's und seiner Freunde Privatschreiben fast stehend.

wider diejenigen in Hamburg herumgehen, die Götzen zu diesem Schritte gezwungen: und wenn diese nichts helfen, so bedauert er es am Ende doch wohl selbst, daß er das Heft aus den Händen gegeben".

Man vergleiche diese längere Briefstelle mit der Art, wie Röpe ihre Worte und ihren Sinn entstellt, und man hat ein Beispiel mehr, was sowohl von seinen Anführungen, als von der Auslegung, die er ihnen gibt, zu halten. Gleichwohl hatte er in dem vorhergehenden „Alberti und Friderici" überschriebenen „Vierten Hauptstück" (S. 103—135) seines Buches die Sache einigermaßen anders dargestellt, als in dem fünften, wo sie ihm dienen soll, Lessing's Uebereinstimmung mit Goeze bis zum Fragmentenstreite zu beweisen. Er hatte dort u. a. gesagt: Goeze habe es seiner Pflicht als Senior gemäß gehalten, gegen die eigenmächtige Auslassung der Worte Ps. 79, 6 aus dem Bußgebet durch Alberti und noch einen Prediger aufzutreten, „und darin könne ihm Recht geben, wer auch keineswegs die besagte Stelle im Bußgebet an und für sich billigen würde. Goeze habe nun eine Schrift herausgegeben: Richtige Erklärung der Worte Assaphs, Ps. 79, 6 u. s. w., und Beweis, daß die Hamburger Kirche solche nun länger als siebzig Jahre an ihren feierlichen Bußtagen ohne Versündigung gebetet habe, und noch ferner zu beten die höchste Ursach und Verbindlichkeit habe". Denn, sagte er, die Stürzung des Jesuiterordens sey eine recht sichtbare Erhörung dieses Gebetes. Dieser Orden, die ganze Klerisey des Papstthums, die Türken, das seyen itzt die Heiden. Herr Röpe gibt aber schließlich zu: „Besser hätte Goeze aber allerdings gethan, wenn er auf die schon einige Jahre früher beim Ministerio angetragene Abänderung dieser Worte als Senior Ministerii eingegangen wäre".

Nicht minder nennt er hier ganz andere Gründe, als er in der oben angeführten Stelle einschaltet und den Worten Lessing's und der Frau König unterlegt, warum Goeze sein Seniorat aufgegeben. „Er hatte", sagt Röpe, „beim Senat über Alberti's eigenmächtiges Verfahren vergebens geklagt, beim Ministerio auch keine Unterstützung gefunden, unter diesen Umständen entschloß er sich, das seit zehn Jahren geführte Seniorat im August 1770 niederzulegen". Im Jahre 1771 ward das

Bußgebet abgeändert, ihm eine mildere Fassung gegeben. „In einer berühmten Miseric. Dom. gehaltenen Predigt vom wahren seligen und vom falschen verdammlichen Frieden sprach Goeze sich noch einmal über alle streitigen Punkte aus und erklärte in der Vorrede, er habe sein Seniorat niedergelegt, weil sich solche hieselbst genugsam bekannte Umstände zugetragen, welche die Fortsetzung dieses Amtes und sein Gewissen in den stärksten Widerspruch gesetzt hätten. Alle wesentliche Verpflichtungen und Rechte des Amtes eines Hamb. Predigers blieben ihm dabei unverloren" (Röpe, S. 114).

Hiernach läßt sich weder annehmen, daß es, wie sich's Lessing in Wolfenbüttel vorstellte, Goeze'n mit der Niederlegung des Seniorats nicht rechter Ernst gewesen, noch daß er, wie es Röpe an dem andern Orte darstellen wollte, dadurch wesentliche Opfer gebracht. Er that was er nicht länger lassen konnte, und dies kann ihm immerhin als Folgerichtigkeit im Handeln angerechnet werden, die ihm überhaupt nicht abgesprochen werden soll.

Auch bei seinem spätern viel heftigern Streite mit Alberti wegen der von diesem herausgegebenen „Anleitung zum Gespräche über die Religion", so wie mit dem Hauptpastor von St. Petri, Friderici, hatte Goeze den Senat gegen sich, der ihn auf seine Klagen und Eingaben gar keiner Antworten mehr würdigte. „Damals also müssen", bemerkt Herr Röpe, S. 126, „die meisten Herren Senatoren schon auf der Höhe ihrer Zeit gestanden haben", während Goeze unerschütterlich auf dem Standpunkt des starren Lutherthums einer vergehenden, ja einer vergangenen Zeit verharrte.

Zweiter Abschnitt.

Zur Kennzeichnung Goeze's, abgesehen von seinem Verhältniß zu Lessing und dem Fragmentenstreite.

Herr Röpe legt, wie schon aus seinem „Vorwort" (S. VII—X) zu ersehen, auf denjenigen Theil seiner Schrift das Hauptgewicht, der Goeze's Streitigkeit mit Lessing behandelt, hat aber damit grade das Gegentheil von dem gethan, was in der Natur der Sache gelegen hätte. Sein Eifer, Goeze'n zu vertheidigen, hat ihn über die Schwierigkeiten der Aufgabe getäuscht, die er sich gestellt, und ihn zu Mitteln und Gründen greifen lassen, wie wir sie kennen gelernt haben und ferner kennen lernen werden. Was ihm, wenn er sich auch hier zu mäßigen gewußt, bei Goeze's übrigen Streitigkeiten theilweise vielleicht hätte gelingen können: durch Nachweisung der Erbitterung besserer und der Gehässigkeiten schlechterer Gegner die eigene Handlungsweise desselben in einem mildern Lichte zu zeigen, das wollte er erst recht erreichen, wo es ganz unmöglich war. Er verfiel, um an Goeze'n zum Retter zu werden, in den Irrthum, an Lessing zum Ritter werden zu können, und daß ihm dieses gelungen sei, davon ist er so überzeugt, daß er seine Kühnheit, über einen Lessing ein solches Strafgericht abgehalten zu haben, ein über das andere mal mit der Nothwendigkeit entschuldigt, welche ihm dieselbe zur Pflicht gemacht. Ja, er beruft sich für eine in solcher Weise gegen Lessing gerichtete Schrift auf dessen eigenes Beispiel und Vorbild. „Lessing", sagt er, S. VII, „hat bekanntlich den Anfang seiner literarischen Laufbahn durch eine Reihe von Abhandlungen geschmückt, die er Rettungen nennt. Er rettete darin, wie er selbst sagt, lauter verstorbene Männer, die ihm es nicht danken könnten, fast gegen lauter Lebendige, die ihm vielleicht ein sauer Gesichte dafür machen

würden*). Ich mache mich auf ein gleiches Schicksal für meine zur Rettung Goeze's unternommene Arbeit gefaßt; aber ich bin mir bewußt, im Dienst der Wahrheit und Gerechtigkeit geschrieben zu haben". Auf Entgegnungen und Widerlegungen hat er also nur zu antworten: daß dies die sauren Gesichter seien, die er, gleichwie Lessing, vorausgesehen, aus denen er aber bei der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache sich nichts zu machen brauche; denn, bemerkt er weiter (S. IX), „wer Lessing wirklich als einen Wahrheitsfreund erkannt hat, wie er es denn sicher gewesen ist, muß doch auch zugestehen, daß derjenige in Lessing's Sinne handelt, der ein von ihm gethanes Unrecht wieder gut macht, sofern es nur in der Wahrheit geschieht und in der Liebe; und das ist mir zu meiner Freude auch schon zugestanden worden". Ja, er zweifelt nicht, daß Lessing selbst es ihm zu seiner Freude zugestehen würde; er sagt nämlich zu Ende des ersten „Goeze's böser Leumund" überschriebenen Hauptstücks seiner Schrift: „Wir wollen nun zuvörderst die Orthodoxie des vorigen Jahrhunderts und Goeze's Stellung in und zu derselben näher ins Auge fassen, dann seine Grundsätze und sein Benehmen in seinem Kampfe für dieselbe, die man stets als Intoleranz und Zelotismus verschrieen hat, an einigen seiner wichtigsten Streitigkeiten, besonders am Fragmentenstreite, nachweisen. Wir meinen, das Urtheil über den Mann werde durch unsere Untersuchung sich gewaltig umbilden, und so hoffen wir ein Unrecht von acht Jahrzehenden einigermaßen wieder gutzumachen. Die Manen Lessing's, der selbst so gerne Rettungen schrieb, werden uns sicherlich darob nicht zürnen." Wenn Herr Röpe sich so der Wahrheit dabei befleißigt, wie er verheißt, gewiß nicht. Hätten nur unsere Leser nicht bereits gerechten Anlaß bekommen, dieser Verheißung zu mißtrauen!

Am Schlusse des Vorworts gibt er den Beweggrund zu seiner unrichtig „Rettung" benannten Vertheidigung Goeze's aufrichtiger an: „Ich weiß mich nur in meinem Glauben an Christum, den Sohn Gottes, den Gekreuzigten und Auferstandenen, den Lebendigen und Verherrlichten mit Goeze völlig

*) Lessing's sämtl. Schr. IV, 4.

einig; wobei ich denn willig eingestehe, daß eben diese Glaubensgemeinschaft es mir zur Herzenssache gemacht hat, die Rettung des unschuldig Verurtheilten zu versuchen. Möge mir das nicht mißlungen sein!" Mit diesen Worten scheint er zuzugeben, was er wenig Zeilen vorher ausdrücklich in Abrede stellt, daß er eine „Tendenzschrift" geschrieben, oder, daß sein Herz, seine Parteirichtung ihm die Feder geführt habe. Aber wenn auch jemand, der, wie es Herr Röpe, S. 152, ausdrücklich von sich eingesteht, „in jener Goeze-schen Orthodoxie doch im Wesentlichen das wahre Christenthum anerkennen muß", geeignet sein könnte, eine wahre Rettung Goeze's zu schreiben, so ist doch er dieser Jemand nicht gewesen.

Zur „Rettung" Goeze's in dem Sinne des Wortes, worin auch Lessing es nahm, würde zunächst nöthig gewesen sein, Goeze'n in der Hauptsache als den bestehen zu lassen, der er einmal war, ihm nichts zu geben, was ihm fehlte.

Goeze war wol kein Heuchler der Art, daß er ein Anderes öffentlich bekannt, ein Anderes im Stillen für wahr gehalten hätte, aber, nach der Weise der Pharisäer, wie diese von Christus selbst geschildert und gescholten werden, war er ein Eiferer, der im Geiste äußerlicher Rechtgläubigkeit und innerlicher Lieblosigkeit an seinem kirchlichen Bekenntniß festhielt, auf welches er, weil es ihm mit der Bibel und dem Christenthume zusammenfiel, der Zeit, in der es doch sowohl selbst entstanden, als, der Auslegung und Auffassung nach, ausgeartet und salzlos geworden war, keinen Einfluß gestattet wissen wollte. Wo diese einen solchen geltend machte und seinen beschränkten Begriffen von Lutherthum, von Religion und Sitte widersprach, da war er sofort ihr Feind und stand deshalb auch stets gegen sie auf der Lauer. Von einer innern Befriedigung und Beseligung durch die Religion hatte er keinen Begriff. Zwar behauptet Röpe das Gegentheil, indem er z. B. sagt, S. 62: „es ist nicht der Fall, daß ihm ein tiefes Gemüth und ein warmes Herz gefehlt habe; selbst in seinen Streitschriften tritt dies oft hervor, und wie hätte er in seinen ascetischen Schriften so kräftig die Tiefen des innern Christenthums schildern können, wenn er nicht selbst ein inneres Christenleben geführt hätte;" aber Röpe bleibt für diese ganze Behauptung den Beweis ganz schuldig

und hat ihn nicht einmal aus Goeze's ascetischen Schriften zu führen auch nur versucht. Der Glaube war diesem vielmehr nur ein Gesetz, und ebenso behandelte er ihn bei Andern. Er kannte keine höhern Früchte desselben, als die guten Werke der bürgerlichen Gerechtigkeit (justitia civilis), stand aber, weil er auch diese nur nach dem Buchstaben auffaßte, unter jedem bessern Heiden. Nichts mied und fürchtete er so sehr, als gegen die bürgerlichen Gesetze zu verstoßen oder ihnen zu verfallen, nichts brachte ihn mehr auf, als wenn ihm Handlungen nachgesagt wurden, die jenen entgegengewesen wären und Strafen nach sich gezogen hätten, welche seine bürgerliche Ehre beschädigt haben würden. Aber darüber hinaus hörten auch Gewissen und Scheu ganz bei ihm auf. Der lutherische Staat hatte nach ihm die Verpflichtung, Goeze's Glaubensbekenntniß zu schützen, und wenn er die Obrigkeit auch im Einzelnen nicht leicht geradezu aufforderte, gegen die Ungläubigen, d. h. gegen die anders als Goeze Glaubenden, einzuschreiten, so erwartete, ja verlangte er doch im Allgemeinen, daß sie diese ihre Schuldigkeit im Einzelnen erfüllen werde. Wie sehr er Luther pries, so hatte er sich u. a. doch auch dessen Uneigennützigkeit nicht zum Vorbilde genommen, der Vorwurf des Geizes und der Habsucht, wie er selbst gegen die ausgezeichneteren lutherischen Theologen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts besteht*), ist häufig gegen Goeze erhoben. In der That verstand er sich sehr wohl auf seinen Vortheil, wußte den Werth seiner einträglichen Pfründe zu schätzen, seine Stellung zur Steigerung seiner Einnahmen zu benutzen, liebte sehr sich seiner guten Umstände zu rühmen, und that sich nicht wenig darauf zu gute, sein Schäfchen ins Trockne gebracht zu haben. Ein Grund, auf den er immer zurückkam, warum die Geistlichen lehren sollten, auf was sie verpflichtet seien, war, daß sie von ihrem Amte ihr Brod hätten. Er war sehr geschäftig und arbeitsam, und verband damit einen Muth, bei dem es ihm ganz einerlei war, mit wem er anband. Auf einen Lessing rannte er mit derselben Dummdreistigkeit ein, wie auf einen Bahrdt oder Basedow. Während er sich stets seiner

---

*) Dr. A. Tholuck, Der Geist der luther. Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrh. u. s. w. S. 30.

Wohlanständigkeit im Streiten rühmte, griff er seine Gegner in den stärksten und gemeinsten Ausdrücken an, und während er ihnen jedes schärfere Gegenwort zum Verbrechen machte, gab er es ihnen mit den allerreichlichsten Zinsen zurück. Dabei legte er ihnen nicht nur Gedanken unter, welche sie nicht ausgesprochen hatten, sondern gab auch die Worte, worin er dies that, für ihre Worte aus. Dieser Waffe bediente er sich ganz besonders in dem Fragmentenstreite. „Er lieset", sagt Lessing im Neunten Anti-Goeze (X, 213) „nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geschrieben hätte". Wo seine geistliche Herrsch- und Streitsucht im Spiele war, verließen ihn in demselben Grade Besinnung und Klugheit, in welchem seine Leidenschaft und Heftigkeit stiegen. Niederlagen rührten ihn gar nicht, sie reizten ihn nur, zu neuen Niederlagen zu eilen. Kränken konnte er andere bis zum Tod, zwar ohne dies gewollt zu haben, aber auch ohne es zu bedauern und zu bereuen. Er selbst kannte entweder keinen Aerger oder bedurfte desselben zu seinem körperlichen Wohlbefinden. Inneren Schmerz empfand er bei allen seinen Kämpfen um die vorgeblich theuersten Güter der Menschheit so wenig, als er innere Erhebung kannte, und rühmte sich dieser Unempfindlichkeit und seiner guten Leibesbeschaffenheit mit einer Rohheit, die er ebenfalls nicht empfand.

Diesen letztern Charakterzug Goeze's stellt Röpe am Schlusse des vierten Hauptstücks seiner Schrift auf bemerkenswerthe Art dar. Nachdem er die letzte Streitigkeit Goeze's mit Alberti, der noch während derselben, und seine spätern Händel mit Friderici geschildert hat, der bald nach denselben, Friderici am Gallenfieber, starb, gibt er zu verstehen, daß beiden, wenn sie sich gegen Goeze zu Tode ärgerten, im Grunde nur ihr Recht geschah. Zuerst spricht er in einer so unverstandenen, als unverständlichen Weise den geistlichen Bekämpfern der Goeze-schen Orthodoxie jede Berechtigung dieser gegenüber ab und fährt dann fort: „So kann man sich nicht wundern, und muß den Personen zur Entschuldigung gelten lassen, was ihrer Sache zum Gerichte gereicht: daß die Aufgeklärten mit weit größerer persönlicher Erbitterung kämpften, als ihre Gegner. Wenn man die Schriften des armen Alberti liest, so blickt die persönliche

Gereiztheit gegen Goeze auf allen Seiten durch, eben so bei seinen Anhängern, bei Basedow und der Recensentenclique Nicolai's. Der Rationalismus ist doch seinem Wesen nach Subjectivismus. ... Wenn Goeze sich unmittelbar als einen Streiter und Diener des lebendigen Heilandes unter seinem persönlichen Schutz und in seiner Kraft gesichert fühlte, konnte Alberti sich höchstens als Kämpfer für eine abstracte Wahrheit ansehen. So ehrlich er es nun ohne Zweifel auch meinte, so war es doch im Grunde nur sein eigenes Wissen und Wollen, was er vertheidigte, und daher mußte er jeden Streich gegen seine Sache als einen Streich gegen seine Person schmerzlich fühlen; daher hatte er auch stets das Gefühl persönlicher Kränkung, und obwohl er im Streite über das Bußgebet äußerlich gesiegt hatte, siechte er doch dahin mit herznagendem Verdruß. Im Grunde war es nur ein schlechtes Compliment für diese Rationalisten, wenn ihre Anhänger so laut betheuerten, der eine habe sich todt geärgert und der andere sei an einem Gallenfieber ins Grab gesunken. Goeze aber, obwohl von allen Seiten wirklich persönlich angegriffen, sah in jedem Streich gegen seine Person nur den Kampf gegen seine Sache, als die Sache Christi, und dieser, das wußte er, werde der Sieg doch nicht fehlen. Daher sein stets fröhlicher Muth, so sehr er sich auch angelegen sein ließ, seine Person vor ungerechten Schmähungen und Beschuldigungen zu rechtfertigen. ... „„Bis hierher"", sagt er, Rel. Eif.*), Anhang, 330, „„hat die Güte Gottes mir Muth und Freudigkeit gegeben, alle diese Angriffe, zumal sie im Grunde so gar nichts bedeuten, mit Mitleiden anzusehen und mit herzlicher Fürbitte zu erwiedern. Noch keine schlaflose Stunde**) haben sie mir verursacht, noch viel weniger an meiner Gesundheit mir den geringsten Schaden gethan. ... Solte es indeßen Gott gefallen, da ich noch mehrere Angriffe von dieser Art zu erwarten habe, mich meinen Lauf, mitten unter denselben, vollenden zu lassen, so wil ich es zum Voraus herzlich verbitten, daß man von jener Seite alsdenn nicht rühme, man habe mich

*) Die gute Sache des wahren Religionseifers u. s. w. vertheidigt von Johan Melchior Goezen, Hamburg, 1770.

**) Röpe verändert Stunde in Nacht; während Goeze doch vielleicht zugleich die Nachmittagsruhe meinte.

zu Tode recensirt". Herr Röpe setzt, dies bekräftigend, hinzu: „Ein rechtschaffener Lehrer, der um der Wahrheit willen Schmach leidet, stirbt so leicht nicht an einem Gallenfieber", und Goeze fährt fort: „Von Schmähschriften und Pasquillen werde ich durch die Kraft der erhaltenden Gnade meines Gottes gewis nicht sterben" u. s. w. Aehnlich, wie Röpe, wenn dieser es nicht stillschweigend von ihm entlehnt hat, sagt er in einer Anmerkung auf S. 68 seiner ersten Schrift gegen Lessing, „Etwas Vorläufiges u. s. w.": „er bitte" seine Gegner, „sich doch nicht einzubilden, daß rechtschaffene Lehrer, wenn sie um der Wahrheit willen Schmach leiden müssen, am Gallenfieber sterben. Wäre dieses, so würden Friedrich Nicolai und seine Helfershelfer schon manchen Mord begangen haben, und diejenigen, die ihnen ein Dorn in den Augen sind, aus der Welt schaffen können, wenn es ihnen gefiele. Sie würden ihre Absichten durch ihre Federn weit sicherer erreichen können, als die italiänischen bravi durch ihre Stilette. Auch hier gilt die Verheißung unsres Herrn: so sie etwas tödtliches trinken, sols ihnen nicht schaden. Matth. 16, 18".

Lessing sagt im „Eilften Anti-Goeze" (X, 224): „daß der Herr Hauptpastor Goeze seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen mache, als ihnen" (wie Lessing, nach dem Vorgange des h. Hieronymus, einem seiner geistlichen und geistlosen Gegner gethan hatte) „das Schlafen vorwerfe", und Herr Röpe tadelt ihn (S. 203) wegen dieser Worte. Dazu hatte er aber nach dem, was wir so eben sowohl von ihm selbst, als von Goeze angeführt, kein Recht. Verbat sichs Goeze von seinen Gegnern zum voraus, wenn er stürbe, dies als ihr Werk anzusehen, so darf auch der Tod Alberti's als ein Sieg und Triumph Goeze's über einen Gegner von schwächerer Leibesbeschaffenheit betrachtet werden, und Röpe widerspricht sich und Goeze'n mit der Bemerkung, S. 121: „Während nun in Hamburg und Altona die Streitschriften, nach Goeze's Lieblingsausdruck, wie die Schneeflocken umherflogen, erlag Albertti, wie es bei Schwindsüchtigen geht, dennoch unerwartet, seiner langwierigen Krankheit am 30. März 1772. Nun hatte Goeze verloren. Dieser Todesfall scheint mir das größte Unglück in Goeze's Leben". Goeze hätte sich hiermit nicht einverstanden

erklären, vielmehr auf das nämliche berufen können, was er schon im Jahre 1764 am Schluß einer Predigt gegen Basedow*) gesagt hatte: „Es ist daher die Pflicht der Lehrer der Wahrheit, sich den itzo angeführten Irrthümern, nach dem Vorbilde Jesu und seiner Apostel, kräftig zu widersetzen, und ihre Gemeinen treulich davor zu warnen. Ich erkenne mich zur Beobachtung dieser Pflicht doppelt verbunden. Ich werde also solche, unter dem Beystande Gottes, redlich zu erfüllen suchen. Ich kenne das Schicksal, das ein Lehrer in Hamburg in diesem Falle besonders zu erwarten hat; allein, ich hoffe, unter dem Beystande der göttlichen Gnade, und mit dem Schilde der Wahrheit, stark genug zu seyn, solches verachten zu können. Spöttische und anzügliche Blätter mögen als die Schneeflocken um mich her fliegen. Ich werde mich dadurch weder irre, noch furchtsam machen lassen. Ich weis, daß ich weder den Urhebern, noch den Freunden der Irrthümer Rechenschaft schuldig bin. Der Herr ist es, der mich richtet, 1. Kor. 4, 4, und vor dessen Angesichte ich, vor jenem Altare, mich mit völliger Ueberzeugung meines Herzens, mit einem theuren Eide verpflichtet habe, die in der heiligen Schrift und in den darauf gegründeten symbolischen Büchern unsrer Kirche, enthaltenen Wahrheiten, bis in den Tod zu behaupten. Gott stärke mich dazu!" Nur daß man nicht recht begreift, wie derjenige dazu der Stärkung durch Gott bedurft haben sollte, der sich noch so viel später rühmen konnte, daß alle Angriffe seiner Gegner „ihm noch keine schlaflose Stunde verursacht hätten", und der außerdem ein ganz erprobtes Mittel besaß, seine Gesundheit auch gegen „den geringsten Schaden" zu schützen, den ihr dieselben dennoch hätten zufügen können. „Ist", sagte er zu Wendeborn, einem Hamburgischen Candidaten, „zu Zeiten einmal etwas unter den

*) Johan Melchior Goezens, Pastoris zu St. Catharinen und E. Hochehrw. Ministerii Senioris in Hamb., Predigt von dem Gebete der Unmündigen und der Kinder, welche derselbe am Sonntage Palmarum dieses Jahrs gehalten, um seine theuer-geachtete und herzlichgeliebte Gemeine vor den, von dem Altonaischen Professor, Herrn Basedow, in seinen Schriften ausgestreueten verderblichen Vorschlägen zu einer dem Willen Gottes entgegenlaufenden Kinderzucht und andern grundstürzenden Irrthümern pflichtmäßig und gewissenhaft zu verwarnen. Hamburg, 1764.

gegen mich herausgekommenen Schriften und Pasquillen, was meine Galle ein wenig rege macht, so nehme ich gleich Rhabarber und führe es dahin ab, wohin dergleichen gehört".

Diesen Rhabarbergebrauch bestätigt Cranz an einer Stelle*), welche wir in ihrem Zusammenhange hierhersetzen: „Der Herr Hauptpastor hat und übt die Gabe, der Welt ein doppeltes Gesicht zu zeigen: Höflichkeit und einen recht feinen Weltton im persönlichen Umgange, — da läßt er es an Achtungsbezeugungen nicht fehlen, da hält er sich nicht befugt, den Strafprediger zu machen. ... Erkläre dies Phänomen, wer es erklären kann. Der Mann ist höflich und gesittet, seine Feder platt, hämisch, schimpfsüchtig und beleidigend. Von seinen Lippen fließet Honig und Honigseim, aus seiner Feder Galle von der schwärzesten und bittersten Art, — er würzt seine Aufsätze nicht mit dem Salze des Witzes, sondern mischt den Tod hinein, den diejenigen, die nicht gewöhnt sind, vom Morgen bis auf den Abend Rhabarber zu kauen und jedes ihnen beigebrachte Gift unschädlich zu machen und wie Blähungen wieder abzutreiben, so tief empfinden, wie Alberti und Friderici ihn fanden, wie viele auswärtige, nach Hamburg berufene, treffliche Lehrer ihn fürchten und um deswillen die von der einen Seite vortheilhafte, aber einem jeden friedliebenden Manne nachtheilige Vocationen ausschlagen, weil sie in Rücksicht auf den Herrn Pastor Goeze denken: weit davon ist gut vor den Schuß, oder wie die alten Deutschen zu sagen pflegten: Ein Gerichtchen Kohl in Liebe und Frieden — eine weniger einträgliche Pfarre neben einem friedliebenden Collegen — ist besser als ein gemästeter Ochse — als eine fette Hamburgische Pfründe — mit Haß und an der Seite eines sub titulo um Christi willen ewig hadernden Mitarbeiters" u. s. w.

Herr Röpe bezweifelt nicht die Richtigkeit des in Wendeborn's Erinnerungen aus seinem Leben aufbewahrten Goeze'schen Geständnisses, er führt dasselbe vielmehr, ohne das darin liegende Pöbelhafte der Gesinnung wie des Ausdrucks zu rügen, ja lobend an.

Goeze's Verwandtschaft mit dem Pöbel in Denkart und Sprache gehörte zu demjenigen, was ihm noch einen Anhang

*) Der Streit Michaels und des Drachen u. s. w., S. 43 f.

sicherte, als er die Gebildeten und die Mehrheit des Senates, wie seiner Amtsgenossen schon längst gegen sich hatte. „Er spricht mit dem Pöbel", sagt Lessing zu Ende des fünften Anti-Goeze, „die Sprache des Pöbels und schreiet, daß mein Ungenannter die Apostel als Betrüger und Bösewichter lästere. Das klingt! Das thut Wirkung! Vielleicht aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser: anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nehmlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht vom Pöbel, aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los".

„Herr Goeze", sagt der Bergedorfer Schlosser (a. a. O., S. 44 und 16) „versteht die Kunst, eben den großen Haufen einzunehmen, und darin ist diese ganze Schrift (über die Sittlichkeit der Schaubühne) vornehmlich aber der zweyte Theil derselben ein Meisterstück. Solche Einfälle, wie S. 120 von einem Prediger, der vom Spieltische zum Todtenbette gerufen wird, oder S. 121 von den Zuhörern, die sich kitzeln, wenn sie das Glück gehabt haben, ihrem Lehrer einen Theil seiner Accidentien wieder abzugewinnen; oder S. 183 von dem Anschlagezettel, worauf neben dem Lustspiel eines Predigers ein vielleicht ungezogenes Nachspiel steht, oder S. 184 von einem Beichtkinde, das sich irgend einer Scherzrede nicht entschlagen kann, die in einer Komödie seines Beichtvaters vorkömmt: solche Einfälle haben gewiß dem Herrn Verfasser von manchen Lesern aus der allerniedrigsten Klasse einen lauten Beyfall zuwege gebracht. . . . Das Hamburger Publikum erwartete auch in dieser Schrift natürlicher Weise Persönlichkeiten, wie der schnelle Abgang derselben" (sie mußte sofort neu aufgelegt werden) „lehrt; da ihr innerer Werth, wenn sie auch den größten hätte, gewiß nicht 200 Exemplare in wenig Stunden verkauft haben würde".

In dem Streite mit Alberti, über welchen dieser starb, hatte Goeze den Pöbel ganz auf seiner Seite. Er hielt Predigten gegen Alberti's „Anleitung zum Gespräch über die Religion" und „wollte auch am 5. Epiph. (1772) eine derartige

Streitpredigt halten über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Lehre vom Satan und seinen Wirkungen" (Röpe, 119). „Ohne Zweifel wäre", so heißt es in „einem Schreiben aus Altona über die Alberti'sche und Götzische Streitigkeit" in der Allg. deutsch. Biblioth. von 1772, S. 621, „diese Predigt das Zeichen zu einem Tumult geworden, wenn nicht die Weisheit des Hamburgischen Raths es noch zeitig" (durch Wegnahme des die Predigt ankündigenden gedruckten Textes (Entwurfes) und damit Untersagung der Predigt) „verhindert hätte. Das Volk murrte schon entsetzlich gegen Herrn Alberti; es versammelte sich auf dem Kirchhofe, wo er wohnte, es fing an Leute zu insultiren, die es vor Freunde desselben hielt, und die Predigten des Herrn Pastors Götze wurden ungewöhnlich stark besucht".

Hierauf bezieht sich auch Cranz*). „Man erzählt", hält er Goeze'n vor, „daß Sie einst sehr heftig gegen das Lehrbuch Alberti's gepredigt hätten, daß sich Ihre Anhänger nach geendigtem Gottesdienste bei Hunderten von der Kirche bis nach Ihrer Wohnung versammelt und erklärt hätten: Wenn unser Papa nur einen Wink gibt, so stürmen wir Alberti's Haus. Das erzählt man überall in Hamburg".

Herr Röpe, da er die Sache im Sinne seiner „Rettung" vortragen mußte, konnte dieser Einmischung des Volkes nicht Erwähnung thun, aber gegen die Insulten desselben würde doch gewiß auch einem Goeze kein Rhabarber genützt haben.

Friderici war 1777, fünf Jahre nach Alberti, nach nur zweijähriger Amtsthätigkeit in Hamburg, auf die erwähnte Art gestorben, und als Goeze in den letzten Jahren seines Lebens mit drei andern seiner geistlichen Amtsbrüder, Rambach, Sturm und Moldenhawer, auf einmal eine seiner heftigen theologischen Fehden führte, erklärte der letztere öffentlich, was wir noch zum weitern Beweise, daß der ähnliche Vorwurf Lessing's nicht auffallen darf, anführen: Goeze „habe in seinem Leben sich Schandsäulen genug errichtet, er möge damit fortfahren, so lange Gott

---

*) Die letzte Oehlung oder schließlich nähere Bestimmung über Streitmethode und Toleranz, auf Veranlassung einer Protestationsschrift des Herrn Hauptpastor Goeze, ihm Selbst zugeeignet von dem Verfasser der Gallerie der Teufel, Hamburg, 1785, S. 29.

es ihm zulasse; nur möge er sich hüten, daß er nach seinem Tode nicht das Gegentheil von dem erfahre, wovon er fest versichert zu seyn Miene mache. Ein jeder im Ministerio sey von seiner Falschheit, seinem Hochmuthe u. s. w. überzeugt; einen seiner Collegen habe er schon zu Tode polemisirt, itzt wolle er ihrer drey an die Grube führen"*).

Hieran knüpfen wir was Cranz**) u. a. noch gegen ihn vorbringt: „Die Epoken seines stufenweise immer tieferen Sinkens in der Achtung seiner höhern und geringern Mitbürger sind bekannt. Besonders wird dahin der frühe Tod des in Hamburg, wie auswärts, so sehr geliebten Pastor Alberti gerechnet, dessen Ursach in den empfindlichen Verdruß gesetzt wird, durch welchen der streitende Herr Goeze diesen Freund des Friedens aus der Welt hinausgepeiniget haben soll. Mehr noch verlohr der Herr Pastor durch den Tod des guten Friderici, der nach Zeugnissen, welche für ausgemacht fast allgemein angenommen werden, noch auf seinem Sterbelager bekannt haben soll, daß er seinen Tod und die herbe Entreißung aus den Armen der Seinigen niemanden, als denen vom Herrn Goeze ihm zugefügten Kränkungen zuzuschreiben habe". —

Es scheint wenig zu dem Lobe zu stimmen, welches, wie wir vernahmen, Herr Röpe in Uebereinstimmung mit Goeze'n selbst diesem vor seinen Gegnern ertheilt, daß er in dem ersten Hauptstück seiner Schrift von „Verleumdungen", welche Goeze erfahren, erzählt, die „dem alten Mann müßten weh gethan haben", weil „es ihm nicht gleichgültig sein können, derartige sittliche Vergehungen und Lächerlichkeiten sich angedichtet zu sehen. Wohl tröste die Zusicherung des Herrn, es soll euch im Himmel wohl vergolten werden, aber schmerzlich sei es doch jedenfalls, sehen zu müssen, daß man bei der Mitwelt, und noch mehr, fürchten zu müssen, daß man bei der Nachwelt als ein sittlich verworfener und verächtlicher Mensch dargestellt werde. Und ein solches Schicksal mochte dem armen Goeze in seinen letzten Lebensjahren doch nicht undenkbar erscheinen" u. s. w.

*) Thieß a. a. O., Thl. 2, S. 43.

**) Der Streit Michaels und des Drachen, S. 16.

Es wäre also doch noch dahin gekommen, daß die Angriffe seiner Feinde seinem Schlafe, seiner Gesundheit zusetzten? Goeze hätte noch die rächende Hand der Nemesis empfunden? Unmöglich! oder er müßte sich in sich selbst, Röpe sich in ihm geirrt haben. In dem einen, wie in dem andern Falle würde das Vertrauen des einen, wie des andern in „die Zusicherung des Herrn" als sehr schwach erscheinen, da ein rechter Christ bei gerechter Sache dem Herrn die Sorge für seinen Ruf in der Gegenwart, und der Nachwelt die Würdigung solcher Schmähschriften ruhig überläßt, von welchen Herr Röpe redet, und mit deren Widerlegung sich „der arme Goeze" noch in seinem Alter plagen mußte. Dieser konnte dadurch nur den Zweck der Pasquillanten, ihn lächerlich zu machen, befördern, und Röpe, indem er den Geschmack hat, solche Geschichten wieder aufzuwärmen, befördert jenen Zweck noch heute, da man weder die Pasquille, noch ihre Widerlegung ohne Lachen lesen kann, weil jene so boshaft und witzig sind, als diese einfältig und ernsthaft.

Wir vermuthen aber, daß Goeze aus einem ganz andern Grunde, als den Röpe annimmt, selbst zur weiteren Verbreitung der wider ihn gerichteten Schmäh- und Spottschriften beitrug. Die Zahl seiner Anhänger hatte zwar abgenommen, war aber immer noch so bedeutend, daß er, wenn auch die Gebildeten und die Mehrzahl des Rathes und Ministeriums gegen sich, doch „das Hochlöbliche Collegium der Herren Sechziger in Hamburg, welche perpetui mandatarii civium in rebus Ecclesiasticis sind", mehr oder weniger bis zuletzt für sich hatte. Mit ihnen oder vielmehr mit „Einer" von ihnen vertretenen „Hochlöblichen Erbgesessenen Bürgerschaft in Hamburg" mußte er sich in beständiger Verbindung erhalten, und darin war er bis an sein Ende unermüdlich. Ihnen trug er daher in eigenen Druckschriften auch die auswärts auf ihn erfundenen oder übertragenen Spottgeschichten vor, welche sie so ernsthaft nahmen oder doch nehmen sollten, wie er selbst.

Den Bemerkungen, womit Goeze in den letzten Jahren seines Lebens die Erzählung von zwei gegen ihn erschienenen Pasquillen begleitet, entnehmen wir, was zu weiterer Bestätigung der allgemeinen Schilderung dient, welche wir im Eingang dieses Abschnittes von seinem Charakter entworfen. Eine „Anrede an

seine Zuhörer und Freunde zur Rettung seiner Ehre und Unschuld gegen eine von einer auswärtigen Gesellschaft von Aerzten ihm aufgebürdete boshafte Verläumdung, Hamb. 1784" beginnt er, (Röpe, S. 1 f.), mit folgenden Worten: „Geliebteste Freunde: Allen denen unter Ihnen, welche auf die Zeichen der gegenwärtigen Zeit und auf die Schicksale der Kirche Gottes und redlicher Lehrer derselben achten, kann es nicht unbekannt sein, daß die Feinde der evangelischen Wahrheit, daß diejenigen, deren Bemühungen vornehmlich dahin gerichtet sind, die Religion einzuführen, welche den Herrn verleugnet, der uns erkauft hat, mich seit vielen Jahren besonders zum Gegenstand ihrer feindseligen Angriffe erwählet und in Zeitungen, Journalen und andern Schriften alles gegen mich ausgeschüttet haben, wovon sie sich nur einige Hoffnung machen konnten, daß mich solches in den Augen der Welt verächtlich und verhaßt machen und meine in dem Herrn gethane Arbeit vergeblich machen würde. Ich schließe aus dieser mir so vorzüglich erwiesenen Ehre, daß sie von meinen ihnen entgegengesetzten Arbeiten für sich die nachtheiligsten Folgen besorget, welche sie am kräftigsten durch persönliche Schmähungen und Lästerungen zu verhindern gehofft haben. Ich habe, wenn ich es zur Erreichung dieses Hauptzweckes nöthig fand, einige von diesen Anfällen mit gehörigen Gründen abgewiesen, andere aber mit Verachtung und Mitleiden übersehen. Und ich kann zum Preise Gottes rühmen, daß seine gnädige und weise Regierung bisher meine Sonne und Schild gewesen und die Absichten meiner Verfolger, Lästerer und Feinde mächtig vereitelt hat, ja mir dieselben zur wahren Ehre und zu manchen Vortheilen hat gereichen lassen."

Es ist nicht ungeschickt, wie er seine Person in den Vordergrund zu stellen weiß und die göttliche Vorsehung nur insofern einmischt, als sie ihm aus seinen theologischen Zänkereien und persönlichen Händeln Ehre und allerlei Vortheile habe erwachsen lassen, dergleichen in den Augen seiner Freunde und Zuhörer nichts Verächtliches war.

Hierauf geräth er ins Schimpfen auf den ihm von anderen angethanen Schimpf: „Diese Angriffe bestanden in argwöhnischen Beschuldigungen, in Verdrehung oder Verfälschung meiner Worte, in boshaften, aber sich selbst widersprechenden Lästerungen, in-

sonderheit, daß ich als ein Inquisitor handele, und in pöbelhaften Schmähungen und Scheltworten."

Aber es erfolgte das Schlimmste, Schlimmeres, als alle Schmähungen und Lästerungen, die er wegen seiner „in dem Herrn gethanen und auf die Vertheidigung der evangelischen Wahrheit abzielenden Arbeit" erfahren und manchmal „mit Verachtung und Mitleiden übersehen" hatte. „Aber", fährt er nämlich fort, „noch nie ist die Bosheit so weit gegangen, mir Handlungen und Verbrechen aufzubürden, welche, wenn sie wahr wären, Ehre und guten Namen angreifende Strafen nach sich ziehen müßten. Nun aber scheint es, als ob die Regierung Gottes es auch zulassen wolle, daß ich auf diese Art angegriffen werden soll."

Auf den einen Angriff, welchen er nun erzählt, werden wir später zurückkommen; der andere stand, was Hrn. Röpe entgangen zu sein scheint, in den „Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris. Uebersetzt von K. R.*) 1783." Auch ihn, sagt Röpe, „läßt Goeze selbst für seine Zuhörer abdrucken**), und es bedurfte auch dessen blos, um jedem, der nur einigermaßen Hamburgische Verhältnisse kennt, die Unmöglichkeit, also die Unrichtigkeit der angegebenen Thatsachen darzuthun."

Aber es bedurfte dessen gewiß auch blos, damit der vorgebliche „reisende Franzose" seinen Zweck, Goeze lächerlich zu machen, durch diesen selbst befördert sähe, denn zu dem, was ihm dieser nachdruckte und seinen „Freunden und Zuhörern" vorlegte, gehört auch Folgendes: „Obschon dieser Mann unzählige malen öffentlich und allgemein ausgepfiffen worden und seit 12 bis 15 Jahren der beständige Gegenstand des Spottes vom ganzen protestantischen Deutschland und zum Theil auch von seinen geistlichen Brüdern in Hamburg ist, so ist sein heiliger Eifer doch im geringsten nicht erkaltet. Gegen das Sitten-

*) (Johann) Kaspar Riesbeck. Der nicht angegebene Druckort: Zürich. Die Stelle über Goeze im zweiten Bande unter: Hamburg; S. 300 bis 303.

**) In: Anzeige von dem, was ferner zwischen ihm und einer Anzahl von Aerzten vorgefallen. Nebst einer ihm abgenöthigten Abfertigung einer neuen mehr als satanischen Verläumbung in dem zweiten Theil der Briefe eines reisenden Franzosen. Hamb. 1784.

verderbniß eifert er eben so sehr als gegen den Papst. Er ist ein abgesagter Feind aller öffentlichen Belustigungen, aber gegen die Lustparthien hinter den Bettgardinen soll er sanftere Gesinnnungen hegen. Die Theater sind ihm besonders ein scharfer Dorn in den Augen. Da der bessere Theil des hiesigen Publikums nur seinen Spaß mit ihm treibt, so gab es schon verschiedene interessante Auftritte" u. s. w.

Der „reisende Franzose" hatte ferner erzählt: „Erst vor kurzem bließ dieser orthodoxe Mann, der sich Götz nennt, auf der Kanzel wieder gegen den Papst und seinen Anhang Feuer. Es that aber keine andere Wirkung, als daß er sich die Backen wund bließ und er dem kaiserlichen Gesandten eine Abbitte thun mußte. Als dieser Mann seinen geistlichen papiernen Thron bestieg, herrschte noch die löbliche Gewohnheit in Hamburg, vor jeder Predigt in einem Gebeth den Papst und seinen Anhang öffentlich und feyerlich zu verfluchen. Der Rath sah ein, daß dieß zu unseren Zeiten eine große Aergerniß wäre, und befahl dem Herrn Hauptpastor, diesen Fluch ins künftige zu unterlassen. Die Liebe zum Fluchen war aber diesem Mann so an die Seele gewachsen, daß er gegen diese Eingriffe der weltlichen Macht in das Heiligthum eine förmliche Protestation eingab und, ohne die weitern Verfügungen seiner Oberherrn zu abwarten, in der nächsten Predigt einen doppelten Keil auf den Papst und sein Reich von der Kanzel herabschleuderte; seine Donnerschläge sind aber zum Glück allzeit kalt. Der Rath ergriff nun das wirksamste Mittel, um den unartigen Mann Sitten zu lehren, und drohte ihm mit dem Verlust seiner fetten Pfründe. Der Herr Hauptpastor hatte Philosophie genug, um einzusehen, daß es besser sey nicht zu fluchen, als zu hungern, und so war der Papst und sein Reich in den Kirchen der Reichs- und Hansestadt Hamburg gerettet."

Mit der bekannten Schrift Riesbeck's, der ein guter Deutscher war und die Maske des reisenden Franzosen nur vorgenommen hatte, um so viel freimüthiger zu schreiben, unbekannt, bemerkt Herr Röpe: „Außer der Frivolität und Spottsucht haben diesen Franzosen offenbar auch katholische Interessen beherrscht. Goeze hat nämlich im Jahre 1779 einige Predigten gehalten, in denen die katholische Lehre von der Fürbitte der Heiligen

bekämpft ward. Der oesterreichsche Minister hatte sich beim Senat beklagt; dieser, schon ungünstig gegen Goeze gestimmt, hatte einen Widerruf verlangt, aber vergebens; die Sechziger standen Goeze bei, und dieser fuhr ungehindert fort, die katholischen Irrthümer zu bekämpfen. Zu der Stelle, er habe lieber nicht fluchen, als hungern wollen, macht Goeze die Bemerkung: „„Dieses beweiset, daß der Mann mich und meine Umstände gar nicht gekannt hat. Ich habe Gottlob so wenig nöthig, um des Brotes willen zu dienen, als um gelber Suppen willen zu heucheln.““

Schloß Goeze seine Controverspredigten gegen das Papstthum auch nicht wie ein lutherischer Theologe und Geistlicher des 17. Jahrhunderts, Strauch, mit den Worten: „Der Teufel hole dich, Papst, Gott aber sei mit uns!“, so gehörte doch neben Eifern gegen die Aufklärer des 18. Jahrhunderts, Streiten gegen Katholiken und Reformirte für ihn und seinen Anhang zum täglichen Brode, und wie weit er dasselbe trieb, wie wenig er dabei, nach dem Vorgange so mancher alten lutherischen Theologen, zwischen Reformirten und Katholiken unterschied, geht aus einer Angabe bei Thieß*) hervor: „als er an einem Sonntag Rogate einmal den Beweis habe führen wollen, „„daß weder die römisch-katholischen noch auch die reformirten, sondern allein die evangelisch-lutherischen Christen erhörlich beten,““ sei ihm, auf Vorstellung des kaiserlichen Ministers, doch nachdrücklich angedeutet, sich solcher constitutionswidrigen Reden zu enthalten.“ Im Uebrigen darf man allerdings nicht übersehen, daß diese Polemik mit politischen Gründen zusammenhing. „Man würde“, bemerkt Herr Röpe S. 80 ff., „gewaltig irren, wenn man die damaligen Verhältnisse nach unsern jetzigen beurtheilte. Noch stand in Hamburg die lutherische Kirche als die allein berechtigte und herrschende Staatskirche da, noch waren daselbst die heutigen Ideen von einer Gleichberechtigung aller Culte unerhört; daß Reformirte, Katholiken, geschweige denn Juden, jemals Mitglieder der hamburgischen mitregierenden Bürgerschaft werden könnten, war vielleicht noch niemanden eingefallen.... Die Reformirten suchten damals öffentliche

*) A. a. O., S. 44. Vgl. Lessing XI, b, 192.

Anerkennung ihrer Gemeinde von Seiten des Hamb. Senates zu erlangen, da sie bisher nur unter dem Schutz des holländischen Gesandten gestanden hatten. Dem widersetzte sich Goeze schon als Senior, und später viele Jahre hindurch, in der Ueberzeugung, daß es ohne Gefahr für unsre kirchliche Grundverfassung nicht geschehen könnte. . . . Die Hauptsache war ihm aber dabei, daß alsbald die Katholischen dasselbe fordern würden. Man hatte nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß von den drei damals noch in Hamburg befindlichen Nebenkirchen eine den Reformirten eingeräumt werden möchte. „„Dann würden sich (sagte Goeze) zu den übrigen auch leicht Liebhaber finden"". Jetzt ist eine derselben katholisch!"

Das hält also Herr Röpe noch heute für ein Unglück? Uebrigens irrt er sicherlich, wenn er Furcht vor den Katholiken zu dem Hauptbeweggrunde der Goezischen Polemik gegen die Reformirten macht, da solcher vielmehr in dem alten dogmatischen Haß der lutherischen Theologen gegen die letztern zu suchen ist, der in Goeze unverringert fortloderte. Dem entspricht mit vollkommener Folgerichtigkeit sowohl was Röpe von ihm anführt, als was wir selbst unten reichlicher beibringen werden.

Nicht minder folgerichtig und auf seinem Standpunkte selbst gerecht sagt er in einer von Röpe nicht benutzten Schrift gegen den Prediger der reformirten Gemeinde in Worms, Rediger*): „Daß den Juden (in Hamburg), da sie einmal aufgenommen sind, auch gestattet werden mußte, ihre Kinder zu beschneiden und sich nach ihrer Art copuliren zu lassen, verstehet sich von selbst. . . . Daß wir aber verlangen, die actus parochiales in Taufen und Copuliren auch bey den hiesigen reformirten Einwohnern zu verrichten und es als Usurpation ansehen, wenn sie dazu die fremden Legationsprediger nehmen, ist der Gerechtigkeit völlig gemäß." Er ist also duldsamer gegen die Juden, als gegen die Reformirten, macht aber diesen die ähnliche Handlungsweise, daß sie nämlich die Juden vor den Lutherischen begünstigten, zum Vorwurf, indem er „Herrn Rediger auf

*) Die gerechte Sache der Evangel.-Kirche u. s. w. gegen die ungerechten Anklagen des Predigers der reform. Gemeine in Worms, Herrn Andreas Rediger u. s. w. von Johan Melchior Goezen u. s. w. Hamb. 1770. S. 109.

Beyspiele verweist", „daß man reformirter Seite bei völliger Versagung aller Toleranz an die Lutheraner dennoch Juden eingenommen und denselben alle gottesdienstliche Freyheit eingeräumet habe." So kam die Feindschaft zwischen Lutherischen und Reformirten den Juden zu gute.

„Natürlich war er", bemerkt Röpe, „durch diese Polemik den heftigsten Widersprüchen ausgesetzt. Zuerst wünschte nur der Senat die Anerkennung der Reformirten. Ministerium und Bürgerschaft widerstanden. Dann gab auch das Ministerium nach; nur in der Bürgerschaft, ohne deren Beistimmung es nicht durchgesetzt werden konnte, hielten Goeze's Predigten und Schriften lange den Widerstand rege; erst 1785 erreichten die Reformirten ihren Zweck."

Daß Goeze noch im Jahre 1766 ein „Senior, Pastores und sämmtliche Glieder des Ministerii in Hamburg" unterzeichnetes, gegen die Ansprüche der reformirten Einwohner Hamburgs gerichtetes „pflichtmäßiges und auf unbeweglichen Gründen beruhendes Zeugniß der Wahrheit" verfaßte, darauf hätte in einer „Rettung" desselben wol näher eingegangen werden sollen. In der „Vorerinnerung" zu diesem „Zeugniß" wird gesagt: „Solte jemand noch mehreren Unterricht verlangen, aus was für Bewegungsgründen wir uns im Gewissen verpflichtet halten, der Errichtung einer öffentlichen Religionsübung aller übrigen Religionspartheyen in Hamburg, so viel an uns ist, redlich entgegenzuarbeiten, den ersuchen wir, die vortreffliche Abwiegung der Gründe, welche theils widerrathen, theils anrathen, daß man den Reformirten in Frankfurt eine Kirche erlauben solle,*) des in Gott ruhenden hochverdienten Herrn Senioris Fresenii mit Aufmerksamkeit zu lesen, von welcher wir von Herzen wünschen, daß sie in den Händen einer gesammten hochlöblichen erbgesessenen Bürgerschaft in Hamburg seyn möchte, indem dieselbe sehr vielen, die sie bisher nicht gelesen haben, wenn ihnen sonst das Wohl ihrer Kinder und Nachkommen am Herzen liegt, die Wichtigkeit der Sache, welche wir in dieser Belehrungs-

*) „worin", wie es auf dem Titel noch heißt, „die Widerrathungsgründe das Uebergewicht behalten".

schrift abgehandelt haben, in einem ihnen bisher ganz neuem und recht starkem Lichte zeigen wird. Wir haben in der Zugabe B. einige Stellen zur Probe angeführt" u. s. w.

Diese und andere Stellen aus der genannten, 1751 erschienenen, Schrift des 1761 verstorbenen Frankfurter lutherischen Pfarrers an der Barfüßerkirche und Seniors Ministerii Fresenius, dessen in Goethe's Leben als „eines sanften Mannes, musterhaften Geistlichen und guten Kanzelredners" Erwähnung geschieht, beweisen, daß Goeze's Ankämpfen gegen die Anerkennung der Reformirten in Hamburg für jene Zeit an und für sich nicht auffallen könne. Für unsre Zeit sind Fresenius' Aeußerungen merkwürdig genug. „Aus ihren (der Reformirten) alten und neuen Handlungen . . . konte", sagt er u. a. in der Vorrede, „jederman den Schluß machen, daß wir für ihren Bedruckungen nicht sicher seyn würden, wenn man nicht diese letzte Grenze bewahrete und ihnen eine freye Religionsübung in der Stadt fernerhin abschlüge. . . . Ich bedaure so sehr, als es ein Mensch in der Welt bedauren kan, daß, in der heilsamen und göttlichen Reformation der Kirche, eine so gefährliche Trennung entstanden; daß man sich nicht beyzeiten hat vereinigen können; daß so vielseitig ein fleischlicher Haß und interessirte zeitliche Absichten mit dem Religions-Eifer vermenget und sub titulo Religionis an vielen Orten Regiones gesuchet und auch würklich, bald durch List, bald durch Gewalt, dem andern Theil hinweggenommen worden; wodurch die Gemüther immer mehr in Erbitterung gerathen. Ich bedaure, daß noch bis auf den heutigen Tag, an manchen Orten, die alte gehässige Absichten fortdauern, und es thut mir leid, daß unsre evangelisch-lutherische Glaubensbrüder . . . in manchen Gegenden, wo doch ihre Vorfahren ehemahls die Herrschaft hatten, dermaßen kurz gehalten und gedrucket werden, daß man von unsrer (lutherischer) Seite kein Parallel-Exempel finden wird; wodurch das beyderseitige gute Vernehmen noch beständig zurückgehalten und verhindert, in unsrer Kirche aber der Verdacht gestärket wird, die Herren Reformirten gingen bey einem jeden neuen Gesuch darauf aus, neue Absichten zu unsrer Bedruckung auszuführen. . . . Was die Glaubenslehren betrift: so sind wir zwar, in Ansehung der beyderseitigen symbolischen Bücher, ziemlich unterschieden; doch

freuet es mich, daß wir uns sonst überhaupt etwas näher kommen, als unsre Vorfahren.... Alle diejenigen in der Reformirten Kirche, die mit mir auf einem Grunde der Seligkeit stehen, und darin Gnade von Gott empfangen haben, liebe ich mit einer brüderlichen Liebe, die ihrer Natur nach weit höher gehet, als die allgemeine Liebe.... Doch gehet mein herzlicher Wunsch vor Gott dahin, daß wir auch äußerlich eine Heerde werden möchten. Ich habe den Mitteln und Wegen, wie solches bewerkstelligt werden möchte, von vielen Jahren her reiflich nachgedacht.... Die Aspecten sehen mir aber noch nicht so aus, daß eine grose Förderung zu hoffen wäre.... Wenigstens sind die bisherigen Handlungen der Herren Reformirten, sowol zu Frankfurt, als an manchen andern Orten, so beschaffen, daß man keine Neigung zur näheren Vereinigung daraus schließen kan. Was die gegenwärtige Streitigkeit wegen eines reformirten Kirchenbaus betrift, so macht die Sache freylich groses Aufsehen, nicht nur in dem deutschen Reich, sondern auch in den angränzenden Ländern, und die Urtheile fallen von denjenigen, welche dieselbe nicht gründlich einsehen, mehrentheils zu unsrer Last aus.... Ich wundere mich darüber um so weniger, da ich weiß, daß, bey den sehr gelinden principiis tolerantiae unsrer Evangelisch-Lutherischen Kirche, auch unsre eigene Glaubens-Brüder an andern Orten, welche die wahre Beschaffenheit der Sache nicht wissen, sich sehr darüber aufhalten, daß man sich hier wegen dem Kirchen-Gesuch der Reformirten so hart bezeige. Ja ich kan nicht bergen, daß ich mit einer von denen gewesen, ehe ich hier ins Predigt-Amt gekommen, und daß ich mich in der Stille in meinem Urtheil oft übereilet, und bey mir gedacht habe, die Herren Frankfurter müsten einen sonderlichen Religions-Haß gegen die Reformirten haben, weil sie ihnen keine Kirche vergönnen wolten. Welches aber lediglich daher kam, weil ich die Acten von diesem Handel nicht gelesen, und denselben blos für eine kirchliche, oder Religions-Uneinigkeit angesehen, auch vermeynet hatte, die Reformirten würden bey einer erlangten Kirche nimmermehr weiter zu greifen im Sinne haben. Wie sie aber in den vorigen Zeiten schon ein ganz anderes geäußert, das war mir völlig unbekant. Nachdem ich aber hieher kam und die sämtliche Acten gelesen, auch das Innerliche der

hiesigen Stadt kennen gelernet: so sahe ich wol ein, wie sehr ich mich in meinem Urtheil übereilet, und daß man in vorigen Zeiten bey dieser Kirchen-Sache nichts gethan, als was die Wohlfahrt des gemeinen Wesens allhier erfordert. Die Reformirten in Frankfurt suchen nämlich eine Kirche nicht blos um der Kirche willen; sondern hauptsächlich um zeitlicher Absichten und um unsrer Unterdruckung willen. Folglich betrift der eigentliche status controversiae keineswegs die Religion, sondern den Staat. Dis ist das Urtheil aller rechtschaffenen Leute aus beyden Religionen, die Acten-mäßig unterrichtet sind."

Von dem hier Angeführten hat Goeze in der Zugabe B. zu dem genannten „Pflichtmäßigen u. s. w. Zeugniß" dasjenige weggelassen, was den milderen dogmatisch-confessionellen Standpunkt Fresenius' bezeugt. Zu dem Uebrigen macht er u. a. die Anmerkung: „Dieses Bekäntnis des sel. Herrn D. Fresenius ist auch das meinige. Männer, welchen es Gott, vermöge ihres Amtes, zu einer besondern und heiligen Pflicht macht, die Vorrechte der evangelisch-lutherischen Kirche an dem Orte, an welchem sie im Amte stehen, zu vertheidigen, müssen es sich daher, da so viele über ihr Verhalten urtheilen, welche den Zusammenhang der Sache entweder nicht einsehen" (wollen?) „oder nicht einsehen können, nicht wundern lassen, wenn sie bey der redlichsten Erfüllung ihrer Pflicht harte und lieblose Urtheile nicht allein von den Gegnern erfahren müssen, sondern wenn auch selbst die Kinder ihrer Mutter mit ihnen zürnen. . . . Die Urtheile der entweder leidenden und seufzenden, oder der erhaltenen und geretteten Nachkommen werden gewis anders lauten, als die Urtheile übelunterrichteter und öfters von Vorurtheilen und unlautern Absichten eingenommener Zeitgenossen."

Diese Erwartung theilte Goeze mit Anderen. Fresenius sagt u. a. in seiner Schrift, und Goeze führt es an: „Wenn sie (die Reformirten in Frankfurt) es durchtreiben, daß sie nach einem fast zweyhundertjährigen Widerspruch eine Kirche in der Stadt bekommen, so haben sie ein Meisterstück gemacht, das sonst seines gleichen nicht hat in allen Historien." Fresenius malt aus, wie das ihr Ansehen und ihren Credit steigern würde. „Dieser Credit befördert ihre Handlung gar sehr. . . . So gern ich ihnen diesen und noch grösere Vortheile gönnen wolte, wenn

es ohne Ruin andrer Leute, sonderlich unsrer Mitbrüder, geschehen könte, so gewiß ist es, daß sie dadurch viele Familien dieser Stadt ins Verderben stürzen würden. Aus dem Uebergewicht folget die Uebermacht, und aus der Uebermacht die Ueberherrschaft.... Schon jetzt schwingen sie sich in ihrem Sinn über alles hinaus, geben uns kein gutes Wort, drohen, kränken und plagen ihre Wohlthäter, so viel sie nur immer können, solten sie es auch durch vieles Geld möglich machen, und sagen zum Theil schon öffentlich, sie wolten mit den Lutheranern nichts zu thun haben. Wie wird es denn unsern armen Kindern gehen, wenn die Reformirten völlige Gewalt über sie haben, und wenn sie ihre Bedruckungen kein Geld mehr kosten. Dieses sehen viele unsrer Glaubensbrüder wohl ein. Daher haben schon manche den Schluß gefasset, wenn die Reformirten eine Kirche in der Stadt erhalten, daß sie sich zu ihrem Abzug nach und nach anschicken, oder, wenn sie selbst nicht wegziehen könten, doch ernstlich sorgen wolten, alle ihre Kinder an anderen Orten unterzubringen. Sie wollen also lieber den Reformirten vollends Platz machen, als ihre Sclaven werden."

Weil die bürgerliche Gleichstellung der Reformirten in Frankfurt sehr viel später (erst in diesem Jahrhundert) erfolgt ist, als in Hamburg, so scheint Goeze bei dem Rathe der freien Reichs-Stadt Frankfurt stets in Gunst und Ansehen geblieben zu sein. Ihm widmete er daher auch im Jahre 1771 „Erbauliche Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden auf alle Tage des Jahres," und als dieselben in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen," an welchen auch Goethe mitarbeitete, und die damals in den Händen des fürstlich waldeck'schen Hofraths Johann Konrad Deinet waren, eine ungünstige Beurtheilung erfuhren, ward Deinet „in Gefolg," wie es in dem Protokoll vom 7. Aug. 1772 heißt, „eines auf das Schreiben des Herrn Pastor Götz zu Hamburg ergangenen venerirlichen Raths-Conclusi vom 30sten elapsi," vor „eine hochansehnliche Deputation zum Bücherwesen" geladen und in Folge eines weiteren Raths-Conclusi vom 20. Aug. 1772 „in eine Strafe von 20 Rthlr. condemnirt." Die Allgem. deutsche Bibliothek berichtete hierüber in einem Schreiben aus Frankfurt, wogegen Goeze in

den „Freywilligen Beyträgen zu den Hamburger Nachrichten u. s. w." „vor dem allwissenden Gott versicherte", daß ihm von allem dem, was in Frankfurt vorgefallen, nicht das geringste bekannt geworden, ja daß er bis diese Stunde nicht von der Existenz solcher Frankfurter gelehrten Anzeigen gewußt habe; auf deren Unterdrückung er angetragen haben sollte. Einer in Frankfurt erschienenen actenmäßigen Darstellung der Sache „zur Rechtfertigung des Herrn Pastors, des Recensenten und des Verlegers", aus welcher hervorgeht, wie berüchtigt Goeze in Deutschland war und wie richtig er gewürdigt wurde, noch ehe das ganze Maß seiner Sünden voll war, setzte er eine „Rettung der Unschuld des Herrn Hauptpastor Goeze zu St. Catharinen in Hamburg gegen boshafte gedruckte, geschriebene und mündlich ausgesprengte Lügen und Verläumdungen, Hamburg, 1773" entgegen, worin er zwei ihm auf sein Ansuchen ausgestellte Zeugnisse mittheilt. In dem einen, vom 22. Januar 1773, „bezeugen Bürgermeister und Rath der freyen Reichs-Stadt Frankfurth a. M. dem hochehrwürdigen und hochgelahrten Herrn, Joh. Melch. Goeze, treueifrigem Pastor bey der St. Catharinen-Kirche in Hamburg": „daß Uns von einem solchen auf die Unterdrückung der hiesigen gelehrten Anzeigen gerichteten Vorbringen desselben nicht das mindeste bekannt ist, und daß er sich auch nicht einmal wider den Verfasser derselben, entweder Selbsten oder durch jemand anders, bey uns beschweret hat." In dem andern, vom 20. Januar, erklären „Senior und sämmtliche Prediger des Evangelischen Ministerii" in Frankfurt: „Auf Verlangen des Hochehrwürdigen Herrn Pastor Goeze zu Hamburg halten wir uns Amts und Gewissens wegen verbunden, zur Bestätigung der Wahrheit und Rettung seiner Unschuld, hierdurch zu versichern, daß derselbe weder an das ganze Ministerium, noch an ein einzelnes Mitglied, um die Unterdrückung der hiesigen gelehrten Anzeigen zu befördern, geschrieben hat."

Also tritt, allem Anscheine nach, Schlosser in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts*) Goeze'n durch die Bemerkung zu nahe, derselbe habe die Justiz gegen die Frankfurter Zeitungen angerufen, welche seine Predigten getadelt hätten.

*) Band 2, S. 558.

In dem Raths=Conclusum war offenbar, um das Gehässige des gerichtlichen Einschreitens vom Senat abzuwälzen oder um einen Kläger vrozugeben, „das Schreiben des Herrn Pastor Göz zu Hamburg" nur vorgeschützt.

Hr. Röpe sagt in der Vorrede zu seiner Schrift: „Gern wäre ich freilich auf Goeze's ausgezeichnete homiletische und ascetische Leistungen weiter eingegangen, doch würde diese sonst gewiß lohnende Arbeit mich hier zu weit geführt haben"; er thut aber der genannten „Erbaulichen Betrachtungen", ungeachtet sie vier starke Bände ausmachen, nicht einmal Erwähnung. Wir wollen ihn daher auch hier ergänzen und sowohl das Wesentliche der Beurtheilung in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, als Einiges aus den Betrachtungen selbst mittheilen. In jener wird gesagt: „Herr Göz hat dieses Werk schon lange versprochen und, auf Verlangen vieler Freunde, in seinen unpolemischen Nebenstunden geschrieben. Die zween vorliegenden Theile enthalten die Monate Jänner bis auf den Heumonat und können so weit, auch sogar in einem Schaltjahr, täglich ein ganz frommes Geles verschaffen. Wir haben eben noch die letzten Tage des Heumonats erwischt, denn zu dem übrigen war heuer die Jahreszeit vorbey. In dem also, was wir gelesen haben, finden wir fleißige Ausspinnung der biblischen Gleichnisse, Anreden an die liebe Seele, hier und da einen polemischen Ausfall, kurz, alles was man erwartet, wenn Herr Göz sich hinsetzt und sagt: ich will betrachten! Von den Betrachtungen, die blos aus den sanften und wahren, unerzwungenen Selbstgesprächen fließen, welche empfindsame Seelen halten, wenn eine aufgewallte Empfindung sich nach und nach wieder setzt und in ruhige Behaglichkeit oder süße Schwermuth schmilzt, von denen haben wir keine gefunden; diese sind in rundum mit Polemik umringten Stunden nicht möglich."

Dies ist die eigentliche Beurtheilung, welcher man in der Hauptsache nur beistimmen, und um deren willen der damalige lutherische Frankfurter Senat auch nicht gegen die Anzeigen eingeschritten sein kann. Aber der Recensent hatte sich zugleich herausgenommen, über die Widmung des Werkes an jenen zu spotten *)

*) Vgl. die nächste Anmerkung.



und mittelbar an die Alleinherrschaft der Lutheraner in Frankfurt zu rühren, und dadurch wird die Einschreitung auch ohne Goeze's Veranlassung erklärlich.

In der „Zueignungsschrift an Einen Hochedeln und Hochweisen Rath der Kayserlichen Freyen Reichs- und Wahlstadt Frankfurt" rühmt Goeze „die Verdienste, welche sich ein Hochedler Rath von Frankfurt seit dem 1556ten Jahre, bis auf unsre Tage, durch die weiseste und standhafteste Vertheidigung der in den Grundgesetzen des Reichs auf ewig festgesetzten Gerechtssame der evangelisch-lutherischen Kirche erworben habe"; und in welche Fußstapfen er selbst durch diese Zueignung treten wollte, geht aus demjenigen hervor, was vorausgeht: „Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß mein würdiger und hochverdienter Vorweser Westphal im Jahre 1556 eine seiner Schriften Eur. Wohlgebohrnen und Hochedelgebohrnen rc. rc. gottseligen und preiswürdigen Vorfahren am Regimente zugeeignet hat, welche auch von einem damahligen Hochedeln und Hochweisen Rathe gütig aufgenommen worden ist. Er hat mir dadurch den Weg gebahnet, den ich itzo betrete.... Was würde das Herz dieses treuen Knechtes Gottes empfunden haben, wenn er das Vergnügen hätte genießen können, das ich bey mehrmaliger Durchlesung der vier Tomen der Frankfurtischen Religionshandlungen" (in denen u. a. auch die angeführte Schrift von Fresenius wieder abgedruckt ist) „genossen habe"*).

„Mit einem recht großen Vergnügen habe ich," hatte es im Eingange geheißen, „bey der Lesung der Frankfurtischen Religionshandlungen, an welchen die göttliche Vorsehung der Gerechtsame der evangelischen lutherischen Kirche in Deutschland eine felsenfeste Vormauer geschenket, in verschiedenen Stellen bemerket, daß Ein Hochedler und Hochweiser Rath der

*) Hierauf bezieht sich das Uebrige der Beurtheilung in den Frankfurter gelehrten Anzeigen: „Diese Götzische Betrachtungen, weil es doch welche seyn sollen, sind übrigens dem hiesigen Magistrat, zur Dankbarkeit für das Vergnügen gewidmet, das der Herr Verfasser bey Lesung der Frankfurter Religionshandlungen empfunden hat. Der Werth, den er auf seine Arbeiten legt, muß sehr groß seyn, wenn sie ein solches Vergnügen belohnen sollen, das nach Herrn G. bekannter Denkungsart nicht gering gewesen seyn kann. Gott bewahre uns, daß der gute Mann nicht noch mehr Vergnügen an uns haben möge" u. s. w.

kayserlichen freyen Reichsstadt Frankfurt sich der mit der äusersten Ungerechtigkeit und Bitterkeit gekränkten Unschuld und Ehre meines in Gott ruhenden Vorfahren, des um die ganze evangelisch lutherische Kirche, insonderheit um die hamburgische, so unsterblich verdienten Joachim Westphals, gewesenen Pastoris zu St. Catharinen hieselbst, und nachmaligen Superintendenten, so ernstlich und nachdrücklich angenommen und den schweren Beschuldigungen, mit welchen die Gegner diesen Zeugen und Bekenner der evangelischen Wahrheit ... selbst vor dem Angesichte kayserlicher Majestät zu beflecken sich bemühet haben, vor diesem allerhöchsten Throne der Christenheit kräftig widersprochen hat: eine Vertheidigung, welche bey unpartheyischen Gemüthern allezeit mehr Eingang finden wird, als tausend feindselige Schmähungen der Gegner, welche die Nachkommen ihren Vorfahren immer nachbeten ... und wovon der reformirte Prediger in Worms, der Herr Rediger, in seiner sogenannten bestätigten Unschuld der reformirten Gemeinde daselbst*) das neueste, aber noch nicht das letzte Beyspiel gegeben hat.... Mögte doch dieses, von einem so hochrespectabeln Reichsstande auf eine so feyerliche Art abgelegte, Zeugnis von der Unschuld des seligen Westphals die angeblichen Lehrer der lutherischen Kirche unsrer Tage beschämen, welche ihre Toleranten-Gesinnungen, ihre Liebe zum Frieden, ihre Sanftmuth gegen diejenigen, die in Religionssachen anders denken, dadurch an den Tag legen wollen, daß sie mit den ehemaligen und heutigen Feinden des Westphals gemeine Sache machen und, ob sie ihn gleich aus seinen Schriften eben so wenig als der Herr Rediger kennen, dennoch einen Mann als einen Ketzermacher und Verfolger, als einen wütenden Eiferer auf das bitterste schmähen, dem sie es doch vielleicht, nächst Gott, vornehmlich zu danken haben, daß sie, in ihren gegenwärtigen Stationen, als Lehrer der lutherischen Kirche ihr Brod essen können."

In einer der in dem Obigen gelassenen Lücken sagt er: „Ich erkenne darin" (in der Vertheidigung Westphal's durch

---

*) Bestätigte Unschuld der reformirten Kirche, besonders der evang. reform. Gemeinde der freyen Reichsstadt Worms gegen die unglimpflichen Beschuldigungen des Herrn Senior Goezens in Hamburg. Frankfurt und Leipzig, 1768.

den Rath der freien Reichsstadt Frankfurt) „einen sichtbaren Beweis der gnädigen Regierung Gottes, welche die Ehre und Unschuld treuer Lehrer und Vertheidiger der auf ihre Selen gebundenen Wahrheit auch noch nach dem Ablaufe von Jahrhunderten zu retten weiß"; welcher Beweis sich an ihm selbst noch vor Ablauf eines Jahrhunderts durch Röpe bestätigt hat.

Goeze's Berufung auf Westphal, mit dessen Vertheidigung er sich überhaupt gerne beschäftigt, ist bezeichnend für ihn. Westphal hatte sich in dem Sacramentsstreit als Eiferer für die lutherische Kirche gegen Calvin, Johannes von Lasco, so wie auch gegen Melanchthon, hervorgethan und besonders gegen Calvin zu den äußersten persönlichen Anschuldigungen gegriffen; er war aber doch, wie in noch höherem Grade ein anderer Vorfahr Goeze's im Amte, der zugleich hochpoetische Philipp Nicolai, immer ein andrer Mann, als Goeze, der sich vielmehr einem Calov und ähnlich unangenehmen lutherischen Theologen des siebenzehnten Jahrhunderts anreiht.

Aus den „Erbaulichen Betrachtungen" selbst führen wir einiges an, was mit dem Vorhergehenden, d. h. mit Goeze's Polemik gegen die Reformirten, in Verbindung steht. In derjenigen auf den 1. October über Matth. 26, 26 — 29 wird gesagt: „Der Abschnitt der evangelischen Geschichte, welchen wir bey dieser Betrachtung vor Augen haben, sagt uns, daß solches wirksames Gnadenmittel, kraft dessen diejenigen, welche in der gehörigen Fassung und auf eine dem Willen des Erlösers gemäße Art an demselben Theil nehmen, in solchem die herrlichste Stärkung ihres Glaubens und die kräftigste Zueignung alles von Jesu erworbenen Heyls finden und wirklich empfahen, das heilige Abendmahl sey, durch dessen Stiftung der Heyland das Osterlam völlig aufhob und seiner Kirche des neuen Testaments nunmehr den Körper gab, von welchem die Kirche des alten Testaments nur den Schatten gehabt hatte. Die Hauptabsicht des Erlösers bey dieser großen und geheimnisvollen und gnadenreichen Stiftung ging allerdings dahin, den Seinen durch dieselbe seinen wahren Leib und sein wahres Blut und mit demselben das kräftigste Unterpfand der Vergebung der Sünden, der Gerechtigkeit, des Lebens und der Seligkeit mitzutheilen; allein wir können es mit Recht als die nächste und

zweite Absicht derselben ansehen, daß eben durch diesen gemeinschaftlichen Genus des Brodtes viele Gläubige ein geistlicher Leib werden solten, oder, mit eigentlichen Worten, daß das Band der Liebe dadurch unter ihnen auf das genaueste und vesteste geknüpft werden solte. Diese Stiftung war also das eigentliche Siegel auf alle an das Herz der Jünger von Jesu gelegte so dringende Ermahnungen zur Einigkeit im Geiste, durch das Band des Friedens."

Auf diese kurze „erbauliche" Einleitung folgt sogleich die Polemik gegen Katholiken und Reformirte und durchzieht die Betrachtung bis ans Ende: „Allein, wie betrübt ist es, daß durch die Arglist des Satans und durch die Leidenschaft der Menschen dieses Liebesmahl, dieses bewundernswürdige Denkmahl der Liebe Jesu gegen uns, dieses kräftige Mittel, die feurigste Gegenliebe wieder gegen Ihn zu erwecken, dieses so starke Verpflichtungsmittel, die Christen zur brünstigsten Gegenliebe gegen einander aufzufordern, als eine Veranlassung gemisbraucht worden ist, bittern Haß, Feindschaft und Verfolgungen unter allen Christen zu erregen und den geistlichen Leib des Heylandes auf die unglücklichste Weise zu trennen."

Die Schuld hiervon ist natürlich ganz allein bei denen, auf deren Seite Goeze nicht steht, und die ihn zur Feindschaft gegen sie zwingen: „Was für schwere schröckliche Schuld fält daher auf diejenigen, welche diese unglücklichen und verderblichen Streitigkeiten veranlasset oder unterhalten haben? Wen trift aber dieselbe? Gewis allein diejenigen, welche entweder fleischlichen und eigennützigen Absichten zur Gunst, den Einsetzungsworten des Heylandes einen solchen Sin geben, den sie schlechterdings nicht haben können, oder aber ihrer stolzen Vernunft, welche sich insonderheit auch hier zum Richter über die Handlungen und Aussprüche des Erlösers aufwirft, zu gefallen, den Einsetzungsworten Jesu einen solchen Sin geben, den sie nach der Absicht des Heylandes durchaus nicht haben sollen; nicht aber diejenigen, welchen diese Testamentesworte des Erlösers so heilig, so ehrwürdig sind, daß sie auch den geringsten Versuch, sich durch Deuteleyen und Verdrehungen an denselben zu vergreifen, verabscheuen. .... Der Grund, mit welchem unser seliger Luther in den betrübten Tagen, da diese Streitigkeit mit der äußersten Heftigkeit getrieben wurde, und da er von

den Nachfolgern des Zwingels die härtesten Angriffe erdulden mußte, sein Herz völlig beruhigte, ist bekant" u. s. w.

In der folgenden erbaulichen Betrachtung, worin er über den Gegenstand fortfährt, geht er von „unerträglichen Vorwürfen" aus, „mit welchen unsre Kirche von den Reformirten, und zwar von den ersten Stiftern dieser Religion, mit der äuſersten Heftigkeit und oft mit schmähenden Ausdrücken, aber zur höchsten Ungebühr, beleget worden. Eine Ungerechtigkeit, welche von den Nachfolgern derselben noch bis auf den heutigen Tag, obgleich nicht mehr mit solchen harten und bittern Ausdrücken, fortgesetzet wird." Er thut, als wäre von Luther und den Lutheranern nie ein unsanftes Gegenwort gefallen und schließt die Betrachtung mit den Versen: „Verleih, o Gott! Durch Christi Tod, Daß weder Witz, noch Teufel Mir beym heilgen Abendmahl mache Furcht und Zweifel; So wil ich Dir, Herr Jesu, hier Und dort im Himmel oben Für Dein theuer vergoßnes Blut danken und Dich loben. Amen". Diese Verse können zugleich als Beleg zu Röpe's, der mit Goeze's erbaulichen Schriften vertrauter als wir sein wird, Bemerkung dienen, S. 17: „Goeze schloß seine Predigten allerdings zuweilen mit einem Verse, aber dann ist er auch stets trefflich gewählt.... Geschmacklosigkeit war nicht sein Fehler."

So hoch Goeze Luther erhebt, so tief setzt er Melanchthon herab. Zwar hatten schon bald nach Luther's Tode dessen strenge Anhänger sich in der Calvinistischen Streitigkeit auch gegen Melanchthon und seine Freunde gewandt, aber sie hatten für die Heftigkeit, womit dies geschah, mindestens in Luther's noch in zu frischem Andenken stehenden Vorgange und in den „harten und bittern Ausdrücken", woran es auch der Gegentheil nicht fehlen ließ, eine Entschuldigung gehabt, welche nach dem so eben von uns angeführten eigenen Zeugnisse Goeze's für diesen nicht mehr bestand.

Wie milde und gerecht spricht sich nicht noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein lutherischer Theologe, der, ein Gegner des aus der Melanchthon'schen Richtung hervorgegangenen Kryptocalvinismus, calvinistische Ungunst erfahren hatte, Polyk. Leyser, über Melanchthon aus! „Solche," sagt Tholuck*),

*) A. a. O., S. 135.

„welche, was sie selbst wünschten, auch andern als Wunsch unterlegten, theilweise aber auch Polemiker von calvinistischer Seite, hatten von Leyser ausgesprengt, daß er Melanchthon herabgesetzt, ja seine Schriften gar ausgerottet gewünscht hätte. Gegen diese Beschuldigung vertheidigt er sich in einem Briefe mit folgenden Worten: „„Wenn ich nun davon sprechen soll, wie ehrenvoll ich von Philippus und seinen Schriften denke, so weiß ich, daß ich Einigen doch nicht genug thue, die, indem sie mich nach sich selbst beurtheilen, meinen, daß ich nur simulire und dissimulire; Du aber traue mir die Aufrichtigkeit zu, daß ich mir bewußt bin, einst von dem, was ich hier privatim schreibe, vor Christi Richterstuhl Rechenschaft geben zu müssen. So bekenne ich denn gern und dankbar, daß Philippus ein gesegnetes Werkzeug Gottes in Schule und Kirche gewesen, den Gott dem Luther beigegeben, um mit dem reinen Evangelium auch die Wissenschaft zu verbreiten. Daß er ein Mensch gewesen, der selbst irren und andere in Irrthum führen konnte, muß ich freilich zugeben, denn daß ihm nach Luthers Tode manches Menschliche widerfahren, ist offenbar; doch sei fern, daß ich ihn deshalb verdamme oder schmachvoll von ihm denke und spreche; vielmehr liebe und verehre ich ihn von Herzen, und wenn ihm etwas Schmachbringendes begegnet ist, so will ich es lieber mit Sem und Japhet zudecken, als mit Ham seine Schmach offenbaren. Ich tröste mich mit dem Troste des guten Gewissens, obgleich niemand leugnen kann, daß nach Luthers Tode manches in die loci theologici eingeschoben worden, was mit der lutherischen Lehre nicht übereinstimmt. Darum ist jedoch die ganze von Luther so hochgeschätzte Arbeit nicht wegzuwerfen, sondern man lasse die Arbeit stehen und mache nur die Schüler darauf aufmerksam, damit sie das Werthvolle vom Schlechten unterscheiden. Mögen nun alle, welche Frieden und Eintracht lieben, urtheilen, ob das sich gegen den gemeinsamen Lehrer versündigen heiße. Vielmehr ist gewiß, daß die, welche dieses Gerücht verbreiten, keineswegs den Philippum lieben, sondern die Autorität des großen Mannes blos zum Deckmantel ihrer schlechten Leidenschaft machen. Lieben sie ihn wirklich, so mögen sie seine Frömmigkeit, seinen Fleiß, seine Treue, seine Sanftmuth, Friedens- und Wahrheitsliebe nachahmen. Was seine Humanitätsstudien be-

trifft, so habe ich niemals anders als ehrenvoll davon gesprochen. Stets war es meine Meinung und ist es noch, daß, wie das Erwachen des Evangeliums vom Erwachen der Wissenschaft und freien Künste begleitet wurde, so ist zu fürchten, daß, wenn diese untergehen, auch der Glanz des Evangeliums verdeckt werde."

So Leyser; wie dagegen zweihundert Jahre später Goeze, nachdem die dogmatischen Kämpfe zwischen Luther's und Melanchthon's Anhängern, an welchen Leyser als Mitbeförderer der Concordienformel theilgenommen, so lange vorüber waren? Aber wie schmachvoll, um mit Leyser zu reden, Goeze auch von Melanchthon gedacht und gesprochen und gleich Ham dessen Scham offenbaret hat, so ist doch Röpe, ungeachtet seiner unleugbaren Vertrautheit mit Goeze's Schriften, ganz still davon; daß wir ihn auch hier ergänzen müssen.

Durch die Schrift „Augspurgische Confession nach der Urschrift im Reichsarchiv, nebst einer Ehrenrettung Melanchthons, herausgegeben von G. G. Weber, Stiftsprediger an der Hauptpfarrkirche zu St. Peter und Paul in Weimar; Weimar, 1781" hatte der Beweis geführt werden sollen, „daß Melanchthon die deutsche Confession nicht geändert und interpoliret, sondern rein und unverfälscht gelassen und Wort für Wort, wie sie in den Reichsrath gebracht und dem Kaiser und den versammelten Reichsständen auf dem Reichstage zu Augspurg 1530 vorgelesen worden, zu wiederholtenmalen mehr als in einer Ausgabe ans Licht gestellet habe".

Die Herzogin Amalia von Weimar hatte nämlich im Jahre 1767, während ihrer obervormundschaftlichen Regierung, aus der Mainzer Reichskanzlei eine beglaubigte Abschrift dieser vorgeblichen Urschrift der Augsburger Confession erhalten, welche von dem Wortlaut derselben in dem Corpus Brandenburgicum und dem Concordienbuch abwich, aber mit der Ausgabe Melanchthon's vom Jahre 1533 übereinstimmte, und diese, hatte Weber gesagt und zu erweisen gesucht, „sey grade das Kleinod, das der evangelischen Kirche theuer und werth seyn müsse, sey authentische Ausgabe der deutschen Confession, die mit der Originalurkunde, so noch im Reichsarchive aufbewahrt werde, wörtlich übereinstimme".

Man hatte sich aber in Mainz geirrt, und Weber ging, auf die ersten gegen seine Schrift öffentlich vorgebrachten Bedenken, selbst dahin, um, nachdem er dazu die Erlaubniß des Kurfürsten Friedrich Karl Joseph erhalten, die Acten des Reichsarchivs vom Augsburger Reichstag von 1530 frei zu gebrauchen. Hierauf benachrichtigte er in einer Erklärung vom 16. September 1781 das Publikum, daß die Mainzische Reichskanzlei die von ihm veröffentlichte Abschrift bona fide, aber nicht einmal von einer Handschrift, sondern von dem Druck einer Melanchthon'schen Ausgabe der Confession, Wittenberg 1540, gefertigt habe, und daß sich insofern die kritischen Conjecturen bestätigt, die ein Jenascher Recensent und Herr Schaffer Panzer *) geäußert. Zugleich verspricht er eine Kritische Geschichte der Augsburg'schen Confession, durch welche er, da er das Reichsprotokoll gut benutzt, manche Dunkelheit, die seither über derselben geschwebt, zu verscheuchen hoffe.

Noch vor dieser Erklärung erschien: Johan Melchior Goezens u. s. w. Beweis, daß der von dem Herrn Stiftsprediger Weber in Weimar vor einiger Zeit gelieferte Abdruck der Augsburgischen Confeßion unmöglich eine Copie von dem vor dem Kayser Karl V. verlesenen nnd dem Reichsarchive einverleibten Originale seyn könne. Ein freundschaftlicher Beytrag zu des Herrn Panzers, Schaffers in Nürnberg, Prüfung dieser Ausgabe. Hamb. 1781".

Die wissenschaftliche Seite des Gegenstandes war für Goeze nur Nebensache. Er diente ihm aber vortrefflich, um der ihm im Jahre 1772 in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" (Bd. 17, S. 616) nachgesagten „Neigung" zu fröhnen, „gelehrte Streitigkeiten in persönliche Händel umzuschaffen". Wie hätte er auch eine „Ehrenrettung Melanchthons", und obendrein in Beziehung auf die Augsburg'sche Confession, hingehen lassen sollen, ohne seinem tiefgewurzelten Haß gegen den Lehrer Deutschlands Luft zu machen. Obgleich Weber ausdrücklich gesagt hatte: „Es ist eine bekannte Thatsache, daß Melanchthon die

*) Prüfung der von Herrn Stiftsprediger Weber zu Weimar herausgegebenen Augspurgischen Confession nach der Urschrift im Reichsarchiv. Von M. G. W. Panzer, Schaffer bey St. Sebald in Nürnberg. Nürnb., 1781.

lateinische Confession geändert und den Sacramentirern zu Gunsten ganz widerrechtlich verfälscht hat. Den Schritt kann und mag ich nicht rechtfertigen, obgleich der sanfte Melanchthon einen guten Zweck dabey gehabt haben mag"; so ruft nichtsdestoweniger Goeze am Schluß seiner Schrift aus: „Wie ist es möglich, die Ehre Melanchthons gegen den Vorwurf, daß er die lateinische Augsb. Conf. insonderheit im 10. Artikel auf die verwegenste Art gefälscht habe, zu retten? ... Was für unersetzlichen Schaden hat Melanchthon durch die Veränderung dieses Artikels der evangelisch-lutherischen Kirche in Teutschland gethan? Sie war die unglückliche Quelle, aus welcher alles Elend, das sie bis zu dem Anfange des dreißigjährigen Krieges überströmet, hergeflossen ist, und nimmermehr würden die kryptocalvinistischen Unruhen und argen Versuche, die lutherische Lehre aus Kursachsen zu vertilgen und der lutherischen Kirche selbst in diesem ihrem Herzen in Teutschland das Garaus zu machen, entstanden sein und so weit haben gehen können, wofern Melanchthon nicht durch seine Achselträgerey und Neigung zum Calvin und seinen Lehren den Samen dazu ausgestreuet und durch seine Veränderung des 10. Artikels der A. C. die Bahn dazu gebrochen hätte. Salig fället in der Historie der A. C. 1. Thl. S. 470 von Luthern das Urtheil, daß er den Mittelweg zwischen Wahrheit und Liebe allezeit richtig beobachtet habe, von Melanchthon aber sagt er, daß er es darin versehen, daß er sich zu stark auf die Seite der Liebe geneiget habe. Die arme Liebe! wie viel muß sie auf ihre Rechnung nehmen! Gleichgültigkeit gegen die Religion, Menschenfurcht, Menschengefälligkeit, Kreuzesflucht, Eigennutz und tausend andere verkehrte Leidenschaften des verderbten menschlichen Herzens werden in der Masque der Liebe dargestellt. Also war denn die Verfälschung des 10. Artikels der lateinischen A. C. auch wohl eine Wirkung der Liebe? Allerdings, aber nicht gegen die evangelisch-lutherische Kirche und deren Glieder, sondern gegen Zwingli, Calvin und ihre Nachfolger und Anhänger. Diesen hat sie unaussprechliche Vortheile gebracht, der lutherischen Kirche aber tödtliche und unheilbare Wunden geschlagen. ... Wenn war der Zustand der evangelisch-lutherischen Kirche in Deutschland glücklicher und ruhiger? 1546, da der standhafte Bekenner und unveränderliche muthige Ver-

theidiger der Wahrheit, Luther, die Augen schloß, oder 1560, da der liebreiche, gute und sanfte Melanchthon seinen Lauf endigte? Ich bin überzeugt, daß keine Wahrheit aus der Geschichte gründlicher und augenscheinlicher erwiesen werden kan als diese: daß Melanchthon seine bis 1540 um die lutherische Kirche erworbenen Verdienste durch sein nachheriges Verhalten nicht allein völlig verdunkelt, sondern auch von dieser Zeit an weit mehr niedergerissen, als er vorher gebaut hatte. Gott schenke seiner Kirche viel Luthers, so wie er bis an sein Ende gewesen, so viel nützliche Melanchthons, als sie bedarf, so wie er bis 1540 war, aber Er bewahre sie vor allen, die so gesinnet sind und so handeln, wie er seit 1540 gesinnet gewesen ist und gehandelt hat".

Blos gespornt durch sein nachlutherisches Lutherthum, war er bereits in seiner ersten Schrift in diesem guten Zuge, als ihn eine Recension derselben in der Nürnbergschen gelehrten Zeitung von 1781 in den äußersten Zorn versetzte. Eigentlich gab sie ihm Ersatz für Weber's Einlenken, den er übrigens auch jetzt, obgleich er ihn „den sonst geschickten und mir sehr werthen Herrn Weber" nennt, auf alle Weise in Harnisch zu bringen sucht. Im Eingange seiner zweiten Schrift: „Untersuchung zwoer in der Historie der Augsb. Confeßion sehr wichtigen Fragen u. s. w., nebst der Ehrenrettung des Verfassers gegen eine schmähsüchtige in die Nürnb. gel. Ztg. eingerückte Recension seines Beweises gegen den Herrn Stiftsprediger Weber: an das Licht gestellet von Johan Melchior Goezen u. s. w., Hamburg 1782", sagt er u. a.: „. . . nichts ist schwerer, als wenn man auf einmal aufhören sol zu singen, wenn man ein Lied in einem so hohen Tone angefangen hat, als Herr Weber seine Ehrenrettung Melanchthons. Da er schon bei verschiedenen großen Gelehrten einen so starken Beyfal erhalten hatte, so würden in kurzer Zeit alle Journalisten und Zeitungsschreiber, alle sich selbst so nennende Toleranten, welche ihren Patriarchen, den Melanchthon, beynahe abgöttisch verehren, auf seine Seite getreten seyn, die Freunde und Vertheidiger der Wahrheit würden ihre Gründe nicht haben fallen lassen. . . . Und was würde die Frucht davon gewesen seyn? Keine andere als diese, daß wir den Gegnern ein Lachen zubereitet und sie berechtigt

hätten, den alten kränkenden und der evangelisch-lutherischen Kirche in Deutschland so nachtheiligen Vorwurf zu wiederholen: daß die Lutheraner selbst nicht wüsten, welches die rechte Augsburgische Confeßion sey. . . . Gesegnet sey also der Entschlus des Herrn Webers, selbst nach Maynz zu reisen und mit eignen Augen zu sehen! denn dieses war das einige Mittel, ihn zu überzeugen, daß seine neue Erfindung nichts mehr als eine bloße Einbildung, und daß die von ihm dem Melanchthon in dem Tempel der Wahrheit errichtete leimerne Ehrensäule auf Sand gegründet sey. Hätte Herr Weber weniger Enthusiasmus und mehr kaltes Blut gehabt, wäre seine und Melanchthons Ehre nicht zu stark eingeflochten gewesen, so würden die von dem Herrn Panzer und von mir dargelegten Gründe eben diese Ueberzeugung bey ihm haben wirken können. Denn die Evidenz derselben ist so gros, daß auch der Verfasser der Recension meiner Schrift, welche in der Nürnbergischen gelehrten Zeitung erschienen ist, bey allem seinem wütendem Hasse gegen mich, solche zu verkennen nicht Bosheit und Frechheit genung gehabt hat".

Goeze ist hier recht in seinem Element und befolgt seine gewohnte Taktik, die Angriffe seiner Gegner als jedes Maß überschreitend darzustellen, um sich selbst einen Vorwand und eine Gelegenheit zu den schrankenlosesten Ausfällen zu schaffen. Der Recensent in der Nürnb. gel. Ztg. beschränkt sich darauf, Goeze'n in der Hauptsache Recht zu geben und auf die von Weber angekündigte zweite Schrift des letztern und die in ihr zu erwartenden Aufschlüsse zu verweisen. Ueber Goeze sagt er: „Gleiche Bahn (wie Panzer), nicht mit gleicher Mäßigung und Einsicht betritt Herr Goeze, der in Controversen lebt und webt. . . . Die Ehrenrettung Melanchthons gegen den Vorwurf, daß er willkührlich in dieser öffentlichen Bekenntnißschrift vieles nach der Uebergabe geändert, ist, wie ich glaube, nicht sehr nöthig: Die Verständigen haben ihn nie darüber getadelt, am allerwenigsten wegen einer Aenderung in den teutschen Ausgaben, und die Unverständigen, die als Sclaven ihres Kirchensystems um jedes Wort in den Bekenntnißschriften einen heiligen Zaun, wie die Masorethen um die Bibelbuchstaben, ziehen, lassen sich doch nicht bessern. Wer das nicht glauben will, darf nur Herrn

Goezens angezeigte Schrift lesen, die den großen Mann in der hämischen Controversien-Beredsamkeit, darinnen Goeze ihm freylich überlegen ist, noch immer mit den unbilligsten Vorwürfen kränken kann. Nur ein Mann wie Goeze kann im Canzelton sagen, daß die Verfälschung des 10. Art. der A. C. der lutherischen Kirche tödtliche und unheilbare Wunden geschlagen; tödtliche Wunden, an denen sie doch nun seit 250 Jahren nicht gestorben ist! O Herr Hauptpastor! wenn Ihre Bußpredigten solche Wunden schlagen? Nur Er kann den unprotestantischen Wunsch thun: Gott schenke seiner Kirche viele Luthers, so wie er bis an sein Ende gewesen; so viel nützliche Melanchthons, als sie bedarf, so wie er vor 1540 war . . . aber er bewahre sie vor allen, die so gesinnet sind und so handeln, wie er seit 1540 gesinnet gewesen ist und gehandelt hat. ... Wir wünschen gerade das Gegentheil und sind überzeugt, daß die Evangelische Kirche durch gelehrte und bescheidene Männer weder Wahrheit, noch Friede, noch Rechte verloren hat, daß nicht jedes Jahrhundert einen Luther und einen Melanchthon haben kann, und daß vielen Lesern seines Schlußwunsches, die wissen, aus welchem Munde er kommt, die Parodie einfallen wird: und Gott bewahre seine Kirche vor allen Zeloten, gegen deren Anfall nicht Friedensliebe, nicht ruhiger Gang, selbst das Grab nicht sicherte".

Ueber diese Recension, aus der wir unten noch einige Stellen anführen werden, ist Goeze nun im allerhöchsten Grade empört. Indem er in der Einleitung zu seiner genannten zweiten Schrift den Inhalt derselben angibt, sagt er: „Zuletzt sol eine Rettung meiner Ehre und Unschuld gegen die ... in der nürnbergischen gel. Ztg. erschienene boshafte und schmähsüchtige Recension meines Beweises den Beschlus machen. Diese wird zwar etwas nachdrücklich ausfallen, ich kan mir aber nicht helfen. Die aus der Recension selbst hervorleuchtende frevelhafte Zunöthigung zu mir und der bittere Haß gegen mich, der in dem Herzen des Verfassers kochet, und der sich durch seine Feder in den boshaftesten Verläumdungen ergossen hat, da mir doch mein Gewissen das Zeugnis gibt, daß ich in meinem Leben dem Verfasser nie im geringsten zu nahe getreten bin, werden mich bey Lesern, welche die Gerechtigkeit lieben, sattsam rechtfertigen und sie bewegen, mir das Recht zuzuerkennen, das man einem

unschuldigen Reisenden nicht absprechen kan, der, wenn er auf seinem Wege von einem verkapten Banditen mit tödtlichem Gewehre angegriffen wird, und ein Paar Pistolen im Gürtel, ein Schwerdt an der Seite und Herz und Muth hat, den Angreifer auf die verdiente Art abweiset. Indessen wird diese Streitschrift dennoch nicht unfruchtbar seyn. Ich werde in derselben beyläufig . . ., da ich in den Stand des Bekäntnisses gesetzet bin, von Melanchthon und seinem Verhalten seit 1540 mehr sagen, als diesem und andern enthusiastischen Verehrern desselben lieb seyn wird, und als sie, wenn sie auch noch so heftig dagegen brausen solten, jemals zu widerlegen im Stande seyn werden".

In der „Rettung seiner Ehre und Unschuld" selbst gegen die Recension seines „Beweises u. s. w." in der Nürnb. gel. Ztg. erzählt er, daß ihm diese mit einem Briefe zugesandt worden, worin der Name ihres Verfassers genannt und er „zugleich aufgefordert" sei, „eine so beleidigende Recension gehörig abzufertigen". Hierauf fährt er fort: „Ich konte zwar vermuthen, daß der Briefsteller tückische Absichten haben müste, nemlich, um mich aufzubringen, daß ich durch meine Vertheidigung dem Recensenten neue Veranlassung geben möchte, mich zu mishandeln. Ich lasse dieses aber an seinen Ort gestellet seyn. . . . Hat er die Absicht gehabt, mir dadurch einen Verdrus zu verursachen, daß er es mir unvermeidlich machen wolte, dieses Pasquil zu lesen, so hat er sich sehr geirret. Ich bin solcher Proben der Liebe und Sanftmuth der sogenanten Toleranten und preiswürdigen Verbesserer des vernunftmäßigen Christenthums so gewohnt, daß ich dergleichen Angriffe mit dem kältesten Blute lese, und alle Bewegung, die dadurch in meinem Herzen erwecket wird, ist ein herzliches Mitleiden mit dem elenden Gemüthszustande solcher, von Eigenliebe und unreinen Affecten so äußerst verblendeten Menschen. Auch ohne die Anzeige des ungenanten Briefstellers hätte ich aus dem bloßen Aufsatze und aus dem in demselben herschenden Affecte und Tone den Verfasser zuverlässig entdecken können. Denn ob ich gleich nie das Geringste mit ihm zu thun gehabt, noch ihn jemals durch eine Sylbe beleidiget habe, so hat er doch schon geraume Zeit her durch manche Proben gewiesen, daß sein Herz gegen mich voll bitteres Hasses

sey, und daß es ihm eine große Freude seyn würde, wenn er einmal eine Gelegenheit finden würde, sich der Galle, die in seiner Brust kochete, zu entledigen. Diese Gelegenheit glaubte er nun bei der Recension meiner Schrift gefunden zu haben, und er hat sie, aber zu seiner eignen Schande, rechtschaffen genutzet".

Geht dies schon ziemlich weit im Vergleich mit dem, was in der Recension gegen ihn gesagt worden war, so wird es durch das darauf Folgende auf sehr bezeichnende Art noch weit überboten: „Ich fand es indessen nöthig, diese schmähende Recension zu widerlegen. Ich schickte meine Apologie, nebst einem Memoriale an Einen Hochedlen Rath in Nürnberg und bat nur, mir die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und hochobrigkeitlich zu befehlen, daß mein Aufsatz auch in die dortige gelehrte Zeitung eingerückt werden müste. Ich erhielt aber von einem dortigen Freunde die Nachricht, daß des dortigen Hochpreislichen Herrn Kirchenpflegers Hochwürdige Gnaden ihn zu sich rufen lassen und ihm den Auftrag gemacht, mir die Nachricht zu geben, daß mein Schreiben sammt der Beylage an dortigen Hochlöbl. Rath richtig eingelaufen und dem Verleger der dortigen gel. Ztg. anbefohlen worden sey, dem Recensenten meiner Schrift wider Herrn Weber wissend zu machen, daß er sich wie überhaupt über diese Sache, also besonders in Ansehung der gegen meine Person gebrauchten beleidigenden Ausdrücke erklären solle. Da nun diese Erklärung so ausgefallen, daß man Bedenken tragen müste, sich von Seiten eines Hochlöblichen Rathes mit dieser unangenehmen Sache weiter einzulassen, so habe man es mir anheimstellen wollen, meine Ehrenrettung auf jede andere Art dem Publico vor Augen zu legen, zumal da ohne dieses bisher in die dortigen gelehrten Zeitungen keine fremde, noch weniger aber so weitläuftige Aufsätze aufgenommen worden".

Diesen nicht einmal amtlichen und ohne Zweifel von dem guten Freund, durch den er ihn erhielt, überzuckerten Bescheid weiß Goeze mit großer Geistesgegenwart in seinen Nutzen zu verwenden, indem er fortfährt: „Ich kan mich bey dieser unerwarteten abschlägigen Antwort um so viel leichter beruhigen, da in derselben dennoch ausdrücklich zugestanden worden, daß

der Recensent in seinem Aufsatze gegen meine Person beleidigende Ausdrücke gebraucht habe, und diese sind vermöge der Natur der Sache selbst allemal in einer Recension, in welche nichts einfließen darf, als was der Recensent mit dem Buche in der Hand gut machen kan, wahre Verläumdungen".

Der Recensent hatte nichts gesagt, was sich nicht entweder auf Goeze's Ausfälle auf Melanchthon oder auf seinen öffentlichen schriftstellerischen Charakter bezogen hätte, und Goeze spricht hier, nach allem Anscheine, eine Vorschrift nach, welche Lessing in den Briefen antiquarischen Inhalts (sämmtl. Schr. VIII, 192) den Bücherbeurtheilern macht, welcher aber niemand regelmäßiger entgegenhandelte, als Goeze selbst. „Jeder Tadel," sagt Lessing, „jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. . . . Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf Kunstrichter zu sein, und wird — das Verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant."

Goeze gibt auch sogleich nach dem zuletzt von ihm Angeführten selbst zu, durch den Inhalt seiner Schrift zu den Angriffen des Recensenten Anlaß gegeben zu haben. „Ich werde daher," sagt er, „um desto unpartheyischer zu Werke zu gehen, zuerst die Recension Wort für Wort abdrucken lassen, alsdenn derselben meine Ehrenrettung entgegensetzen, endlich mein über Melanchthons Gesinnung und Verhalten seit 1540 gefälletes Urtheil, als welches mein Gegner, da er meinen der Weberschen Schrift entgegengesetzten Gründen nichts anhaben können, vornehmlich ergriffen, um seine Bosheit gegen mich auszulassen, mit einigen neuen Beweisen zu rechtfertigen suchen."

Nachdem er „diese schmähsüchtige und verläumderische Recension", wie er sie nochmals nennt, hat abdrucken lassen, sagt er: „Ich konte es mir gleich vorstellen, daß die Toleranten unsrer Tage durch meinen . . . Beweis und durch das in dem-

selben abgelegte Zeugnis der Wahrheit von der Gesinnung und von dem Verhalten Melanchthons, welches er seit 1540 so häufig an den Tag gelegt hat, in Feuer und Flammen gerathen und, da sie sich nicht durch Scheiterhaufen als Inquisitores zeigen können, doch durch Schmähungen und Verläumdungen meiner Person diesen Charakter behaupten würden. Der Verfasser der angezeigten Recension hat den Anfang gemacht, meine Vermuthung zu erfüllen. Ich hoffe aber durch diese mir abgedrungene Vertheidigung seine boshafte Absicht völlig zu schanden zu machen. . . . Der Recensent erweiset mir die Ehre, meinem Nahmen: Herr Goeze noch diesen boshaften und hämischen Zug beyzufügen: der in Controversen lebt und webt. Dieser Ausdruck ist zweydeutig und kan einen guten Streiter J. C. anzeigen, und alsdenn gilt er von den Propheten, von Christo, von den Aposteln, von den Kirchenvätern, von allen rechtschaffenen Lehrern der Christen; allein er kan auch einen halsstarrigen und unnützen Zänker bedeuten. Und diese Bedeutung und keine andere kan er hier haben. Er ist also ein liederlicher Misbrauch des erhabenen Ausdruckes des H. Geistes Ap. Gesch. 17, 28 und zugleich eine Injurie, welche obrigkeitliche Züchtigung verdienet".

Wer hier den Ausdruck „Denn in ihm leben, weben und sind wir" mißbrauche, der Recensent oder Goeze, liegt auf der Hand, und schon die bisherigen Anführungen könnten genügen, den letztern als den halsstarrigen und schädlichen Zänker erscheinen zu lassen, der er war.

Die zweite Schrift Goeze's schließt mit Nachschriften, deren zweite und letzte wir ganz hersetzen müssen: „Man hat mir gesagt, daß mein Memorial an E. H. Rath in Nürnberg in einer ohnedem sehr berüchtigten Zeitung, welche ich aber nie des Ansehens gewürdiget habe, bitter angegriffen, und daß daselbst ein ganz anderes Decret, als wirklich darauf erfolget, angegeben worden. Ein neuer Beweis, wie weit der Frevel der Recensenten und selbstgewachsenen Bücherrichter gehet. Ein Memorial, das einer hohen Obrigkeit, um Schutz zu erhalten, übergeben wird, ist keine Schrift, welche dem Publico dargelegt wird. Die Obrigkeit hat allein das Recht, über dieses ihr Eigenthum zu urtheilen, und eine jede Privatperson, welche sich aus Haß und



Bosheit dergleichen unterfängt, greift auf eine höchst strafbare Art in die Rechte derselben. Solte also der, der diesen boshaften Artikel in diese auswärtige Zeitung setzen lassen, bekant werden und unter der Jurisdiction der Nürnbergischen Obrigkeit stehen, so wird er nicht ungestraft bleiben. Um aber dem Publico zu zeigen, daß ich keine Ursache habe, mich meines übergebenen Memorials zu schämen, so wil ich solches hier buchstäblich abdrucken lassen und damit diesen Aufsatz beschließen":

„P. P. Ich habe das Schicksal gehabt, daß ein ungenanter Recensent in dem 83sten Stücke der Nürnbergischen Gel. Ztg. d. J. meinen Aufsatz gegen die, von dem Herrn P. Weber in Weimar an das Licht gestellete, angeblich wahre Augsb. Confeßion auf eine ganz unerlaubte Art gemishandelt und dabey seine bittern Angriffe vornehmlich auf meine Person und Charakter gerichtet und alle Kunstgriffe einer hämischen Controversen-Beredsamkeit angewandt hat, um mich dem Publico und der Kirche in einer recht schwarzen Gestalt darzustellen, so daß diese Recension alle Eigenschaften eines in den Reichsgesetzen so hoch verbotenen Pasquils hat. Ich wäre aus diesem Grunde völlig berechtiget, bei Euer Hochwohl- und Wohlgebornen darauf anzutragen, daß Hochdieselben als dortige hohe Obrigkeit den Verlegern und Druckern dieser Zeitung anbefehlen möchten, den Urheber dieser Schmähschrift nahmhaft zu machen, um mich also in den Stand zu setzen, meine Ehre und Unschuld gerichtlich gegen diesen Verläumder zu handhaben. Da man aber keinen Degen ergreift, um eine Schmeisfliege zu verjagen, so begnüge ich mich damit, Einen Hochedeln und Hochweisen Rath zu ersuchen: Dem Verleger und Drucker dieser Zeitung hochobrigkeitlich anzubefehlen, angeschlossene Rechtfertigung meiner Ehre und Unschuld unverkürzt und unverstümmelt in dieselbe einzurücken. Da dieses mein gehorsamstes Ansuchen göttlichen und menschlichen Gesetzen gemäs ist, so zweifle ich nicht an hochgeneigter Deferirung desselben und verharre mit schuldigem Respecte 2c. 2c. Hamburg, den 10. Dec. 1781. Goeze".

Auf die beiden Goeze'schen Schriften erschien „Apologie Melanchthons wider einige neuere Vorwürfe des Herrn Hauptpastor Götzen zu Hamburg, von Georg Theodor Strobel, Pastor

in Wöhrd, Nürnb., 1783". Diese Schrift führt Röpe S. 267 an, er scheint aber weder sie selbst in der Hand gehabt zu haben, noch etwas von den „Vermischten Beyträgen zur Geschichte der Literatur", den „Miscellaneen literarischen Inhalts u. s. w." und andern Schriften des um die Geschichte der Reformation und Melanchthons verdienten Strobel zu wissen, da er von „einem Herrn Pastor Strobel in Wörth bei Nürnberg" redet und blos Goeze'sche Beschuldigungen gegen ihn nachspricht.

„Zur Verfertigung dieser Apologie Melanchthons, des allgemeinen Lehrers Deutschlands, veranlaßten mich", sagt Strobel im Vorbericht, „einige diesem rechtschaffenen Manne zwar bereits ehemals in den unseeligen polemischen Zeiten gemachte, aber nun in unsern Tagen von Herrn Hauptpastor Goezen zu Hamburg in einem noch weit gehäßigern Ton neuerdings aufgewärmte so grobe als ungegründete Beschuldigungen. . . . So wenig ehemals Melanchthon ein Freund vom Streiten war, so wenig bin ichs. Aber dießmal bringt mich blos die Liebe und Hochachtung eines Mannes, den ich und jeder Rechtschaffene nicht genug verehren kan, die Feder zu ergreifen und ihn wider Vorwürfe zu retten, die, wenn sie wahr wären, ihn zu dem niederträchtigsten Bösewicht machen würden; ihn wider einen Mann zu vertheidigen, dessen ungemäßigte Streitsucht so allgemein berüchtigt ist, daß man es kaum wagen solte, wider ihn zu schreiben".

Auf den Inhalt der noch immer lesenswerthen Strobel'schen Schrift können wir hier natürlich nicht eingehen. Sie geht überall auf die Quellen zurück und widerlegt aus ihnen die von Goeze gegen Melanchthon erhobenen und erneuerten Beschuldigungen. Sie thut dies in sehr ruhiger und gegenständlicher Weise. Das Stärkste, was sie gegen Goeze selbst vorbringt, ist, daß sie seine Lästerungen Melanchthon's zusammenstellt und die Bemerkung macht: „Wahrhaftig, so sehr arg hat den Melanchthon in neuern Zeiten nie ein Evangelischer, nie ein Katholik, kaum ehemals Flacius, geschildert, als hier Göze. Gäbs eine Seelenwanderung, so müste man fast glauben, es lebe und webe Flacii Geist in ihm, der aber nach 200 Jahren noch weit wütender worden ist".

Hiergegen ließ Goeze nun sofort eine dritte Schrift los, in welcher er alles Vorhergehende übertraf. Dies schon auf dem Titel: „Johan Melchior Goezens, Hauptpast. zu St. Cathar. in Hamburg, Beweis der Richtigkeit der Strobelschen Apologie für Melanchthon und der Bosheit der Strobelschen gegen den Verfasser ausgeschäumten Lästerungen, Hamb. u. Leipz., 1783", mit dem Motto: „Ps. 36, 3: Sie schmücken einander selbst, daß sie ihre böse Sache fördern und andere verunglimpfen". Er hatte aber auch allen Grund, sich nicht lumpen zu lassen; denn was hat er nicht Neues zu berichten! Nachdem er u. a. wiederholt hat: „Diese Schrift („Beweis u. s. w.") „wurde von dem Herrn D. Döderlein," (dieser war der Recensent gewesen) „dessen Name noch nie aus meiner Feder geflossen war und den ich mit nichts beleidigt hatte, auf das bitterste und feindseligste angegriffen", nachdem er der Recension „auf meine Person, Gesinnung und Arbeiten gerichtete, im höchsten Grade boshafte Schmähungen und Lästerungen" vorgeworfen, bemerkt er u. a.: „Gegen die Döderleinsche Recension schrieb ich eine Apologie. Ich schickte solche an einen H. E. Rath in Nürnberg, mit der Bitte, zu befehlen, daß solche in eben die Zeitung eingerückt werden müste, in welcher der pasquillantische Angrif erschienen war. Diese Bitte wurde mir versagt, und ich sehe noch immer, daß beyde nürnbergischen gelehrten Zeitungen frey und ungehindert fortfahren, mich zu lästern. Es ist solches abermahls, sowol in den wöchentlichen kritischen Anzeigen der neuesten theol. Schriften, d. J. im 5ten, als auch in der nürnb. gel. Ztg. im X. Stücke, und zwar recht giftig und arg geschehen. ... Bey dem Schlusse der letztern... wil ich nur eine Anmerkung machen. Er lautet also: „„Alles was sich etwa hoffen läßt, ist dieses, daß der Herr Hauptpastor nicht mehr die Unbedachtsamkeit begehen wird, den obrigkeitlichen Arm zu seinem Fliegenwedel zu machen"". Das sol vermuthlich auch Witz seyn, aber er ist volkommen Döderleinisch. Meine Apologie solte der Fliegenwedel seyn, und von dem obrigkeitlichen Arm verlangte ich nichts weiter, als daß derselbe verstatten möchte, daß ich solchen ungehindert, da, wo er nöthig war, gebrauchen könte. Allein der Recensent hat nicht gesehen, daß er sich durch dieses Gleichnis selbst einer großen Unbedacht-

samkeit schuldig gemacht hat. Er erklärt damit sich und seines gleichen Recensenten für Schmeisfliegen, welche sich zwar in das Gesicht eines ehrlichen Mannes setzen und ihren Koth in demselben zurücklassen, aber ihn nicht verwunden können, gegen welche man folglich keines Degens bedarf, und welche zu verscheuchen ein bloßer Fliegenwedel hinlänglich ist".

Bei solchen Goeze'schen Redeweisen wird man lebhaft an die „Streitsucht und Unduldsamkeit der lutherischen Theologen Wittenbergs in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts" erinnert, über welche es bei Tholuck*) heißt: „Es galt seit dem Anfange dieser Periode die eigne Lebensrettung, kein Wunder also, wenn die Haltung ausschließender, der Kampf schroffer und hitziger ward — doch nicht blos hitziger, sondern auch giftiger, galliger, schmutziger wurde er. Ob es Zufall war, daß unter den Klopffechtern dieser Zeit eine so große Anzahl sittlich anstößiger, verächtlicher Charaktere, oder ob sich hierin das Verhängniß äußerte, welches auf jeder Verhärtung gegen eine nicht länger abzuleugnende Wahrheit ruht? Die Thatsache ist offenbar. Auf das Primat unter diesem furibunden Polemiker-Geschlecht hat doch wohl Keiner solchen Anspruch als der Mann, der zu seinem Wahlspruche gemacht hatte: a nemine laccessitus impune! und von seinem Wappen selbst schreibt: „„Dr. Strauch führt in seinem Wappen einen Rosenstrauch, davon es heißt: drückst du mich, stech' ich dich"". In der Gassenterminologie ist Keiner in diesem Abschnitte des Jahrhunderts bewandert wie er. „„Schmeißfliege"" heißt sein Gegner, der jüngere Calov" u. s. w.

Der Leser entscheide nach diesem Beispiele, ob Goeze an Sitte den Schlimmsten der Theologen des bezeichneten Zeitraums nachstand, ohne die Entschuldigung zu haben, welche Tholuck für diese anführen kann; an kirchlich-dogmatischer Beschränktheit ging er ihnen noch weit vor, indem er, weder der Vergangenheit, noch der Gegenwart Einfluß auf sein Meinen gestattend, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts nichts Anderes und nichts Höheres kannte, als das Lutherthum, und zwar das

*) A. a. O. S. 279 ff.

üblere Lutherthum der zweiten Hälfte des sechzehnten, und des siebenzehnten Jahrhunderts. Das war die Zeit, in welcher er lebte und webte, als stände er mitten in ihren adiophoristischen, majoristischen, synergistischen, kryptocalvinistischen und wie sie weiter heißen Kämpfen, als hätte er sich an dem Haß der Flacianer gegen die Philippisten persönlich betheiligt. Nach ihr hatte er sich sein Bild sowohl von Melanchthon, als von Luther zurechtgemacht, und kein Zweifel, daß er nicht nur über jenen, sondern auch über diesen, wenn sie wiedergekehrt wären, das Kreuzige ausgerufen haben würde. Jeden Vortheil, den die reformirte Kirche irgendwann und irgendwo über die lutherische davon getragen, bewahrte er als ein dem Herrn Christus selbst widerfahrenes Unrecht in treuem Gedächtniß und hielt an der Concordienformel schon deshalb mit aller Zähigkeit fest, weil in ihr der Sieg des Lutherthums über den Philippismus äußerlich besiegelt war. Nichts was die Ausschließlichkeit dieses Lutherthums bei den bessern Theologen seiner Kirche schon im 17. Jahrhundert milderte, kein Einfluß des 18ten änderte etwas an seinem veralteten Standpunkt, und je mehr dieser mit der Zeit in Widerspruch kommt, desto hartnäckiger bleibt er darauf stehen. Auch macht sein Streiten das Uebel bei ihm nur immer ärger. Nicht blos sein Schimpfen steigert sich, sondern auch sein Haß wider die Gegenstände seines Mißfallens wächst schrittweise, und man ist ungewiß, ob dies seine wahre Natur nur enthülle oder ihn schlimmer erscheinen lasse, als er ist.

Wir wollen die Blumenlese von Schimpfreden aus seinen drei zuletzt genannten Streitschriften, so viel auch noch zurück ist, nicht vermehren, sondern weitere Aeußerungen des Hasses daraus anführen, zu welchem er sich gegen Melanchthon begeistert.

Aus der ersten der drei Schriften haben wir eine der Hauptstellen gegen diesen mitgetheilt. Zu der gleichfalls mitgetheilten Stelle in der zweiten, die Gegner der lutherischen Kirche in Deutschland hätten ihr vorgeworfen, daß die Lutheraner selbst nicht mehr wüßten, welches die rechte Augsburgische Confession sei, macht er die Anmerkung: „Es ist unleugbar, daß Melanchthon zu diesem unsrer Kirche in den folgenden Zeiten so nachtheilig gewordenen Vorwurfe durch seine eigenmächtigen und unrechtmäßigen Veränderungen der A. C. den Grund gelegt,

daß aber auch einige Schuld davon auf Luther, auf die übrigen damahls lebenden Theologen und auf den Kurfürsten und dessen Räthe, sonderlich auf den Kanzler Brück fält, als welche diesem Unfuge zu steuern nicht den gehörigen Ernst bewiesen, insonderheit bei der 1540 von Melanchthon unternommenen so unglücklichen Veränderung des 10. Art. des latein. Exemplars zu nachsehend und zu tolerant gewesen. Ein sichtbarer Beweis, was für schädliche Folgen eine unzeitige und der Wahrheit nachtheilige Toleranz nach sich ziehen könne". In einer andern Anmerkung drückt er sich ähnlich aus und setzt hinzu: „Da nun diese Verfälschung denen, welche vorher die A. C. verworfen und sich von derselben abgesondert hatten, die erwünschteste Gelegenheit gab, unter dem Vorwande, daß sie auch A. Confeßionsverwandte wären, in unsre Kirchen einzudringen und der lutherischen Kirche in Deutschland so viel Städte und Provinzen zu entziehen und, wenn sie sich einmahl vestgesetzt hatten, die Lutheraner zu vielen Tausenden daraus und in das Elend zu vertreiben, so liegt der letzte Grund alles dieses Elendes, welches die lutherische Kirche in Deutschland getroffen, in der unzeitigen Toleranz des Kurfürsten, seiner Räthe und Luthers".

Nachdem Goeze behauptet, daß die Augsburg'sche Confession, wie sie auf dem Reichstage von Augsburg verlesen war, unverändert in dem Concordienbuche enthalten sei, nachdem er gezeigt, daß die Aenderungen derselben an sich in den nach 1530 von Melanchthon veröffentlichten Ausgaben befänden und von niemand, auch nicht von Luther, verhindert seien, so muß die Unbilligkeit seiner Ausfälle auf jenen einleuchten. Mit mehr Einsicht, als Versöhnlichkeit gibt er dies auch zu, indem er in seiner dritten Schrift Strobel'n die „Antwort" ertheilt: „daß Melanchthon durch jede eigenmächtige Veränderung der Confeßion unrecht gethan, habe ich in dem vorhergehenden sonnenklar bewiesen, und Herr Strobel behauptet Unsin, wenn er das Gegentheil behauptet. Daß der Kurfürst und seine Räthe wohl gethan haben würden, wenn sie ihm gleich im Anfange solches mit Ernst verboten und ihm seine Schranken gezeiget hätten, ist eben so unläugbar. Und warum ist solches nicht geschehen? weil sie solches bey der ersten Ausgabe (von 1531) vielleicht nicht bemerket hatten, indem sie mehr zu thun hatten, als solche mit der



Original-Handschrift, welche nicht in ihren, auch nicht in Luthers Händen war, von Wort zu Wort zu vergleichen, oder, weil sie zu viel Liebe und Hochachtung für ihn (Melanchthon) hatten und sich durch sein heftiges Fluchen und Schelten gegen diejenigen, die ihn meistern wolten, wie Baumgärtner schreibt, scheu machen ließen, oder auch, weil sie die Wichtigkeit der Sache und die traurigen Folgen, die daher entstehen konten, nicht tief genug einsahen und sich solche vorher nicht vorstelleten. Nun aber, nach drittehalbhundert Jahren, da sich die Folgen davon gezeigt haben, da Eck schon anfing zu präludiren, da die Dillingischen Jesuiten, von der Macht des Kaysers Ferdinand II. unterstützt, den Protestanten in offenem Drucke vorwarfen, daß sie die wahre A. C. nicht mehr hätten, sondern einseitig von derselben abgegangen wären und sich daher des Religionsfriedens verlustig gemacht hätten, da es dem Kurfürsten von Sachsen, Joh. Georg I., und seinen Räthen und Theologen so viele Arbeit kostete, diesem auf das Herz der Kirche gerichteten Schwerdte einen hinlänglichen Schild vorzuhalten, da die Reformirten durch das Vorgeben, daß sie sich auch zur Augsburgischen Conf. bekenneten, ob es gleich im Grunde nichts mehr als Sophisterey war, in der Pfalz, in Sachsen, in Hessen u. s. f. die lutherische Kirche wirklich beynahe überschwemmet haben, da die ihr durch die Veränderung ihres Hauptbekäntnisses geschlagenen tödtlichen Wunden noch bluten und schmerzen; so kan jetzt auch ein jeder vernünftiger Mensch weiter sehen, als der Kurfürst Johan Friedrich von Sachsen und seine Räthe und Theologen zu ihrer Zeit sehen konten. Sind die Umstände des Herrn Strobels so glücklich, daß diese Wunden ihm keinen Schmerz verursachen, so danke er Gott. Doch er wird diese Ermahnung vielleicht für sehr überflüssig halten, da er sich in seiner Apologie durch seine Urtheile über die Lehre der lutherischen Kirche vom Abendmahle, durch seine Wiederholungen der schon längst abgewiesenen Ubiquitätslästerung und durch seine Invectiven gegen das Concordien-Werk schon so deutlich erklärt hat, wie er in Absicht auf unsere Kirche und Lehre gesinnet sey. Es ist also nichts anders als lästernde Bosheit, wenn er mich um der von mir gemachten gegründeten Anmerkung willen eines übertriebenen Stolzes und Selbstliebe beschuldigt und vorgiebt, ich hätte damit sagen wollen,

daß ich, wenn ich vor drittehalbhundert Jahren gelebet hätte, es besser machen wollen, als der Kurfürst und seine Räthe. Hätte ich damals gelebt, würden eben die Umstände, welche diesen großen und redlichen Bekennern der Wahrheit die Augen hielten, auch die meinigen gehalten und ich würde gewis nicht weiter gesehen haben und weiter haben sehen können, als sie".

Die letztere verständige Aeußerung, durch welche er zugleich den gegen Luther ausgesprochenen Tadel mittelbar zurücknimmt, hätte, selbst von seinem Standpunkte aus, auch sein Urtheil über Melanchthon und dessen Verhalten in Betreff der späteren Ausgaben der Augsburg'schen Confession mäßigen sollen. Die Geschichte ist auch in der Bildung und Entwicklung der evangelischen Kirche ihren von Menschen unabhängigen Gang gegangen: neben der Freiheit, welche sie den Menschen für deren Wollen und Thun läßt, behält sie auch sich selbst ihre Freiheit vor. So war ihr, ohne daß Luther es hinderte, Melanchthon ein frühes Werkzeug der Vorsehung zu der noch immer im Werden begriffenen Versöhnung und Vereinigung der evangelischen Kirchen unter einander und vielleicht, wenn auch in entfernterer Aussicht, der evangelischen Kirche mit der römisch-katholischen. Dieselbe fand ihre Gegner in denen, die sich auf Luther's Stuhl gesetzt hatten, ihre Berechtigung aber nicht sowohl durch geistige Verwandtschaft mit ihrem Meister, als gleichfalls durch geschichtliche Nachwirkung erlangten. Der Fortschritt zum Bessern ließ sich auch nicht durch die Concordienformel hemmen, in welcher das Lutherthum des 16ten Jahrhunderts seinen Abschluß gesucht. Dafür sorgten sowohl die unduldsamen, als die milderen Lutheraner, dafür die Reformirten, dafür die, als sie eben unterdrückt schien, in Helmstädt und durch Georg Calixt zwischen beiden in der Mitte mächtig wieder auferstehende Melanchthon'sche Richtung; um hier gar von späteren und neueren Zeiten nicht zu reden. Die strengen und starren Lutheraner hatten geglaubt, Luther's Buchstaben einfangen zu können, und sein Geist fand eine Stätte bei ihren Gegnern. Als Goeze Melanchthon nicht genug verkleinern zu können glaubte, um desto mehr als Anhänger Luther's zu erscheinen, hatte Lessing Luther als Richter zwischen sich und Goeze angerufen.



Wir wollen nichtsdestoweniger selbst Goeze's einseitigen Standpunkt, der ja noch heute achtungswerthere Anhänger als ihn zählt, nicht an und für sich verdammen. Wie streng er denselben nahm, was alles ihm seine lutherische Kirche war, geht aus der Anmerkung in der zweiten Schrift hervor, in welcher er von „der unzeitigen", und dann wieder mit der Zeit entschuldigten „Toleranz des Kurfürsten, seiner Räthe und Luthers" sprach. „Wie sehr wäre es zu wünschen," setzt er hinzu, „daß sie die alte bewährte Regel der Klugheit: principiis obsta beobachtet hätten! Was wird die in unsern Tagen so weit über alle Gränzen hinausgetriebene Toleranz für Folgen haben? den völligen Untergang zuerst der lutherischen und alsdenn auch der christlichen Kirche, im Ganzen betrachtet, wenigstens in Deutschland".

Mit dieser Besorgniß konnte es ihm auf seinem Standpunkte Ernst sein, und weder die Besorgniß, noch, wie gesagt, der Standpunkt, sondern die Art und Weise, wie er diesen gegen Andersdenkende behauptet, von ihm aus andere Standpunkte beurtheilt, ist's was ihm zum Vorwurfe gereichen muß, und wodurch er der christlichen Kirche, wenigstens in Deutschland, so viel an ihm lag, geschadet hat. Luther ist kaum von giftigen katholischen Gegnern unbilliger und ungerechter beurtheilt, heftiger angegriffen worden, als Melanchthon von Goeze. Wir fahren fort die Ausbrüche seines Zornes gegen denselben aus den genannten Schriften auszuziehen, und fragen, ob solche Schmähungen etwa im Sinn und Geiste Luther's gewesen seien. An diesem erblickt er dagegen nicht den kleinsten Fehler und Flecken, auch was er ihm, um den Tadel gegen Melanchthon so weit als möglich treiben zu können, vorwarf, sahen wir ihn sobald als möglich wieder zurücknehmen.

„Also beliebt man," sagt er in seiner zweiten, gegen Weber und den Recensenten in der Nürnb. gel. Ztg. gerichteten Schrift, „den Melanchthon nur den furchtsamen zu nennen; vermuthlich, nach dem Urtheile des Recensenten, mit Unrecht? Bey den wichtigsten Reformations-Vorfällen, auf dem Reichstage zu Augsburg, auf dem Convente zu Schmalkalden und bey Gelegenheit des Interims hat er wenigstens keinen Heldenmuth bewiesen. Und die Erfahrung beweiset, daß auch die Furchtsamsten oft

sehr verwegene Dinge unternehmen, wenn sie sich auf Menschen verlassen und Fleisch für ihren Arm halten. Da nun Melanchthon wußte, daß er durch Verändern des 10. Art. der lat. A. C. dem Landgrafen Philip einen großen Gefallen erweisen und daß derselbe ihm Schutz halten würde, wenn er von Seiten Chursachsens und Luthers darüber angegriffen werden solte, so hatte er zu diesem Schritte wol keinen großen Heldenmuth nöthig".

Der Recensent in der Nürnb. gel. Ztg. hatte die unbedachte Aeußerung gethan: „Ein jeder Luther, ohne Melanchthons Lenkung, ist Zerstörer". Dafür muß natürlich nicht blos der Recensent, sondern auch Melanchthon herhalten. Goeze sagt: „Abscheuliche Verläumdung gegen den großen Luther! Dieses kan zu meiner und andrer redlichen Männer Beruhigung dienen. Was für ein böses und ungebrochenes Herz müste Luther nach dieser so schmachvollen Beschuldigung gehabt haben? Also hat das Wort Gottes und der Geist Gottes bey Luthern nichts, Melanchthon hat alles gethan! Stand Luther zur Zeit des Wormsischen Reichstages 1521, des Augsburgischen 1530, des Schmalkaldischen Convents 1537 auch unter Melanchthons Lenkung? Es ist wahr, er war ein Zerstörer, aber der Finsternis und des Aberglaubens, und er würde noch eine größere Zerstörung bewerkstelligt haben, wenn ihm Melanchthon nicht mit seiner Menschenfurcht und Menschengefälligkeit allezeit im Wege gestanden hätte".

Goeze's Recensent hatte Melanchthon zu „den Männern" gerechnet, „die bescheiden den Frieden suchen, ihre Einsichten niemanden mit Steifsinn und Stolz aufdrängen" u. s. w. Dazu Goeze: „Das hätte Melanchthon nicht thun wollen? Warum schob er denn seine Einsichten und Gedanken in die A. C. ein? Wolte er sie nicht dadurch der ganzen Kirche aufdringen? Hätte er als ein rechtschaffener Man zu Werke gehen wollen, so hätte er die A. C. so wie sie unterschrieben und übergeben war, abdrucken lassen müssen, und alsdenn hätte er seine Einsichten als Glossen oder Noten beyfügen können. Alsdenn hätte er sie aber auch allein verantworten müssen. Das war ihm aber ungelegen".

Zu den Worten des Recensenten: „Wir sind überzeugt, daß die evangelische Kirche durch gelehrte und bescheidene Männer



weder Wahrheit, noch Friede, noch Rechte verloren habe", sagt Goeze: „Wenn der Recensent zu der Gelehrsamkeit und Bescheidenheit noch eine treue und unwandelbare Liebe der evangelischen Wahrheit gesetzet hätte, so hätte ich nichts dagegen zu erinnern. Allein reißende Wölfe, die in Schafskleidern einhergehen, oder Miethlinge, die fliehen, wenn sie den Wolf kommen sehen, oder gar mit demselben gemeine Sache machen, können auch gelehrte und bescheidene Männer seyn. Durch Windfahrer, die nur sehen wollen, wo es hinaus wil, ob Christus oder der Teufel obsiegen werde, die niemand erzürnen noch Christo sein Wort reden, aber auch dem Teufel und der Welt nicht wehe thun wollen, wie Luther sich kräftig ausdrücket, hat die Welt sehr vieles verloren, und verlieret in unsern Tagen sichtbarlich durch solche, welche bey den giftigsten und arglistigsten Angriffen des Satans und derer, die seines Theils sind, immer Friede! Friede! rufen und redliche Freunde der Wahrheit, wenn es in ihrem Vermögen stände, gern auf den Scheiterhaufen setzen und solchen eigenhändig anzünden würden, da sie aber diese Freude noch nicht haben können, ihnen Ehre und guten Nahmen, so viel an ihnen ist, abzuschneiden suchen".

„. . . Ich glaube . . ., daß Melanchthon . . . gegen Luthern allezeit eine neidische und hämische Gesinnung gehegt, wovon auch überdem in seinen Briefen an Camerarium sehr viele Beweise enthalten sind. Hätte nun Melanchthon Luthern, wie der Recensent lästert, dergestalt in seiner Macht gehabt, daß er allein ihn zurückgehalten, daß er kein Zerstörer geworden, so wäre dieses Urtheil Melanchthons von Luthern vollends abscheulich, und es würde Luthern aus dem Grunde anklagen, daß er nicht schlechterdings und in allen Stücken gegen die Befehle des Melanchthon einen blinden Gehorsam leisten wollen".

Nachdem Goeze abermals alles Unheil aufgezählt, welches durch Melanchthon's Schuld über die lutherische Kirche gekommen sei, und den Recensenten u. a. gefragt hat, „ob Melanchthon nicht schuld daran gewesen, daß die lutherische Kirche seit 1533 bis 1580 nicht gewußt, welches die wahre A. C. sey", fährt er fort: „Ich fordere den Recensenten auf, zu zeigen, daß Luthers Verhalten, Grundsätze und ernstlicher, auch oft feuriger, Eifer gegen falsche Lehrer und in Schaafskleidern einhergehende

Wölfe nur Eine solche Folge nach sich gezogen. Wäre Melanchthon vor 1540" (warum nicht vor 1533 oder selbst 1531, da er schon in den in diesen Jahren von ihm besorgten Ausgaben der Augsb. Conf. Aenderungen an dieser vornahm?) „gestorben, so würden alle diese Prüfungen gewis nie über die evangelische Kirche ergangen seyn. Er sage uns nun deutlich, und beweise es gründlich, was Melanchthon von 1540 an gebauet habe, und schäme sich der Lästerung gegen den so hochverdienten Luther, durch welche er ihn zum Zerstörer machen, dagegen alles Gute, das Gott durch ihn ausgerichtet, der angeblichen weisen Lenkung des Melanchthons zuschreiben wollen".

Nachdem er dann Melanchthon hier wie an andern Stellen einzelne unbedachte Aeußerungen, wie die über Servet's Hinrichtung, gehörig aufgemutzt*), während er jeden Fehl „eines eifrigen und, ich räume es ein, auch bisweilen heftigen Luthers" zu entschuldigen weiß, fährt er fort: „Unsern heutigen Nachfolgern Melanchthons, zwar nicht im Fleiße, Arbeitssamkeit und Gelehrsamkeit, aber doch in der falschen Toleranz, fehlt es nicht an Neigung, wohl aber an Gelegenheit und Macht, mit denen ihnen so verhaßten Orthodoxen eben so umzugehen, als die spanischen Inquisitoren mit den Ketzern verfahren. Sie dringen mit der äußersten Heftigkeit auf die jedermann zuständige Freyheit, zu denken, und mit welcher Heftigkeit fält mir der Recensent in die Haare! Warum? Weil ich von Melanchthon nicht so denke, wie er. . . . . Solten unsre heutigen fälschlich so genanten Toleranten es in unsrer Kirche so weit bringen können, als die Jesuiten es in der römischen gebracht hatten, so sey Gott allen denen gnädig, welche überzeugt sind, daß ihr Gewissen erfordere, die Lehre der Evangelisch-Lutherischen Kirche standhaft zu vertheidigen. Diesen Gedanken haben schon viele andere rechtschaffene und unpartheyische Gelehrte . . . geäusert, und ich habe sehr oft erfahren, daß die gegen Irthümer und

*) An einer Stelle sagt Goeze: „der Scheiterhaufe, auf welchem Servet in Asche verwandelt worden, sei für Melanchthon ein Freudenfeuer gewesen, er habe in seinen Briefen ein Jubelgeschrey darüber erhoben".



Laster so sanften Toleranten*) mich aus herzlicher Menschenliebe so kräftig umarmet haben, daß mir die Seele hätte ausgehen mögen, wobey es an vielfältigen Versuchen das brachium seculare gegen mich in Bewegung zu setzen, auch nicht gefehlet. Sie haben mich oft gedränget, aber, Gottlob! sie haben mich nicht übermogt!"

„Ich glaube, daß ich dem Recensenten ein solches Stück Arbeit vorgelegt habe, das ihm, wenn er anders nicht ausschweifen wil und es nicht blos darauf gesetzet hat, seine Galle gegen mich auszuschütten, so viel zu thun machen kan, daß er meine Person darüber auf eine Zeitlang aus den Augen verlieren wird. Ewiger Gott! worauf wird es doch zuletzt mit der in unsern Tagen so weit über die Grenzen, welche Vernunft, Gerechtigkeit und Schrift bestimmen, hinaus getriebenen Toleranz noch hinauslaufen? Ueber Melanchthons Toleranz — war sie im Grunde etwas anders, als Kaltsinnigkeit gegen die evangelische Wahrheit und starker Hang zu Calvins Irthümern? — Menschenfurcht und Menschengefälligkeit hat die evangelische Kirche schon so lange seufzen müssen und wird über dieselbe bis an das Ende der Tage zu seufzen Ursache haben, und über das Schafskleid der angeblichen Toleranz, mit welchem sich die neuen aufgestandenen unberufenen Reformatoren unsrer Lehre schmücken, werden unsre späten Nachkommen noch Ach und Weh! rufen müssen, da durch dieselben so viele tausend Selen auf den Weg der Irreligion und des verdammlichsten Unglaubens geführet werden".

„Ich glaube, daß einsehende und unpartheyische Leser mir nun die Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen, mir einzuräumen, daß ich meine Unschuld gegen die feindseligen Zunöthigungen und hämischen Angriffe eines nahmenlosen Recensenten hinlänglich gerettet habe. Ich ersuche aber den Recensenten, mir zu vergönnen, noch ein Wort mit ihm zu reden" u. s. w.

In der Schrift gegen Strobel geht es wieder von vorne an. Der Recensent hatte gar nicht geantwortet, aber Strobel ihn glücklicherweise ersetzt.

---

*) Der hämische Vorwurf der Toleranz gegen Laster, den Goeze öfter vorbringt, ging auf Leß in Göttingen.

„Der Herr Döderlein", sagt Goeze, „beantwortete die, seinen in der Recension ausgegossenen Schmähungen entgegengesetzte, Widerlegungsgründe und Abfertigungen mit einem völligen Stilschweigen, theils weil er nicht im Stande war, solche zu rechtfertigen, theils weil er wußte, daß seine Freunde, der Herr Strobel und Waldau, welche die Kunst, zu verleumden, eben so gut, als er, verstanden, hier in seine Stelle treten würden. . . . Ich habe auf die Strobelsche Apologie für den Melanchthon schon überhaupt in einer, der Antwort an den Herrn Döderlein beygefügten, Nachschrift geantwortet, und ich könte es dabey bewenden lassen. Ich finde es aber dennoch, theils zum Vortheile der historischen Wahrheit, theils zur Rettung meiner, in derselben abermals recht tückisch und boshaft angegriffenen Ehre und Unschuld, nöthig, solche etwas ausführlicher zu beleuchten. Ehe ich aber solche selbst vor mich nehme, wird es gut seyn, einige algemeine Erinnerungen vorauszuschicken".

„Die erste: Melanchthon war zu den damahligen Zeiten ein gelehrter und großer Mann, dem die Wiederherstellung der Gelehrsamkeit viel zu danken hatte, und das waren zu eben der Zeit viele andere auch, welche aber zugleich Feinde des Evangelii und Verfechter der Irthümer waren; aber er war kein Prophet, kein Evangelist oder Apostel . . . Also hat ein jeder Gelehrter das Recht, nach seiner Ueberzeugung sein Urtheil über Melanchthon, über seine Schriften, über sein Verhalten und über seine Handlungen zu fällen. Ich werde dieses Recht, selbst in Absicht auf Luthers Person, Verhalten und Handlungen, nicht aber über seine, von der evangelischen Kirche für wahr und mit dem Worte Gottes übereinstimmend erkante und in unsern symbolischen Büchern enthaltene, Lehre, niemand streitig machen".

Hierauf ergeht er sich wieder in Ausfällen auf Melanchthon, wie auf Strobel und Döderlein. Er hat „aus eigner Erfahrung" „eingesehen", „was für Schaden Melanchthon der lutherischen Kirche durch sein letztes Verhalten gethan hat, und wie die Wunden, die er derselben geschlagen, noch schmerzen und bluten", und da Goeze „in Absicht auf die Lehre der lutherischen Kirche, insonderheit vom heiligen Abendmahle, einen ganz andern Glauben habe, als der sei, den der Herr Strobel in seiner Apologie zu Tage gelegt", so haben dieser „und sein

Bundesgenosse, der Herr Döderlein“ kein „Recht, mich über meine desfals abgegebene öffentliche Erklärung so wütend anzufallen und, wenn es ihnen möglich wäre, mich, auf das wenigste, um Ehre und guten Nahmen zu bringen. Und wie boshaft ist es, daß sie alle Unverschämtheit und alle Kunstgriffe anwenden, um das Publikum zu übertäuben und mich als den angreifenden Theil vorzustellen, da sie es doch so augenscheinlich sind, die sich sowohl in der Recension, als in der Apologie zu mir genöthiget und mich zuerst, theils aus dem Gebüsche der Anonymie anfänglich masquirt, und nun offenbar, und zwar nahmentlich und persönlich anfallen? Ihre Ungerechtigkeit bleibt also unleugbar, sie mögen solche mit Stilschweigen zu verdecken suchen oder auf ihrem bisherigen Wege ferner mit ihrer gewohnten Frechheit fortwandeln“.

So bleibt Goeze unerschütterlich dabei, seine eigne Wuth und Frechheit seinen Gegnern anzudichten. In seinen Ausfällen auf Melanchthon fährt er fort, wie wenn er es mit einem noch lebenden Gegner zu thun hätte:

„. . . Camerarius war der intimste Freund des Melanchthons, wie natürlich war es also, daß er allen seinen Witz anwandte und verschwendete, um die Fehler seines Freundes mit Schminke zu überziehen? Wie natürlich war es, daß Melanchthon selbst, wenn er sich in der Enge sahe, sich durch scheinbare Entschuldigungen, die er seinen Freunden vorlegte, herauszuziehen suchte? Denn daß die Gedanken seines Herzens und seine Worte nicht allemal übereingestimmet haben, beweiset insonderheit sein Verhalten in dem Streite über das heil. Abendmahl“.

Weder Gegründetes, noch Ungegründetes übergeht Goeze, um es lieblos und feindselig zu Melanchthon's Nachtheile und das erstere ohne alle Rücksicht auf die Zeitumstände und Zeitbegriffe als Unsittlichkeit und Schlechtigkeit auszulegen. Dagegen sieht er bei den Apologeten Melanchthon's nur niederträchtige Beweggründe und Mittel. „. . . Daß ich aber den Herrn Strobel beschuldiget, daß er hier hinterlistig und tückisch zu Werke gehe, gründe ich darauf, weil er von dem Leipziger Interim und von Melanchthons Verhalten bey demselben auch nicht ein einziges Wort sagt. . . . Er thut zuerst einen heftigen Ausfal auf Flacium, als auf den vornehmsten Gegner des

Interims und insonderheit des Leipziger Interims. Da Flacius der vornehmste Gegner des Melanchthons gewesen und seinen verderblichen Schritten die stärksten Hindernisse in den Weg gelegt hat, so ist es sehr natürlich, daß Herr Strobel, der Anbeter des sanftmüthigen und Friede liebenden Melanchthons, in unsern feinen und gesitteten Zeiten eben so arg auf Flacium schimpfet und fulminiret, als dieser in seinen rauhen Zeiten gegen Melanchthon geschrieben hatte, und solches um so viel mehr, weil er glaubt, seiner Lästerung, daß die Sele des Flacii in mich gefahren sey, damit einen desto größern Nachdruck zu geben. Denn nun muß ich allen gegen Flacium ausgespienen Gift so ansehen, als ob solcher grade auf mein Angesicht gerichtet gewesen. Doch ist in Absicht auf das Schimpfen und Schmähen zwischen Flacio und Herrn Strobel noch der Unterschied: Flacius hatte eine gerechte Sache, aber er fehlte in der Art und Weise sie zu führen. . . . Daß Flacius ein großer und um die evangelische Kirche hochverdienter Man gewesen, ist eine Wahrheit, welche keines Beweises bedarf. Wenn ich sage, daß er in Absicht auf die wahre theologische Gelehrsamkeit weit größer gewesen, als Melanchthon, so wird zwar Herr Strobel große Augen machen und mit Händen und Füßen dagegen protestiren, aber es ist doch wahr. *Wenn Melanchthon stark war in den Komödien und Tragoedien der alten Heyden, so war Flacius dagegen mächtig in der Schrift.* Herr Strobel nenne mir unter allen Schriften Melanchthons nur eine einzige, welche Flacii Clavi S. S., Catalogo Testium veritatis. und Centurien das Gleichgewicht halten könte, oder von welcher er mit Wahrheit sagen könte, daß sie der Kirche so große Dienste geleistet hätte, als diese unsterblichen Werke".

Herr Röpe hat gefühlt, daß dergleichen Ausfälle auf Melanchthon nicht in seine Rettung Goeze's gehörten, denn sind sie nicht zugleich gegen Luther gerichtet, daß er einen nur in den Tragödien und Komödien der alten Heiden starken Mann so hatte ehren und. z. B. dessen theologische Hauptstücke (loci theologici) oder die erste wissenschaftliche Darstellung der neuen Lehre schon in ihrer ersten Ausgabe, von 1521, so hochschätzen, sie ein unüberwindliches, der Unsterblichkeit, des Kirchenkanons

würdiges Buch nennen können? In derselben findet sich aber, wie in mehreren der frühern Schriften Luther's, ein so starker Hang zu Calvin's späterer Lehre von der absoluten Gnadenwahl, daß man es als „wahrscheinlich" bezeichnet hat, „Johannes Calvinus habe sich in seiner Lehre von Gottes ewiger Vorherbestimmung nicht allein an den Augustinus als Meister gehalten, sondern auch an Melanchthon und Luther als Führer"*). Daß Melanchthon später jenen Hang überwand und sich in den Ausgaben der Hauptstücke von 1535 und 1543 berichtigte, das hätte Goeze, der gegen jene Lehre Calvin's so oft eifert, wenn er zu seinem eigenen Glaubensbekenntniß ein inneres Verhältniß hatte, eben so dankbar anerkennen müssen wie Luther, auf welchen in Betreff derselben Melanchthon ohne Zweifel einen wohlthätigen Einfluß ausübte.

„Es ist wahr, Flacius war heftig und überschritte öfters die Grenzen eines gerechten Eifers. . . . Waren denn die Gegner des Flacii lauter heilige Engel und sanftmüthige Lämmer? Ich glaube, ohngefähr von der Art, als Herr Döderlein, Strobel und Waldau sich gegen mich bewiesen haben. Ich habe nicht nöthig, auf das von Herrn Strobel gehäufte Gewäsche mich hier einzulassen. . . ."

„. . . Was für einen hämischen Charakter legt Melanchthon hier an den Tag? . . . Herr Strobel hat diese Briefe (Melanchthons) entweder gelesen oder er hat sie nicht gelesen. Ist das erste, so muß er entweder eine eiserne Stirn haben, wenn er die Beschuldigung gegen Melanchthon, daß er treulos gegen die evangelische Wahrheit und Kirche gehandelt, für eine Lästerung erklären wil, oder er muß von dem, was ein treuloses Verhalten sey, ganz anders denken, als andre vernünftige Menschen . . ."

Wer sich nun, gleich Röpe, auch heute noch „im Wesentlichen" auf Goeze's kirchlich-lutherischen Standpunkt stellte — und gewiß thun dies Männer, die an sittlichem und geistigem Gehalt sehr unter sich verschieden sind — der würde doch wenigstens über Goeze, wie dieser über Flacius urtheilen müssen:

---

*) Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer u. s. w. von Ferdinand Delbrück; S. 72.

„Goeze hatte eine gerechte Sache, aber er fehlte in der Art und Weise, sie zu führen". Blos als Belege zu einem solchen Urtheil, da auf die Gegenstände und Fragen selbst, um welche Goeze sich hier balgte, näher einzugehen über den Zweck unsrer Arbeit hinausgehen würde, fügen wir zu den angeführten noch einige weitere Aeußerungen Goeze's hinzu: „Daß Melanchthon Luthern auch noch nach dem Tode gelobet, räume ich ein. Luther hatte auch noch zu viele und zu große Freunde, als daß Melanchthon es hätte wagen dürfen, ihn öffentlich zu schmähen, indessen ist dieses wol nicht der einige Fal, da Melanchthon öffentlich anders geredet und geschrieben, als es ihm um das Herz gewesen. Der einzige Ausdruck: tuli servitutem paene deformem: ich habe vorher eine schmähliche Knechtschaft erdulden müssen, in dem Briefe an Carlwitzen, sagt deutlich genug, daß Melanchthon Luthern als seinen Tyrannen angesehen; wie konte nun ein Funke wahrer Liebe gegen ihn in seinem Herzen damit bestehen? ... Da nun diese Gesinnungen unstreitig schon 1546 sein Herz erfülleten, was sol man von den Thränen urtheilen, welche er bey dem Sarge Lutheri, ohngefähr zwei Jahre vorher, vergossen?"

Der „Ausdruck" Melanchthon's konnte gerecht und natürlich sein, ist wenigstens erklärlich, ohne daß man deshalb an der Aufrichtigkeit seiner bleibenden Hochachtung und Liebe gegen Luther zu zweifeln braucht. Da dies einzusehen es Goeze'n auch durchaus nicht an Verstande fehlte, so will ich zwar nicht behaupten, daß derjenige, welcher wie er auf seinem Standpunkte in der Beurtheilung andersgesinnter und sogar schon einer entfernten Vergangenheit angehöriger Personen nicht der allergeringsten Nachsicht und Rücksicht fähig ist, auch selbst keine Nachsicht und Rücksicht verdiene; doch halte ich es für ausgemacht, daß wer Anderen, wie Goeze an der kaum angeführten Stelle einem Melanchthon, allen und jeden Edelmuth abspricht, auch selbst keinen Funken von Edelmuth besessen haben könne. Nicht minder sind die Milde und Nachsicht, womit er, unter immer fortgesetzten schnöden Ausfällen auf Melanchthon, Luther beurtheilt, ohne Werth, weil sie nicht auf Gerechtigkeit, sondern auf Parteilichkeit beruhen. „Alles", fährt er fort, „was Herr Strobel angeführt, um zu beweisen, daß Melanchthon mit Recht

Luthern eine φιλονεικιαν (Streitsucht) schuld geben können, sind leere Luftstreiche. Luthers Sache vertheidigt sich hier selbst. Luther hatte einen Beruf, so zu handeln, als er handelte, und wenn ihn dieser Vorwurf trift, so trift er Jeremiam und die Apostel auch. Und wer ist unter den Knechten Gottes ohne menschliche Fehler? Hatte aber Melanchthon auch einen Beruf, so zu heucheln und zu schmeicheln, als er wirklich that? In welcher Periode sind mehrere, heftigere und bitterere Streitigkeiten in der Kirche entstanden? in der, in welcher Luther, oder in der, in welcher Melanchthon das Ruder führte? Hat Luthers Eifer oder Melanchthons Heucheley der Kirche mehr Schaden gethan?"

In diesem Tone geht es ohne Aufhören fort: „Herr Strobel rede wider die helle Sonne und streite für Melanchthons vorgebliche Standhaftigkeit mit strohernen Waffen"; „Melanchthon heiße ein Papist, weil er dem Papste und den Vorfechtern desselben heuchelte und sich bereitwillig zeigte, das Joch des Papstthums wieder auf sich zu nehmen", er „habe sich als ein Rohr bewiesen, das der Wind hin und her wehet".

„Tücke, Gewäsche, Unsin" sind die stets wiederkehrenden Ausdrücke gegen Strobel. „Man urtheile selbst, ob nicht Herr Strobel und alle, welche behaupten wollen, daß Melanchthon berechtigt gewesen, die Augsburgsche Confeßion nach ihrer Uebergabe, da er solche zum Drucke bringen wollen, nach seinem Gutdünken zu verändern, auszustreichen, was in derselben gestanden, hineinzusetzen, was nicht in derselben gestanden, solche in manchen Artikeln um mehr als um die Hälfte zu vergrößern, kurz! mit derselben so umzugehen, als er mit seinen locis umgegangen ist, offenbaren Unsin und eine Sache behaupten, welche nothwendig die Quelle vieles Unglückes und Elendes werden muste".

Er gibt aber gleich darauf wieder zu, daß dies ein Urtheil ist, welches erst ein Theil der Nachwelt, d. h. eine erst in der Folgezeit entstandene Partei, aus Erfolgen und Ereignissen schöpfen konnte, die nicht in ihrem Sinne waren, die aber Melanchthon und seine Anhänger entweder nicht vorhersahen oder anders beurtheilt haben würden, als diese Partei. Goeze sagt nämlich auch hier: „Es ist wahr, daß man zu der Zeit, da

Melanchthon die Confeßion zuerst, 1531, drucken lies, nicht bemerkte, daß er schon die beyden letzten Artikel, von den Klostergelübden und von der Bischöfe Gewalt, merklich verändert hatte. Die wenigen Handschriften von der Confeßion lagen in den Archiven, und wer dachte in den damaligen so gar nicht kritischen Zeiten daran, solche mit dem Drucke zu vergleichen? Eben so ging es auch mit der zweyten Ausgabe von 1533. Der Titel war wie bey der ersten, und damit war man zufrieden und traute Melanchthon nichts als alles Gutes zu und sahe die Folgen nicht ein, die eine eigenmächtige Veränderung dieses großen Documents nach sich ziehen könte, und ich wil es gern zugeben, daß Melanchthon selbst bis 1540 bona fide gehandelt und als ein in weltlichen Dingen wenig geübter Man aus seinen Künsteleyen an der Confeßion nichts Arges gehabt. Allein nach 1540 und 1629 zeigte es sich, wie sehr man sich geirret hatte".

Hielt Goeze so viel für wahr, gab er so viel zu, so mußte er dies selbst auf seinem Standpunkte Melanchthon zu gute kommen lassen. Statt dessen hebt sein Schmähen und Schimpfen auf diesen, wie auf Strobel und Döderlein, stets von vorne wieder an: „. . . Also war die Autorität des Melanchthons bei Abfassung der Confeßion in ihre gehörigen Grenzen eingeschlossen, und es war ein Beweis seiner Kurzsichtigkeit und Einfalt, wenn er solche nach der Uebergabe, wie Herr Strobel sich ausdrückt, als ein Lehrbuch, als seine eigne Arbeit betrachtet hat, welche zu verändern und zu verbessern in seiner Macht stünde und ihm unverboten wäre".

An der in Augsburg im Jahre 1530 vor ihrem Drucke übergebenen und in den Archiven liegenden Confession konnte und wollte Melanchthon nichts ändern; daß er aber an den seit 1531 im Druck erschienenen, dem Publikum bestimmten Ausgaben änderte und hierin von niemandem gehindert wurde, ist deshalb natürlich und erklärlich, weil der protestantische Lehrbegriff damals noch in seiner ersten Entwicklung begriffen war. Ganz kann Goeze auch nicht umhin, so etwas zuzugeben. Er sagt: „Das Vorgeben, daß die evangelischen Stände auf dem schmalkaldischen Convente 1537 den Theologen den Befehl ertheilet hätten, die A. C. noch einmal mit Fleiße durchzusehen,

und wenn sich etwas darin befinden würde, das der heiligen Schrift nicht gemäs, solches zu ändern, weise ich, was den letzten Satz betrift, als eine Erdichtung zurück. Daß die Theologen den Auftrag erhalten, wenn sie etwas in der Confeßion finden würden, das einer mehreren Aufklärung bedürfte, daß sie solches in den Artikeln heller machen solten, kan ich zugeben; aber daß sie bevolmächtiget worden, sich an der Confeßion selber zu vergreifen, wird Herr Strobel nimmermehr beweisen können". Ferner gibt er zu: „Freylich nahmen die protestantischen Stände bis 1561 die von Melanchthon unternommene Veränderung der Confeßion, sonderlich des 10. Artikels, nicht so zu Herzen, als sie billig hätten thun sollen, weil sie die Vortheile, welche die Calvinisten zu ihrem größesten Schaden daraus zogen, noch nicht kannten und noch nicht erfahren hatten. Hernach aber gingen ihnen die Augen auf" u. s. w.

Nachdem Goeze sich hierauf wieder im Streite gegen Strobel ergangen und erhitzt, ihm „Abermals eine Quintessenz der lästernden Bosheit", „vorsätzlichen und boshaften Betrug", „Lästerungen", „Gewäsche" u. dgl. m. vorgeworfen, läßt er seinem Haß gegen Melanchthon zum wievielstenmale! freien Lauf: „Ich gestehe es zu, daß Melanchthon aus Liebe zum Frieden den 10. Artikel geändert und (in der latein. Ausg. von 1540) die Worte improbant secus docentes weggestrichen habe; aber was für ein Friede war hier der Gegenstand? der zum Nachtheil der Wahrheit gemacht und gehalten wird, welchen Luther so oft einen verfluchten und vermaledeyeten Frieden nennet. Er wolte damit einen Schlagbaum wegräumen und den Anhängern des Calvins, welche die Schweiz nicht alle versorgen konte, die Thür öfnen, unter dem scheinbaren aber betrüglichen Vorwande, daß sie sich auch zur A. C. bekenneten, in die Evangelische Kirche in Deutschland einzubrechen und sich der Länder, Städte, Kirchen und Güter derselben zu bemächtigen; und daß diese Absicht erreicht ist, davon sind die Pfalz, ein Theil von Hessen, von Anhalt, Bremen u. s. f. Zeugen. Er wolte die Protestanten mit einander verbinden, das heist, ohne Schminke, soviel: er wolte dadurch die Schweizer anlocken, daß sie ihre Macht und ihre Waffen mit den deutschen Protestanten vereinigen

möchten, weil er besorgte, daß die Gegenparthey die letzten doch zuletzt über einen Haufen werfen möchten. Dieses war schon lange sowol sein, als auch des Landgrafens von Hessen vornehmstes Augenmerk gewesen. Sie verließen sich also auf Menschen, hielten Fleisch für ihren Arm und wichen mit ihrem Herzen von dem HErrn. Luthers Augen sahen dagegen stets auf den HErrn, und der hat seinen Fus aus dem Netze gezogen. Melanchthon hat diese Vereinigung in gewisser Absicht würklich zu Stande gebracht, die calvinistischen Lehrer sind zu uns eingegangen, aber sie haben uns umarmet, daß uns beynahe der Odem ausgegangen wäre".

An einer etwas spätern Stelle wirft der blind um sich hauende Klopffechter auch Luther'n vor, sich auf Menschen verlassen, Fleisch für seinen Arm gehalten zu haben und in seinem Herzen vom HErrn gewichen zu sein, er sagt: „. . . Melanchthon war also völlig versichert, daß er sich auf den Schutz des Landgrafen verlassen könte, wenn der Kurfürst und Luther über diese Veränderung unwillig werden solten. . . . Und vielleicht lag auch hierin der Grund, daß der Kurfürst und Luther gegen diese Veränderung nicht den gehörigen Ernst bewiesen, weil sie den, ohnedem leicht feuerfangenden Landgrafen nicht aufbringen und ihm eine Veranlassung geben wolten, gar zu den Schweizern überzugehen".

Nur wo Luther und Melanchthon einmal von einem und demselben Vorwurf betroffen werden, kann er es nicht umgehen, letzteren zugleich mit dem erstern in Schutz zu nehmen und nach „Billigkeit" zu behandeln. So sagt er in einer Schrift aus dem Jahre 1768*) über die Einwilligung der Wittenberg'schen Reformatoren in die Doppelehe desselben Landgrafen von Hessen: „Die Feinde **Luthers** und der von ihm an das Licht gebrachten Wahrheit werden sich freuen, daß sie ein in **Hamburg** gedrucktes Buch aufweisen können, in welchem eine der bittersten

*) Johan Melch. Goezens u. s. w. Anzeige und Widerlegung einiger die Geschichte der Reformation und der ersten evangelischen Lehrer in Hamburg betreffenden unerträglichen und unverantwortlichen Verfälschungen, mit welchen Herr **Dathe** seinen Versuch einer Geschichte von Hamburg veranstaltet hat. Hamburg, 1768.

Beschuldigungen eines Varillas und Bossuets, gegen Luthern und seine Gehülfen, von neuen aufgewärmt und als eine Wahrheit vorgestellet worden, welche keinem Zweifel mehr unterworfen sey: und unerfarne Leser in unsrer Kirche werden erstaunen, und irre werden, wenn sie eine solche Anklage zum ersten male erblicken, und sehen müssen, daß ihr mit Recht so hochgeschätzter Luther hier als ein Man vorgestellet wird, der eine an sich unzuläßige Sache einem Fürsten zugestanden und für rechtmäßig erkläret habe, blos aus dem Grunde, weil derselbe die Reformation von ganzem Herzen angenommen, und eine Stütze derselben geworden war. Kan man auch etwas in die Welt hineinschreiben, das der Ehre des sel. Luthers nachtheiliger wäre, das seinen Charakter von einer schwärzeren Seite darstellete, als eben dieses? . . . Ein unpartheyischer Leser, der Luthern von einer andern Seite kennet, der weis, wie oft derselbe bezeugt hat, daß er bey seinen Unternemungen sich lediglich auf den Schutz Gottes verlasse ... Wahrheitsliebe und Billigkeit werden ihn vielmehr auffordern, wenn er von dieser Begebenheit noch nicht die gehörige Einsicht hat, vorauszusetzen, daß sich bei derselben sehr viele ihm verborgene und ganz besondere Umstände befinden müssen, nach welchen Luther und seine Gehülfen ihr Verhalten und die dem Landgrafen ertheilte Antwort bestimmet haben. Niemand als nur derjenige, welcher die Nachricht, welche Seckendorf von diesem Vorfalle . . . gegeben und aus den Archiven bestätiget hat, welcher Bayle selbst . . . Gerechtigkeit widerfahren lassen, gelesen und mit Fleis erwogen hat, ist im Stande, davon ein richtiges Urtheil zu geben. Nimmermehr hat der Verfasser, ehe er diese Stelle niedergeschrieben hat, diese Pflicht eines Geschichtschreibers beobachtet. Wie ungerecht war also sein Verhalten, wie übereilt sein Urtheil? zumal da die Sache selbst und der Lauf der Geschichte hier weder die Anzeige des Vorfals von der Doppelheyrath des Landgrafen, noch sein Urtheil darüber erforderten, sondern beydes recht mit den Haaren herbey gezogen ist, womit er denen, die ihn scharf beurtheilen wolten, ein nicht geringes Recht gegeben hat, auf seine Gesinnung gegen die evangelische Wahrheit und gegen die Zeugen derselben nicht unwahrscheinliche, und ihm vielleicht nicht an-

genehme Schlüsse zu machen. Er wird doch nicht verlangen, daß wir Bucern mit zu den Anhängern Luthers rechnen sollen. Hat er aber auch erwogen, daß dieser berümte Gottesgelehrte an dieser Sache einen weit größern Antheil gehabt habe, als Luther und Melanchthon? hat er erwogen, wie hart diese Sache diese beyden redlichen Männer gedrückt habe, so daß der zärtlichere Melanchthon darüber gar in eine tödtliche Krankheit verfallen ist? Dergleichen Folgen pflegen sich gewis bey denen nicht zu äußern, welche über den Widerspruch ihres Gewissens so weit Herren geworden sind, daß sie vermögend sind, Wahrheit und Gerechtigkeit ihren eigennützigen Absichten aufzuopfern".

Wir erwähnten in der Darstellung des Schlosser'schen Streites einer namenlosen Schrift („Unpartheyische Untersuchung u. s. w."), in welcher wir ein Machwerk Goeze'ns entdeckten. In ihr läßt er sich, da er nicht erkannt zu werden meinte, in einer Weise über die Gutheißung der Doppelheirath des Landgrafen durch Luther aus, daß man recht deutlich sieht, wie sehr bei ihm theologische Meinung und geistliche Politik in einander fließen. Er sagt in jener Schrift, S. 25: „Die S. 57 (bei Schlosser) angeführten Geistlichen, welche Komödien geschrieben, haben es meistens in lateinischer Sprache gethan. Nicht um aufgeführt zu werden, sondern der Jugend die Erlernung dieser Sprache angenehmer zu machen. Zudem sind sie meistens eines geistlichen Inhalts, und beweisen noch lange nicht, daß die Verfertigung solcher Stücke einem Prediger anständig sey. Wenn alle Theologen Schauspiele machten, so würden sie alle Unrecht handeln. Ja, wenn der selige Luther selbst für das Theater gearbeitet hätte, so wolte ich es ihm verdenken. Er hat aber Komödien gebilliget und angepriesen? S. 61. Es ist wahr: allein dazumal mußte er vieles erlauben, um seinen großen Zweck nicht zu verfehlen. Als ein kluger Mann verfuhr er behutsam und besorgte das nöthigste: denn so bald er die Religion von Irrthümern gereiniget hatte, so fielen die Schauspiele von selbst weg. Er erlaubte dem Landgrafen zu Hessen zwo Weiber zu nehmen. Durch

dieses allerdings große Uebel gedachte er ein noch größeres Guth zu erhalten" u. s. w. —

Die Klagen Goeze's über das ihm selbst durch Döderlein und Strobel und der lutherisch-evangelischen Kirche durch Melanchthon zugefügte Unrecht gehen immer Hand in Hand; hat er auf diesen geschimpft, so muß auch auf jene, hat er es auf jene, so muß auch auf diesen geschimpft werden; gegen jene kennt er in der Rache für seine Person, gegen diesen für seine Parteiansicht nicht Maß noch Ziel und geht immer darauf aus, das wirkliche oder vermeintliche Unrecht der einen wie des andern ins ungeheuerste auszumalen und zu vergrößern.

Indem er abermals seine Urtheile über Melanchthon wiederholt, sagt und wiederholt er auch gegen Strobel und Döderlein: „Ich habe mich in meinen beyden ersten Schriften darüber offenherzig erklärt, ohne des Herrn Strobels Namen zu nennen oder ihm den geringsten Vorwurf über seine beynahe abgöttische Verehrung des Melanchthons zu machen. Er fand es aber nöthig, um seine eigne Ehre zu retten, welche freylich sehr viel verlieren mußte, wenn Melanchthon nach der Wahrheit beurtheilt wurde, seine Apologie für Melanchthon zu schreiben. Und dabey ließ er sich von seinem wütenden Affecte so weit hinreißen, daß er die giftigsten, persönlichen Lästerungen und Injürien in vollem Maße über mich ausgos und dadurch der Galle, die er schon lange gegen mich in seinem Herzen getragen hatte, Luft machte. Er wandelte darin in den Fusstapfen seines Freundes, des Herrn Döderleins, dem ich so wenig als ihm jemals mit einem Worte zu nahe getreten war, der aber doch die Gelegenheit ergrif, in der schmähsüchtigen Recension meines Beweises, die er in die ihm zu Dienste stehende nürnbergische gel. Ztg. einrücken lies, mein Herz und meine Person mit einer fast unbegreiflichen Wuth anzufallen, vermuthlich, um dadurch die Ehre eines friedfertigen Lehrers der Religion, auf welche er Anspruch macht, zu behaupten. Ich kan dieses sonderbare Phänomenon aus nichts anders erklären, als, weil Herr Döderlein so gern unter den neuen Reformatoren glänzen möchte, und weil er, da ich diesen so oft mit Nachdruck in den Weg getreten war und ihnen ihre Blößen gezeiget hatte, mir schon lange eine Bosheit schuldig gewesen war. Das Recht der

Natur verstattet es, und die Pflichten, welche ich mir selbst, meinem Amte und meinem Gottlob! unbescholtenen Namen schuldig bin, erfordern es, daß ich meine Ehre und Unschuld gegen solche aus einem feindseligen Herzen entsprungene Angriffe rette. Dem Herrn Döderlein habe ich . . . gesagt, was ihm zu wissen dienlich war. . . . Ich habe also nun nichts weiter nöthig, als auch dem Herrn Strobel die ihm gebührende Abfertigung zu geben" u. s. w.

Er gibt aber diese Abfertigung nun doch wieder beiden gemeinschaftlich und zwar in denselben „affectvollen, niedrigen, beleidigenden und einem Doctor und Professor der Theologie" nicht nur, sondern auch einem Geistlichen „unanständigen angreifenden Ausdrücken", die er ihnen vorwirft. Z. B. nennt er Bemerkungen Strobel's gegen ihn, die durchaus gerecht sind, „Gewäsche, das man eher bey der Waschbank, als in einer Apologie des Melanchthons erwarten solte". Strobel hatte gesagt: „So war Melanchthon, der böse Mann, freylich nicht. Doch Herr Goeze will auch freylich nichts von dem sanften Geiste des Melanchthons haben. Er rechnet es sich zur Ehre, immer ein und eben derselbe oder, wie Melanchthon von Dr. Luther sagte, semper sui similis zu bleiben". Hierzu bemerkt Goeze: „Gott bewahre mich vor dem sanften Geiste des veränderlichen Melanchthons. Was der Herr Strobel sanft nennet, war Schlangenartig. Was sich Luther zur Ehre rechnete, kan ich mir auch zur Ehre rechnen. Ist meine Gesinnung und Handlungsart dem Worte Gottes gemäs und habe ich davon das Zeugnis meines Gewissens, so würde ich mich des schwersten Verbrechens gegen Gott schuldig machen, wenn ich Menschen zu gefallen, oder um ihrem ohnmächtigen Hasse und unkräftigen Lästerungen und Verfolgungen zu entgehen, mich auf die andere Seite wenden wolte".

Noch geht es eine Reihe von Seiten in Zorn- und Wuthausbrüchen gegen Strobel, Döderlein und Melanchthon fort, die alles Vorhergegangene wo möglich hinter sich lassen. Wir sind aber eben so satt, noch mehr davon auszuschreiben, als die Leser es sein werden, noch mehr davon zu lesen. Mehr als geschehen, glaubten wir diese Auszüge aber auch nicht beschränken zu können, wenn die Leser in den Stand gesetzt werden sollten,

das Bild zu vervollständigen und zu berichtigen, welches Röpe mehr durch das, was er uns verschweigt, als durch das, was er uns verräth, von Goeze zu entwerfen versucht hat. —

Goeze hatte seinen ewigen Durst, d. h. sein Bedürfniß, zu schimpfen, wieder einmal gelöscht, um die Sache selbst und ihre wissenschaftliche Aufklärung war es ihm, wie sehr er darauf gepocht hatte, am wenigsten zu thun.

„Daß Herr Pastor Goeze", sagte Weber in der Vorrede zu seiner 1783 und 1784 in zwei Theilen erschienenen „Kritischen Geschichte der Augspurgischen Confession nach archivalischen Nachrichten u. s. w.", „sich auch in den Streit gemischt, hat mich nicht Wunder genommen. Denn da er noch unter die staatsklugen theologischen Köpfe gehört, die wähnen, als ob der Religions- und Westphälische Friede auf dem Exemplar der Augspurgischen Confeßion im Concordienbuch beruhe, wie konnte er schweigen, da er seinen Gedanken nach die evangelische Kirche in Gefahr sah, und er sich von jeher als ihren Schutzengel betrachtet, der mit der Schärfe seines Schwerdts allen Rotten und Aergernissen gewehret hat? Daher bewies Herr Goeze in seiner ersten Schrift, daß meine herausgegebene Confeßion unmöglich Copey vom Original seyn könne, und hätte er sich hierbey beruhiget, so würde er wirklich mit Ehre aus dem Streit gezogen seyn. . . . Herr Goeze aber ist ein unruhiger Mann".

Darauf kündigt Weber an, daß er den Handschuh aufnehme, welchen ihm Goeze in der ersten Schrift in Beziehung auf andere Punkte hingeworfen hatte, und sagt: „Ferner werde ich auch bey dieser Gelegenheit zeigen, daß Herrn Goezens Untersuchung zwoer historischen Fragen, die Archivsexemplare der A. C. und Unterschriften der Fürsten betreffend, theils mager und dürftig ausgefallen, theils aber auch mehr Geschwätz, als historische Untersuchung zu nennen sey. . . . Seine zwo historischen Untersuchungen, wobey es ihm in der Eil gar nicht einfiel, Archive zu befragen, die doch, wollte er als Historiker gründlich zu Werke gehen, befragt werden mußten, gleichen wirklich einem zu früh gebohrnen Kinde, das unter andern auch die Absicht hatte, meine herauszugebende kritische Geschichte, wie auch das Ergebniß meiner Mainzischen Reise, das ich weislich verheelte, nach welchem aber der Herr Pastor sich unter der

Hand durch den dritten Mann fleißig erkundigen ließ, zu beschreyen, und besonders das letzte in einen nichts bedeutenden Gesichtspunkt darzustellen. Ich habe dem menschenfreundlichen Herrn Pastor, dem ich sonst von hier (Weimar) aus manche Gefälligkeiten erwiesen, diese kleine Freude gegönnet: wenn aber frühzeitige Kinder insgemein das Schicksal haben, daß sie bald nach der Geburt wieder hinsterben, so bin ich begierig, was Herr Goeze für Mittel gebrauchen werde, das seinige beym Leben zu erhalten, wenigstens wird es nöthig seyn, ihm nach meinen gemachten Entdeckungen eine ganz andere Sprache zu lehren, auch es wegen seiner prophetischen Träumereyen, das Ergebniß meiner Reise betreffend, gebührend zu bestrafen. Zudem ist nun das Publikum Richter zwischen uns beiden: und die Leser, wenn sie Herrn Goezens Schrift mit der meinigen vergleichen, werden selbst urtheilen, wer von uns beiden am gründlichsten untersucht und im Streite, worin Herr Goeze zur Zeit weiter nichts gethan, als mit unverzeihlich historischer Gemächlichkeit für das alte hergebrachte System geschrieen, als Sieger und Ueberwinder davon gehe" u. s. w.

Goeze hat auf Weber's zweite Schrift gar nichts erwiedert, sondern sich, nach seiner löblichen Gewohnheit, wenn er einen Streit nicht weiter führen konnte, wie einige Jahre früher gegen Lessing, stillschweigend für überwunden gegeben. —

Kehren wir jetzt zu der Röpe'schen Schrift zurück, so lesen wir hier, S. 55: „Fast der Letzte, der unverzagt und unverändert auf dem Kampfplatz beharrte, war unser Goeze. Aber er war doch auch in seinem innersten Wesen noch gar sehr von jenen alten Orthodoxen verschieden, zu denen er unbesehens in eine Klasse, in eine Verdammniß geworfen wird".

Umgekehrt haben wir uns überzeugt, wie leicht wir, wenn wir nicht unsre eigenen Augen gebrauchten, durch Herrn Röpe hätten verleitet werden können, „jene alten Orthodoxen" unbesehens zu Goeze'n in eine Klasse der Verdammniß zu werfen. Wo käme bei diesem wol ein Geständniß vor, welches man dem folgenden jenes bei vielen so verrufenen alten lutherischen Orthodoxen aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, des Tilemann Heßhus, an die Seite stellen könnte? „Ich bin mir durch Gottes Gnade in gutem Gewissen keines Irrthums

bewußt, habe mich auch beflissen, reine, gesunde, heilige, nützliche Lehre aus Gottes Wort zu führen, und habe der Kirchen Gottes treulich gedienet, so viel Gott hat Segen und Gnade verleihen wollen. Dieweil ich aber ziemlich viel Bücher habe geschrieben und drucken lassen, auf daß ich der Kirchen damit dienete, da ich etwa minus commode et circumspecte (minder passend und bedächtig) geredet, wie man wol in Augustino, Luthero, Philippo incommodas et minus circumspectas locutiones (bei Augustin, Luther, Melanchthon unpassende und minder bedächtige Aussprüche) findet, die wolle der christliche Leser aus und nach Gottes Wort corrigiren und bessern"*).

An einer theilweise schon früher von uns benutzten Stelle sagt Herr Röpe, S. 89 f.: „Schwerer möchte es sein, vor dem Urtheile unsrer Zeit die entschiedene Polemik Goeze's wider die Reformirten in Hamburg zu rechtfertigen. . . . Nach den Einsichten und Ansichten unsers Jahrhunderts hatte Goeze mit dieser Polemik gewiß unrecht. Was wir Lutheraner in Ländern und Städten der Reformirten für uns wünschen und verlangen müssen, dürfen wir ihnen nicht verweigern. Der luth. Kirche Hamburgs hat jene Anerkennung der Reformirten auch gewiß nicht geschadet. Aber unsrer alten bürgerlichen Verfassung, die in diesem Jahre 1859 gefallen ist, ward dadurch zuerst die Axt an die Wurzel gelegt. Das alte Haus unsrer Väter, in dem wir so lange glücklich gewohnt, ist nun zum Abbruch verurtheilt. Allerdings, es war nur auf eine Familie, auf eine Oeconomie berechnet. Nicht-Lutheraner: Reformirte, Katholiken, Juden konnten als Gäste und Fremdlinge nur auf die Gastzimmer angewiesen werden. Für mehrere gleichberechtigte Hausstände war es zu eng. Jetzt sollen wir ein neues uns bauen und ein bequemeres, in dem wir neben einander friedlich wohnen, jeder nach seiner Weise. Aber der Abbruch des Alten thut doch weh. Das hatte Goeze vorausgesehen und hat es verhindern wollen. Die Geschichte hat ihm Unrecht gegeben".

Empfindsamer, obgleich Empfindsamkeit nicht zu Goeze's Fehlern gehörte, kann seine Polemik gegen die Reformirten und

*) Aus Heßhus' Testament. Vgl. Tilemann Heßhus u. s. w. von Karl von Helmolt. Leipzig, 1859. S. 145.

was damit zusammenhing gewiß nicht gedeutet werden, diese Deutung entspricht aber der Behauptung, welcher wir am Schluß des ersten Hauptstücks der Röpeschen Schrift begegnen, wo, in geringer Uebereinstimmung mit demjenigen, was uns bis hierher zur Kenntniß gekommen ist, gesagt wird: „Daß Goeze seine Lebensaufgabe darin gestellt habe, die Orthodoxie zu vertheidigen, ist wahr. Was darin Richtiges und Achtungswerthes, was dabei Falsches und Verkehrtes gewesen, darüber wollen wir uns im Folgenden klar zu werden suchen. . . . Die Art und Weise aber seines Kampfes, das gedenken wir nachzuweisen, war nicht eine rohe, täppische, bornirte, scheinheilige, sondern meistens eine geistvolle, niemals eine unedle und kleinliche, immer aber eine energische und wahrhaftige, wie sie das Bewußtsein eines guten und gerechten Kampfes hervorbringt. Denn er hatte keine selbstsüchtige Zwecke, er kämpfte für die Wahrheit des Evangeliums, für das Reich Gottes und seines Gesalbten, für das Heil seiner Mitmenschen und zu dem Ende allerdings insbesondere für die Erhaltung der lutherischen Kirche" u. s. w. —

Mit Goeze's durch die Döderlein'sche Recension in der Nürnberger gelehrten Zeitung hervorgerufenen Händeln hängt der eine der beiden Angriffe zusammen, welche er zwei Jahre vor seinem, 1786 erfolgten, Tode in gedruckten Anreden an seine Zuhörer und Freunde zu deren Kenntniß gebracht hatte. Mit demselben verhielt es sich, nach Röpe, wie folgt:

In Nürnberg habe zu Ostern 1784 eine Gesellschaft von Aerzten ein medicinisches Wörterbuch herausgegeben, welches unter dem Artikel Fustigatio folgende Bemerkung enthalten:

„Freilich hat ein Tritt mit einem Knie auf die Brust nicht immer so tödtliche Folgen. . . . Dies könnte man aus dem Beispiel des Herrn Seniors Goeze in Hamburg beweisen, welcher von einem jungen Rechtsgelehrten einmahl in Beisein vieler Zeugen dadurch gemißhandelt worden. Dreyer, ein bekannter Sinndichter, verewigte diese Begebenheit durch folgendes Epigramm:

Statt der Phyllis, statt der Chloris
Male meine Phantasie
Auf der Brust des Senioris
Des Licenciaten Knie".

Goeze berichte nun seinen Zuhörern, was an der Sache sei. Vor etwa 27 Jahren, also drei bis vier Jahre früher als er das Hamburgische Seniorat angetreten, habe einmal ein Senior, aber nicht des Ministerii, denn es hätten damals Mehrere in Hamburg diesen Namen geführt (es war der damalige Senior des Domcapitels gewesen) in einem Kaffeehause mit einem Licentiaten der Rechte einen Wortwechsel gehabt, der in Thätlichkeiten ausgeartet wäre, in welchen wirklich der Senior als der Schwächere unterlegen sei, so daß sein Gegner ihm die Kniee auf die Brust gesetzt, bis endlich die Umstehenden sie aus einander gebracht. Natürlich sei diese Begebenheit wegen der angesehenen Stellung beider Männer längere Zeit Stadtgespräch gewesen, und der dabei anwesende Dreyer, ein berüchtigter Pasquillant, habe jene Satire darauf gemacht. Ihm, Goeze'n, sei die Sache gleichfalls bekannt geworden, aber da sie ihn im geringsten nichts angegangen, habe er sich nicht weiter darum bekümmert. Er mache aber jetzt diesen Angriff der Herren Aerzte selbst in Hamburg bekannt, zugleich mit der Widerlegung, damit möglicher Weise den schlimmen Folgen vorgebeugt werde; denn wenn diese Historie etwa von Leuten, die sie selbst glaubten oder sich stellten, als ob sie dieselbe glaubten, seinen Zuhörern erzählt würde, müßten solche nicht an ihm irre werden, müßte sie ihnen nicht einfallen, so oft sie ihn auf der Kanzel sähen? Würde die Vorstellung davon nicht allen Nutzen, den sie aus seinen Predigten haben könnten, niederschlagen? Weiter übergebe er diese Sache dem Herrn. Auch dieser Angriff werde vorüberrauschen, wie so viele andere. Er hoffe, daß seine Zuhörer dieses zu seiner Rechtfertigung Gesagte hinlänglich finden würden. Sie hätten sich ja bisher durch alle bittern, oft alle Grenzen der natürlichen Billigkeit und des bürgerlichen Wohlstandes weit überschreitenden Angriffe seiner Verläumder nicht an ihm irre machen lassen. ... Ich streite für die beste Sache. Denn die Sach und Ehr, Herr Jesu Christ, nicht mein, sondern die Deine ist. ... Ich fordere alle meine Widersacher auf, mir Stellen aus meinen Schriften zu zeigen, in welchen ich die Pflichten der Sanftmuth und der Liebe übertreten habe gegen die, welche aus Schwachheit von einem Irrthum übereilet wurden. ... Ich

fordere auch die argen Verführer und Feinde des Evangeliums auf, mir Stellen aus meinen Schriften zu zeigen, in welchen ich die Gesetze des Wohlstandes gegen sie übertreten habe. . . . So lange mir Gott Gnade verleihet, daß ich die von ihm empfangenen Gaben zu seinem Dienste anwenden kann, so lange werde ich von dem Wege, auf welchem ich bisher gewandelt habe, weder zur Rechten, noch zur Linken abweichen. Und ich habe zu meinem treuen Gott, der mich nun 67 Jahre bei meiner rechten Hand gehalten, das feste Vertrauen, daß er auch mir die Gnade verleihen werde, welche er den Aposteln verliehen, als welche fröhlich von des Rathes Angesicht gingen, daß sie würdig gewesen waren, um Jesu Christi willen Schmach zu leiden, und nicht aufhörten alle Tage im Tempel und hin und her in den Häusern zu lehren und zu predigen das Evangelium von Jesu Christo. Apgsch. 5, 41. 42".

Wollte man diese Berufung auf Sanftmuth und Wohlanständigkeit in seinen Schriften neben der Polemik, von der wir die Proben aus diesen gegeben haben, und die Zusammenstellung der Spottschriften, welche er sich zuzog, mit den Verfolgungen, welche die Apostel um Jesu Christi willen erduldeten, für Lästerung und Heuchelei halten, welche letztere ihm von seinen Gegnern vorgeworfen zu werden pflegte, so thäte man ihm vielleicht doch eben so Unrecht, als man mit Recht nichts Besseres als Handwerksphrasen darin erblicken wird. Hätte Herr Röpe aber nicht Goeze's Händel wegen der Nürnberger gel. Ztg. ganz mit Stillschweigen übergangen, obgleich sie ihm, wie seine Erwähnung der Strobel'schen Schrift beweist, bekannt waren, so würde er seinen Lesern auch nicht haben sagen können und dürfen, der angeführte „Angriff" der Nürnberger Aerzte „sei so boshaft und zugleich so völlig unmotivirt und vom Zaune gebrochen gewesen, wie es wol selten vorgekommen sein möge".

Wer, so wie Goeze, durch eigene Schuld und durch ein so maßloses als lächerliches Benehmen dem Publikum von Nürnberg in dortigen Blättern zum Schauspiel gedient, der hatte es gewiß nur sich selbst und nicht „den Feinden des Evangeliums" zuzuschreiben, daß man sich auf die angegebene Weise über ihn



lustig machte. Auch sorgte Goeze selbst dafür, daß die Nürnberger Aerzte ihren Spott mit ihm fortsetzen konnten. Er forderte sie nämlich in einem Briefe, welchen er noch in der Anrede an seine Zuhörer und Freunde vom 26. Aug. 1784 mit abdrucken ließ, auf, „in der Vorrede zum nächsten Bande selbst zu bekennen, daß sie durch falsche Nachrichten hintergangen wären, und die Leser zu bitten, die ihn betreffende Stelle, die ein Schandfleck ihres Buches bleibe, auszustreichen. Er aber bitte Gott, daß er ihnen diese Sünde nicht behalten wolle".

„Und was geschah", fährt Herr Röpe in seiner Erzählung fort, „nun weiter von Seiten der Herren Aerzte? Ihre Antwort lautete folgendermaßen:

P. P.

„„Wir wünschen Ihrem Brustgebäude Glück, daß der Unfall, dessen unser Handbuch gedenkt, es nicht getroffen hat. Die ganze Geschichte ist uns nicht aus Hamburg geschrieben worden, sondern wir haben sie schon vor neun Jahren aus dem Portefeuille eines Mannes zu copiren Gelegenheit gehabt, von dem wir nicht wissen, ob er noch lebt. . . . Unsre Bekanntmachung der Geschichte durch den Druck hat immer das Verdienstliche an sich, daß sie Ew. Hochwürden Anlaß gab, die Sache der Welt in ihrem wahren Lichte darzustellen und Ew. H. künftigen Biographen und uns von ihrem Werthe und Unwerthe zu belehren. . . .""

„Sie erklären hierauf, daß sie seine Bitte hinsichtlich des zweiten Bandes nicht erfüllen, im dritten aber diesen ihren Brief nebst Erklärung in die Vorrede aufnehmen und dadurch sich und ihm „„die anständigste Genugthuung"" verschaffen würden".

„Diesen Brief", setzt Röpe hinzu, „nebst seiner Antwort, die den Herren Aerzten ihr Unrecht ernst auseinander setzt, theilt Goeze im October 1784 auf wiederholte Anfragen seinen Zuhörern in einer neuen Zuschrift mit, zugleich aber hat er sich über eine noch schmachvollere Verleumdung zu beklagen, die ein charakteristisches Zeichen der literarischen Verhältnisse jener Zeit ist, und welche er gleichfalls abdrucken läßt". Dies ist die zu Anfang dieses Abschnittes von uns angeführte „Schilderung Goezes" durch Riesbeck. Goeze trug also so viel er konnte

dazu bei, das Hamburger Publikum auf seine Kosten zu unterhalten, und Röpe scheint uns zu irren, wenn er meint (S. 4), jener habe durch diese Bekanntmachungen den Fluch der Lächerlichkeit, den besonders ein gewissenhafter Geistlicher mehr als alles zu scheuen habe, von sich abgewandt. Er kann ihn nur dadurch vermehrt haben.

Herr Röpe sagt noch am Schlusse seines ersten Hauptstücks: „Wir hoffen Goeze im Großen und Ganzen rechtfertigen zu können. Im Einzelnen ihn als tadellos hinzustellen kommt uns nicht in den Sinn". Dies widerspricht aber ganz und gar dem Begriff der Rettung, wie ihn auch Lessing in jenen Rettungen faßt, auf welche Herr Röpe sich wiederholt beruft; in welchen jener entweder bedeutende Männer von Anschuldigungen reinigt, die, wenn gegründet, sie ganz um Ehre und Achtung bringen müßten, wie den Horaz und Cardanus, oder Personen im Einzelnen vertheidigt, die im Großen und Ganzen nicht zu rechtfertigen sind, wie den Cochläus; denn wer gerechtfertigt werden kann, bedarf nicht, daß er gerettet werde. Weil er Goeze im Großen und Ganzen rechtfertigen wollte, hat Röpe sich nicht blos des nicht zu rechtfertigenden Mittels bedient, absichtlich große Lücken zu lassen und Worte und Thatsachen aus ihrem Zusammenhange zu reißen, sondern dies ist auch der Grund geworden, warum er übel ärger gemacht hat, oder warum seine Schrift nicht einmal das hält, was ihr Titel verspricht. Wir wollen deshalb die Beiträge zur Rettung Goeze's, welche wir schon bisher gebracht haben, wiederum um einen vermehren.

Goeze zeigt sich nämlich, ungeachtet aller Blößen, die er sich, wie immer, gibt, auch in den Streitschriften wider Weber, Döberlein und Strobel als „einen in Betracht seiner Kenntnisse gar nicht unebenen Mann" oder bestätigt auch hier das auf eins hinauslaufende Urtheil von Thieß, „daß er hin und wieder in der Kirchen-, zunächst der Reformationsgeschichte, aber nicht durchaus, bewandert gewesen sei." Daß ihm nur ein solches eingeschränktes Lob ertheilt werden konnte, daran war unstreitig die Heftigkeit seiner Polemik und der ihn beherrschenden Vorurtheile Schuld, welche alle Wahrheitsliebe in ihm erstickten, ihn jeder Umsicht und Vorsicht vergessen ließen. Eine Mit-

schuld an der Seichtigkeit und Ungründlichkeit seiner Schriften mag auch auf den Leichtsinn kommen, welcher mit aller Viel- und Schnellschreiberei nothwendig verbunden ist, besonders bei einem Manne, der den größten Theil seiner Zeit von Rechtswegen auf Amtsgeschäfte verwenden soll. In dieser Hinsicht rechnen wir ihm nicht wie Röpe als Lob, sondern als Tadel an was Wendeborn in den Erinnerungen aus seinem Leben noch über ihn sagt: „Er schrieb mit großer Leichtigkeit, und wenn er mir zu Zeiten etwas zeigte, das zum Druck bestimmt war, so schien er darauf stolz zu sein, daß in seinem Aufsatze, der, so wie er aus seiner Feder kam, in die Druckerei ging, auf mancher enggeschriebenen Seite nicht ein Wort ausgestrichen oder geändert war".

Wie Lessing über eine solche Leichtigkeit zu schreiben urtheilte, hat er in Beziehung auf seinen Jugendfreund Mylius schon frühzeitig öffentlich ausgesprochen. „Nachdem", sagt er im Jahre 1754 (IV, 490) „Mylius einmal den Entwurf (zu einem Lustspiel in Versen und drei Aufzügen) gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. So lange er damit beschäftigt war, habe ich ihn, seiner Geschwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; sobald er aber fertig war, und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ". Ueber Goeze ruft Lessing aus: „Wie mag der Mann predigen, wenn er so schreibt!"

Lessing machte es daher auch nicht wie Mylius und Goeze, und nächst seinem Genie und Talent gehört der Fleiß, welchen er auf seine Schriften verwandte, zu dem, was sie unsterblich gemacht hat. In seinem „litterarischen Nachlaß" ist dies recht augenscheinlich, unter andern wird in seinen Werken (XI, b, 63) ein Beispiel daraus mitgetheilt, wie er einen kleinen Satz fünfmal geändert und umgeschrieben hat.

Unter den Kenntnissen, welche Lessing bei Goeze wahrnahm, steht wol die Bücherkenntniß oben an. Auch hatten beide die Liebhaberei an alten und ersten Ausgaben mit einander



gemein. Wie Lessing für die Bibliothek, welche er sich in Breslau anschaffte, nach den ersten Abdrücken der lateinischen und griechischen Autoren getrachtet hatte*), so hub er in seinem Tagebuch „Götze's vortreffliche Sammlung besonders von den ersten Ausgaben von Luthers Bibelübersetzung" hervor. Darauf hatte Goeze sich aber nicht beschränkt, sondern zum Beweise, wie wohl gesattelt er war, den Irrthum, aus welchem Weber's erste Schrift hervorgegangen, sogleich zu erkennen und zu berichtigen, sagt er in seiner angeführten Gegenschrift, S. 7: „Ich habe seit vielen Jahren auf die ersten und merkwürdigsten Ausgaben dieses (des Augsburg'schen) Glaubensbekenntnisses ein aufmerksames Auge gerichtet und bin auch so glücklich gewesen, die meisten davon zu erhalten. Ich wil die vornehmsten davon anzeigen. Ich besitze" u. s. w.

Noch ein Beweis der Liebhaberei Goeze's an seltenen Büchern liegt vor, welchen wir, da Röpe derselben, obwohl sie Goeze'n doch nicht zur Unehre gereicht, gar nicht erwähnt, gleichfalls mittheilen wollen. In der Vorrede zu seiner zweiten (eigentlich dritten) Schrift zur Vertheidigung des Complutensischen griechischen Neuen Testamentes gegen Semler (von 1769) sagt er: „Ich für meine Person bin über diese Streitigkeit sehr vergnügt und glaube meine daran gewandten Nebenstunden nicht verloren zu haben, theils, weil ich dadurch veranlaßet worden, eine Art von Wissenschaften mit mehrern Fleiße zu treiben, als ich sonst wol würde gethan haben, welche so nützlich als angenehm ist, theils, weil mich solches auf schätzbare Ausgaben der Bibel und auf seltene kritische Schriften zu einer Zeit aufmerksam gemacht hat, da auswärts in einer kurzen Zeitfolge so viele große Bibliotheken, worin dergleichen befindlich waren, öffentlich verkauft worden, als sonst wol in vielen Jahren nicht vorfallen. Daher denn der angenehme Anblick meiner, der Zahl nach zwar kleinen, aber dem Werthe nach wichtigen Bibelsammlung und der Vorrath merkwürdiger und zum Theile seltener zur Kritik des N. T. brauchbaren und unentbehrlichen Schriften, welche ich dieser Streitigkeit vornemlich zu danken habe, das Unangenehme und

*) Lessings Leben von seinem Bruder, I, 267 f.

die mühsame Arbeit, welche damit verbunden gewesen, weit überwieget".

Die Selbstgefälligkeit, womit sich Goeze über jede neu erworbene Bibelausgabe in der Ziegra'schen Zeitung, über deren Raum er nach Belieben verfügte, weitläuftig zu verbreiten pflegte, kann zu seinen harmloseren Eigenschaften gerechnet werden, und sein großer Gegner, dessen Adlerblicke keine von Goeze's Schwächen entging, würde sie ihm schwerlich vorgerückt haben, wenn er sich nicht auch gegen ihn seiner Bücherkenntniß überheben zu dürfen geglaubt hätte.

„Ich besitze", hatte Goeze im „Zweyten Stück" von „Lessing's Schwächen" zu Lessing's Belehrung u. a. gesagt, „ein sehr seltnes hierher gehöriges Buch: Sanctuarium profanis occlusum sive de S. S. Bibliorum prohibitione in lingua vulgari, seu vernacula, tractatus, Gallice primum conscriptus! Anno 1651. a Do. Nicolao le Maire, S. S. Theologiae Licentiato in facultate Parisiensi, consiliario, Eleemosinario et Praedicatore Regis Christianissimi etc. Nunc latine prodit in Germania. Herbipoli. MDCLXII. 4."

„Dieses Buch", entgegnet ihm Lessing im „Theologischen Nachlaß" (XI, b, 161), „sehr selten? wer sagt denn das? noch habe ich es in keinem Verzeichnisse seltener Bücher gefunden; so gemeine Schwarten dergleichen Verzeichnisse auch sonst mit aufzuführen pflegen. In unserer Bibliothek ist es zweimal; und ich habe es in meinem Leben wohl an zwanzig Orten gesehen. Es ist schon wegen der Titel-Vignette so berüchtiget. Es ist in Deutschland gedruckt; ein berühmter lutherischer Gottesgelehrter hat dawider disputirt: und soll gleichwohl sehr selten sein! Ein sehr seltnes Buch, das so bekannt ist! Allenfalls könnte das französische Original in Deutschland so heißen: aber die lateinische Uebersetzung, die in Würzburg ans Licht getreten! — Doch der Litteratoren haben bereits mehrere die Eitelkeit des Herrn Hauptpastors belacht, welche alle Bücher, die ihm die gnädige Vorsehung Gottes zufließen lassen, als selten stempelt" u. s. w.

Außer an seinen Büchern hatte Goeze große Freude an seinem Münzcabinet, und Thieß räumt ihm ein, „in diesem zu



Hause gewesen zu sein". Goeze sagt in seiner letzten Schrift*): „Ich muß, wie wir alle, Stunden der Ruhe und der Erquickung haben: und diese finde ich in meiner Bibliothek, Bibel= und Münzsammlung, welche letzte ich vornemlich meinem lieben und einzigen Sohne zum Besten angeschaffet habe, um seine Neigung zur Historie dadurch desto besser zu unterhalten".

*) Joh. Melch. Goezens Protestation gegen das von dem Herrn Verfasser der Gallerie der Teufel (A. F. Cranz) ihm beygelegte zweydeutige und schmähende Lob. Hamb., 1785.



Dritter Abschnitt.

Ueber Goeze's und Lessing's Stellung zur Orthodoxie und Aufklärung.

Mit der Unzuverlässigkeit und Lückenhaftigkeit, wie wir sie isher kennen gelernt, gehen die Widersprüche in der Darstelung Röpe's Hand in Hand. Gleich im ersten Hauptstück seiner Schrift sucht er die Schuld an „Goeze's bösem Leumund" von Goeze auf andere zu schieben. „Ist's ein Wunder," sagt er S. 10, „daß ein Mann wie Goeze allmählich einen immer ssseren Namen bekommen hat, ganz abgesehen von dem Recht der Unrecht, was er in seinen Kämpfen gehabt haben mag? Denn beide angeführten Verläumdungen, sowohl die der Aerzte, s die des reisenden Franzosen, haben doch mit seiner religiösen nd kirchlichen Stellung im Wesentlichen nichts zu schaffen, sie ruhen allein auf Stadtgeträtsch oder Zeitungsklatsch. Und ur insofern hat seine kirchliche Richtung damit zu schaffen, als e Ungläubigen sich eine Lust daraus machten, dem eifrigen ertreter der evangelischen Wahrheit eins anzuhängen".

Wir haben vielmehr nachgewiesen, daß Goeze seinen immer sseren Namen keineswegs ganz abgesehen von seinem Recht der Unrecht in seinen Streitigkeiten bekam, und wenn nicht os Ungläubige, sondern auch Andersgläubige „dem eifrigen Vertreter der evangelischen Wahrheit eins anzuhängen" suchten, o rührte dies daher, daß er weder mit dem rechten Eifer, noch ie rechte evangelische Wahrheit vertrat. Wie sehr er dieser eschadet, wie sehr sich selbst, in Hamburg, wie nach außen, nehr und mehr um alles persönliche Ansehen gebracht habe, eht auch aus der weitern Bemerkung Röpe's hervor: Die Freywilligen Beyträge zu den Hamb. Nachrichten aus dem

Reiche der Gelehrsamkeit" oder die sogenannte „Schwarze Zeitung" seien ein wohlredigirtes höchst interessantes Blatt gewesen, das den damaligen Aufklärern ihre Abgeschmacktheiten, Selbstwidersprüche, Unduldsamkeit und Verläumdungen kräftig nachweise, die wichtigsten theologischen und religiösen Schriften recensire, aber auch auf andere literarische Gebiete Rücksicht nehme und den damaligen Dichtern, nicht blos einem Dusch und Heinse, sondern auch mitunter einem Wieland, Bürger und Goethe ihre Unsittlichkeit und Frivolität eindringlich zu Gemüthe führe, überhaupt vom Standpunkt des Christenthums aus alle wichtigen litterarischen Erscheinungen beurtheile. Das habe natürlich einen beständigen Kampf gegen die Götzen des Tages, gegen die Heroen der Aufklärung veranlaßt; daher jene Schmähungen auf die „Schwarze Zeitung". . . . In dieses Blatt habe Goeze seine Mittheilungen über seine Bibelsammlung, nicht selten auch seine Urtheile über theologische Streitigkeiten und Bücher und seine Rechtfertigungen einzusenden gepflegt. Vielleicht sei das im Grunde nicht weise gewesen, denn wenn er auch dadurch in Hamburg wohl seine Leser gefunden, für Auswärtige habe es ihm nichts geholfen, denn außerhalb Hamburgs schienen diese freywilligen Beyträge wenig Einfluß gehabt zu haben.

Den scheinen sie aber auch innerhalb Hamburgs nicht gehabt zu haben, denn Röpe setzt hinzu: „Und selbst in Hamburg machten die Satiren und Pasquille eines Dreyer mehr Eindruck, als alle Goeze'schen Rechtfertigungen in den freywilligen Beyträgen". Sollten denn diese freywilligen Beyträge und Goeze's Rechtfertigungen in denselben, wovon wir Beispiele in der Schlosser'schen Sache kennen gelernt, nicht mit Schuld daran gewesen sein, daß Goeze nicht einmal in Hamburg selbst gegen den, wie er ihn nennt, „berüchtigten Pasquillanten" Dreyer oder gegen einen Mann aufkommen konnte, dessen in Lessing's Schriften und Briefen kein einziges mal Erwähnung geschieht, und von welchem Thieß erzählt, „er habe eine Tracht Schläge willig" für den bekannten Schabernack „hingenommen", den er Goeze'n durch einen Fremden gespielt?

Ferner schiebt Röpe die Schuld an „dem Zerrbilde, in welchem Goeze's Persönlichkeit jetzt vor der Welt dastehe", auf Thieß, Blumauer u. a. m. Thieß' einzelne Angaben möchte er

ohne Unterschied als werthlos und unbrauchbar hinstellen und behauptet, derselbe „werfe Goeze'n durchaus nichts anderes vor, als seine Orthodoxie, und meine mit diesem Vorwurf genug gesagt zu haben, um ihn verächtlich zu machen". Hat sich auch ein Mann wie der fromme Matthias Claudius gegen Goeze erklärt und, nach Röpe's Behauptung, „viel zur Verbreitung des bösen Namens beigetragen, in welchem Goeze noch immer bei der Nachwelt stehe", so weiß er sich sogleich dadurch zu helfen, daß Claudius im Jahre 1772, wo er im Katechismusstreit „es doch mit Alberti gegen Goeze halte"*), „noch zu keiner klaren Erkenntniß durchgedrungen gewesen", und daß er „später über Goeze und seine Schriften gewiß anders geurtheilt hätte". Doch widerspricht Röpe dieser seiner Voraussetzung, indem er zugleich bemerkt: „noch am 19. April 1778, während des Streites über die Fragmente, schreibe Lessing an Claudius einen herzlichen Dank für die Art, wie dieser in dem Gespräch mit dem Kaiser von Japan**) seiner gedacht habe". Warum erwähnt er aber nicht, daß Claudius es hier auf ähnliche Weise mit Lessing hält, wie früher mit Alberti, und, ohne darum auf Lessing's Seite zu stehen, über die Herausgabe der Fragmente und Lessing's Gegensätze in einem ganz andern Geist und Sinne urtheilt, als damals Goeze und jetzt Röpe, so daß Claudius auch im Jahre 1778 noch nicht zu der Erkenntniß der beiden letztern durchgedrungen gewesen sein kann.

Nachdem er diesen falschen und abschüssigen Weg zur Rettung Goeze's von vornherein eingeschlagen, mußte Röpe sofort zu seinen Angriffen auf Lessing übergehen, durch welchen das Zerrbild, welches Goeze's Feinde von diesem entworfen, nicht nur bestätigt, sondern auch auf die Nachwelt gekommen und in neuere Schilderungen, über welche Röpe sich beschwert, wie in die von Schwarz***), übergegangen war.

„Doch genug", sagt er S. 23 f., „von solchen Anführungen. Wir haben hinlänglich dargethan, wie sich gegen Ende des Lebens Goeze's und bis in unsere Tage hinein die gelesensten Schriftsteller nicht gescheut haben, alles Böse von ihm zu sagen. . . .

*) Matthias Claudius' W. W. 4. Aufl., I, 78—91.

**) II, 62 f.

***) G. E. Lessing als Theologe dargestellt von Carl Schwarz, Halle, 1854.



Größtentheils gründen sie sich aber ohne Zweifel blos auf Lessing. Dieser hatte nun einmal im Fragmentenstreit die Sache des damaligen Zeitgeistes verfochten, er hatte einen scheinbar vollständigen, einen unbestrittenen Sieg über Goeze davon getragen und stand durch seinen bald darauf erfolgten Tod in der Verklärung, die jeden großen Verstorbenen in den ersten Zeiten nach seinem Hinscheiden umgibt, desto verherrlichter da. . . . . Lessing hatte in den Augen der Zeitgenossen gegen Goeze recht behalten, und dabei ist es bis heute geblieben".

Und dabei, glauben wir, wird es auch ferner verbleiben.

„. . . Goeze's Gegenschriften aber kennt niemand, liest niemand, und wo man einmal ein Wort von ihm hört, ist's durch den Mund seines Gegners. Ist's ein Wunder, daß Goeze in der Gestalt vor den Augen des deutschen Volkes stehen geblieben ist, wie Lessing ihn dargestellt hatte? Daß der große Mann sich in der Hitze des Streites auch habe können zu weit fortreißen lassen, daß er möglicherweise auch könne dem Gegner Unrecht gethan haben, das fiel niemandem ein". Aber daß dies niemandem einfiel, sollte denjenigen, dem es noch heute einfällt, zu um so größerer Vorsicht ermahnt haben, und sein Einfall müßte, wenn er sich als richtig erwiese, um so mehr Ehre bringen.

Zumal Herrn Röpe, der sich als Hamburger, wie er ausführlich erzählt, noch ganz besonders von frühe eingesogenen Ueberlieferungen frei zu machen hatte.

Mit Beziehung hierauf bemerkt er S. 25: „Auch ich bin . . . mit der schlimmsten Meinung von Goeze aufgewachsen und Jahre lang in diesem Vorurtheil befangen geblieben, selbst nachdem ich schon längst zu der Erkenntniß gekommen war, daß die Sache, die er vertheidigt, die Sache der Wahrheit des Evangeliums und der lutherischen Kirche, eine gerechte gewesen sei. Aber die Autorität Lessing's war mir zu mächtig". Mit andern Worten: Herr Röpe nahm noch an, daß sich auch eine gerechte Sache auf verkehrte Weise auffassen und vertheidigen lasse, und daß Lessing nicht darum zugleich ein Gegner der Wahrheit des Evangeliums und der lutherischen Kirche gewesen sein müsse, weil er ein Gegner Goeze's war.

„Da fiel mir vor etwa zwanzig Jahren ein Convolut von Goeze's Schriften in die Hände. Wie erstaunte ich, ihn

nun ganz anders zu finden, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Seitdem habe ich seinen Schriften, seiner Persönlichkeit, seinen Streitigkeiten und seinen Lebensverhältnissen eine fortgesetzte eingehende Aufmerksamkeit gewidmet und bin immer mehr und mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß seine Zeit ihm himmelschreiend unrecht gethan habe, und daß unsre Zeit es ihm noch thue".

Hieran knüpft er sogleich eine Betrachtung, die das Goeze'n zugefügte Unrecht wenigstens erklärlich machen oder ihm das „Himmelschreiende" nehmen würde: „Seine Zeitgenossen haben den Mann zuletzt gar nicht mehr verstanden und konnten es auch nicht, denn das Geschlecht hatte sich geändert, und er war stehen geblieben; das ist die Lösung des Räthsels".

Er stellt aber in demselben Athem wieder in Zweifel, daß dies die Lösung des Räthsels sei, denn er fährt fort: „Aber das ist allerdings dabei die Frage, ob er mehr recht gethan mit seinem Stehenbleiben oder seine Zeit mit ihrem Fortschreiten".

Diese Frage läßt nun Herrn Röpe keine Ruhe. Auf der einen Seite, nein, in der einen Zeile gibt er Goeze'n Recht, in der andern Unrecht. Schon vor den zuletzt angeführten Stellen schildert er die Hamburger Zustände in der Goeze'schen Zeit und findet (S. 14) in denselben „den Beweis", daß in dem damaligen Hamburg Goeze's unausgesetzter Kampf wider heterodoxe Lehren, zu dem ihn die doch noch dabei bestandene „äußere kirchliche Sitte" aufgefordert habe, „zur Thorheit, sein Sieg zur Unmöglichkeit geworden war". S. 25 ff. sucht er ihn wieder, wenn auch nicht von aller Thorheit, doch von allem Unrecht rein zu waschen. „Goeze's Zeitalter", sagt er, „suchte aber seinen Fortschritt in dem, was von Christo und seinem Evangelium abführt. ... Die Aufklärer im vorigen Jahrhundert wollten eine Freiheit von der Autorität Gottes und seines Gesalbten. . . . Gott dagegen wollte eine Umgestaltung und Neubelebung des in Dogmen und Formeln erstarrten religiösen Lebens. . . . Wir können schon jetzt mit großer Klarheit erkennen, welchen Segen die antichristliche Richtung des vorigen Jahrhunderts der christlichen Kirche gebracht hat und noch täglich bringt. ... Zu beklagen sind jedoch in einer solchen Zeiten-

wende diejenigen Menschen, die durch Lage, Gesinnung oder Amt den Beruf haben, als Vertreter und Verfechter des Bestehenden gegen die Neuerer vor den Riß zu treten, sie haben den großen Schmerz, zu erfahren, wie das unberechtigte Neue gegen das berechtigte Alte einen zunächst beklagenswerthen Sieg gewinnt".

Aber war dieses berechtigte Alte in Dogmen und Formeln erstarrt, wollte Gott, was Goeze nicht wollte, eine Neubelebung desselben, so hatte es unstreitig auch von seiner Berechtigung eingebüßt, so konnte das Neue, was ihm gegenübertrat, zwar gleichfalls sehr unvollkommen, aber nicht ohne alle Berechtigung sein. So stellt Herr Röpe es aber dar. Zwischen Neuem und Neuem nimmt er keinen-Unterschied an. Alles Neue ist ihm gradezu das Böse, dessen sich eine höhere Macht bedient, um auf wunderbare Weise lauter Gutes daraus hervorgehen zu lassen. „Die Aufklärer", sagt er, „im vorigen Jahrhundert wollten Autonomie des menschlichen Gelüstens, was sie mit dem schönen Namen Denkfreiheit, Aufklärung, vernunftmäßiges Christenthum bezeichneten. Aber der im Himmel wohnt, lacht ihrer. . . . Sie wollten die Kirche Christi stürzen, Er wollte, wie jetzt am Tage liegt, dieselbe erneuern. . . . Es hat mitten unter dem abgefallenen Geschlecht eine jugendliche Erneuerung der Theologie und des kirchlichen Lebens, besonders aber der gläubigen Hingabe an das Evangelium begonnen, welche, wenn auch mannigfach gehemmt, noch häufig wenig erstarkt, noch großer Läuterung bedürftig, doch zu den frohesten Aussichten berechtigt auf eine frische Gestaltung des alten ewigen Christenthums im kommenden zwanzigsten Jahrhundert. Aber zu dem Ende mußte der Herr den Gegnern eine kleine Weile einen scheinbaren Sieg gewähren. . . . Das Recht muß schimpflich unterliegen. . . . Das Böse siegt und wird gepriesen, wir sehen nicht, daß es nur einem Neuen und Bessern erst Raum machen soll und dann Platz machen wird. Da gilt's den Glauben an die wunderbaren Wege Gottes nicht zu verlieren. „„Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen nicht an dir verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, selbst wenn deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die grade ist. Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mit-

zunehmen! so viel Seitenschritte zu thun!"" Lessing's stl. Schr. X, 325" (die Erziehung des Menschengeschlechts §§. 90 u. 91).

Zu den Gegnern nicht blos Goeze's, sondern Gottes und des Christenthums, gegen welche Herr Röpe mit so vieler theologischer Salbung zu Felde zieht, gehört ihm auch Lessing; wenn er daher Worte Lessing's nichtsdestoweniger gegen Lessing kehrt, so rechtfertigt sich dies dadurch, daß Lessing ein Heuchler oder, nach Röpe's Worten, S. 34, nicht „ganz frei von allem Hineinphantasiren in einen Glauben" war, „der mit seiner sonstigen Bildung und Weltbetrachtung in schreiendem Widerspruch stand". Das „Schreiende" herrscht überhaupt bei Herrn Röpe vor, und auch dieser Lessing gemachte Vorwurf, von welchem Schwarz*) Goeze'n im Gegensatz zu „unseren" an „falscher Geistreichigkeit" und an „Selbstbelügungen" leidenden „Modern-Gläubigen" freispricht, würde „schreien", wenn Herr Röpe sich nicht in eine Ansicht über Lessing hineinphantasirt hätte, von welcher wir annehmen wollen, daß sie mit seiner sonstigen Bildung in vollkommenem Einklange stehe. Aus ihr gehen fast von der ersten Seite seines Buches an seine Ausfälle auf Lessing hervor und werden durch die Lobeserhebungen, mit denen sie abwechseln, nicht erträglicher.

„Gegen Goeze", sagt er S. 18, „meinte man sich alles erlauben zu dürfen, was ihn verkleinern konnte, wenn es auch zu seiner Persönlichkeit nicht im geringsten paßte". Ob und inwieweit dies wahr, haben wir gezeigt und werden ferner es zu zeigen Gelegenheit haben; aber Herr Röpe verschafft Goeze'n dadurch Genugthuung, daß er sich alles zur Verkleinerung Lessing's erlauben zu dürfen meint, wenn es auch zu dessen Person, Leben und Schriften im geringsten nicht paßt. Er will, scheint's, auf Lessing's Kosten das Unrecht wieder gut machen, welches er sich selbst gegen Goeze zum Vorwurf macht. Er erzählt nämlich, S. 20, daß er in dem Winter vor seiner Confirmation mehr die travestirte Aeneide Blumauer's, als die Bibel gelesen habe. Er führt aus jener die Strophen an, worin auf den Goeze-Lessing'schen Streit über die „Fragmente Von einem Fechthandschuh, womit Ein wackrer Ringer dem Alcid Den Kopf einst einge-

*) A. a. O. S. 127 f.

schlagen" angespielt werde, und fügt hinzu: „Erst längere Zeit nachher habe ich durch Gottes Gnade erkannt und glauben gelernt, daß der von dem spottenden Dichter als Alcides bezeichnete Sohn des höchsten Gottes, den ich im falschen Wahn meiner Zeit hatte zu den Todten werfen gelernt, doch weder von Reimarus, noch von Lessing erschlagen sei".

So viel hatte nicht einmal „der spottende Dichter" auf Lessing gebracht, sondern durch diesen nur Goeze'n („Ein Ochs, der in Hammonien Gern Apis werden möchte, Berühmt in dem polemischen Gelehrten Stiergefechte" u. s. w.) mit „Einem Schlag auf seinen dicken Kopf" zu Boden werfen lassen. Und auch über Reimarus hatte Blumauer das nicht gesagt, was Röpe ihn sagen läßt, denn bei Blumauer heißt es: „Von einem Fechthandschuh, womit Ein braver Ringer den Alcid Einst vor den Kopf geschlagen", was doch immer weniger sagt, als „Dem Alcid den Kopf einst eingeschlagen", wie Röpe die Worte, um ihnen den schlimmsten Sinn zu geben, abändert.

S. 24 wird behauptet: „Lessing's Schriften sind das Arsenal geworden, aus welchem im ersten Drittheil dieses Jahrhunderts der Rationalismus vornehmlich seine Waffen entlehnte, mit welchen derselbe die schwachen Reste alter Orthodoxie aus dem vorigen Jahrhundert und die schwachen Anfänge neuer christlicher Erweckung seit Schleiermacher's Auftreten, besonders seit dem Harmsischen Thesenstreit zu bekämpfen suchte".

Daß dies nicht wahr sei, weiß jeder, der den Unterschied zwischen Rationalismus und Rationalismus und den wohlthätigen Einfluß Lessing's auf Schleiermacher selbst und auf tiefere Rationalisten nicht nur, sondern auch auf einsichtigere Orthodoxen kennt. Ist und wird mit Lessing's Schriften von Seiten seichter Aufklärer fortwährend Mißbrauch getrieben, so ist das zum Theil die Schuld der beschränkten Köpfe, die ihn mit jenen in Eine Klasse werfen. Was aber der ganz grundlose Vorwurf, der einen Lessing zum Vater oder zur Stütze des sogenannten vulgären Rationalismus macht, dessen Gegner er stets war und stets blieb, im Munde Röpe's bedeute, geht aus dem Commentar hervor, womit dieser die Worte Schwarz's*): „Goeze fühlte

*) A. a. O., S. 129.

wohl durch, daß eine neue Zeit im Anzuge sei," begleitet, S. 38: „Ja die Zeit der französischen Revolution, der Königsmorde, der Guillotine, der Noyaden und Füsilladen, welche uns den Napoleonischen Despotismus und die entsetzlichste Schmach des Vaterlandes gebracht; ferner die Zeit des Wegscheider-Röhr'schen Rationalismus" u. s. w.

Ein Glück für den letztern, daß er nicht, wie die Goeze'sche Orthodoxie, der französischen Revolution vorausging; sonst hätte er ganz gewiß verdient, mit guillotinirt zu werden. Wie viel mehr aber Lessing, wenn er nicht rechtzeitig gestorben wäre. Und doch kann grade Herr Röpe Lessing's wieder am allerwenigsten entbehren, um seinen Goeze zu „retten". Einer andern Bemerkung Schwarz's: „Goeze stürzte sich blindlings auf alles, was der altlutherischen Dogmatik in den Weg kam, in diesen engen Gesichtskreis nicht hineinpaßte", setzt er nämlich die Bemerkung entgegen: „Ganz eng ist der Gesichtskreis der lutherischen Dogmatik nun eben nicht;"

(Aber das hat ohne Zweifel Schwarz auch nicht behaupten wollen und zwischen der lutherischen Dogmatik an sich und der Gestalt, die sie in dem Haupte des Hauptpastors Goeze angenommen hatte, unterschieden.)

„Lessing wenigstens bekennt von ihr, er wisse kein Ding in der Welt, woran sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte".

Aehnliches wiederholt Herr Röpe mehr als einmal. „Den Kämpfern der Reformationszeit", sagt er S. 41 ff., „kam blos darauf an, zu ermitteln und ins Licht zu stellen, was eigentlich wahres Christenthum, was, objectiv genommen, der rechte christliche Glaube sei. . . . Die heilige Schrift war den Evangelischen . . . reinster Quell des Glaubens und einzige Regel der Lehre, und darum war ihr vornehmstes Ziel, aus den biblischen Büchern den wahren Inhalt des christlichen Glaubens zu ermitteln. Sie haben es sich um diesen Zweck sauer werden lassen, unsre Väter, sie haben ein gewaltiges Kapital von Fleiß und Gelehrsamkeit, sie haben eine unermeßliche Geistesarbeit daran gewendet. Wie ihnen denn ein Lessing, der wohl wußte, was Geistesarbeit heißt, das Zugeständniß gemacht hat, er kenne kein Ding in der Welt, an

welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr geübt hätte, denn an dem orthodoxen System. . . . Und das Streben dieser Orthodoxen ist auch nicht vergeblich gewesen. Die gewaltige theologische Geistesarbeit des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts hat eine Entwicklung und eine Construktion des biblischen Lehrbegriffs zu Tage gefördert, welche uns über den Inhalt der biblischen Lehre im Wesentlichen keinen gerechten Zweifel mehr übrig läßt, . . . wir wagen . . . getrost die Behauptung, daß die Frage nach dem Lehrinhalt der heiligen Schrift in jenen Jahrhunderten im Wesentlichen ihre Lösung gefunden habe. Die evangelischen Kirchen erkennen das, natürlich unter Vorbehalt ihrer confessionellen Unterschiede, vollkommen an, die Katholiken leugnen nur, daß die heil. Schrift ohne die Tradition zur völligen Darstellung des Christenthums genügend sei; wiefern Lessing unsrer Behauptung beistimmt, haben wir schon angeführt und werden es ferner anführen; ein scharfsinniger Heide oder Jude, der den Inhalt unsrer symbolischen Bücher mit der heil. Schrift vergliche, würde sicher denselben das Concordat nicht versagen".

Aber auch dem scharfsinnigsten würde es unmöglich sein, in diesen Worten Röpe's eine Uebereinstimmung desselben mit sich selbst zu entdecken; denn die lutherische Orthodoxie des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts wird ihm im Handumdrehen zu einer im Wesentlichen übereinstimmenden Orthodoxie „der beiden evangelischen Schwesterkirchen", den Katholiken steht „nur" die Tradition im Wege, um sich in dieselbe einschließen zu lassen, Lessing, der ebenfalls eine Tradition in der christlichen Kirche und ihre Bedeutung für diese anerkennt, stimmt Herrn Röpe bei, und dieser vertheidigt gegen ihn einen Goeze, den jeder Schritt und Versuch, Lutheraner und Reformirte einander, geschweige beiden die Katholiken näher zu bringen, in Feuer und Flamme versetzte!

„Doch dem sei wie ihm wolle", fährt Herr Röpe unmittelbar nach dem zuletzt Angeführten fort, d. h. dem sei auch anders, „von Seiten der Gegner Goeze's, insbesondere von seinem neuesten Bekämpfer, Herrn Schwarz, ist mindestens trotz aller sonstigen Anfechtung der Einwurf nicht erhoben worden, daß Goeze's System aus der Bibel widerlegt werden könne".

Goeze's System fiele also mit dem noch unbekannten, aber als unwiderleglich vorausgesetzten des Herrn Röpe zusammen, und „der enge Gesichtskreis", von welchem Schwarz redet, müßte das lutherische System selbst treffen, nicht aber das lutherische System Goeze's, dessen dogmatischen Gesichtskreis Lessing für so eng hielt, daß er ihm zurief: „Sie, Herr Pastor, ... Sie, der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind!"

Unmöglich können daher auch jene Worte Lessing's, auf welche sich Röpe zur Empfehlung seiner Goeze'schen Orthodoxie beruft, ohne sie an diesem Orte näher anzuführen, der letzteren zu gute kommen. Der „lutherischen" Orthodoxie wird gar darin nicht gedacht, sondern der „Orthodoxie" im Allgemeinen und „unsers alten Religionssystems"; von diesem sagt Lessing: „er wisse kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte". Daß Lessing dasselbe aber nicht erst im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, sondern lange vor der Zeit, in welcher die katholische Kirche ihren endlich die Reformation Luther's hervorrufenden Mißbrauch mit der Tradition trieb, entstanden und begonnen sein läßt, das ist bekannt und dem wahren lutherischen Geiste gemäßer, als jenes System, wie ein heutiger ultramontaner Katholik mit den Satzungen des Tridentinischen Concils, oder, wie ein Goeze'scher Lutheraner, mit der Kloster Bergischen Concordienformel zu verwechseln und abzuschließen.

Aber dies scheint Herr Röpe auch wieder in solchem Grade anzuerkennen, daß man glauben sollte, er hätte bei nur einiger Folgerichtigkeit für Lessing gegen Goeze Partei ergreifen müssen. Er gesteht, S. 43 f.: „Wer wollte indeß leugnen, daß sich die Sünde des menschlichen Herzens auch in den theologischen Streitigkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts aufs mannigfaltigste bethätigt habe, indem dieselben nicht selten eine höchst unerquickliche Gestalt annahmen; wer möchte entschuldigen" (Herr Röpe thut es sogleich nach dieser Stelle) „was der fromme Melanchthon die rabies theologorum *) nennt. Williger es Ein-

*) Unter den causis, cur minus abhorreas a morte (den Gründen, warum man sich weniger vor dem Tode zu scheuen brauche) nannte Melanchthon kurz vor seinem Tode auch den: Liberaberis a rabie theologorum (man werde durch den Tod von der Wuth der Theologen erlöst werden).

gehen auf die Ansichten des Gegners würde allerdings manchen Streit, der doch im Grunde nur ein Buchstabenstreit war, manche kirchentrennende und der wahren Frömmigkeit nachtheilige Spaltung verhindert haben".

Diese Sprache würde, wie wir nur beiläufig bemerken wollen, da sie philippistisch und kryptocalvinistisch klingt, von Goeze, wenn er sie hören könnte, Herrn Röpe sehr verübelt werden, wir dürfen daher nicht verschweigen, daß dieser, um es wo möglich mit durchaus niemandem zu verderben, sich an andern Stellen seiner Schrift wieder anders ausspricht. Bedeutender ist aber folgendes Zugeständniß: „Mag auch, eben weil dieser Inhalt" (der christlichen Lehre) „göttlich, folglich nimmer ganz begreiflich ist, den kommenden Jahrhunderten der christlichen Kirche noch genug zu thun übrig bleiben, die christliche Glaubenswissenschaft immer von neuem zu rectificiren und zu reconstruiren, mögen auch über diejenigen Punkte, in welchen sich die beiden evangelischen Schwesterkirchen unterscheiden, die Acten noch keineswegs geschlossen sein; mögen noch genug Fragen übrig bleiben, über die aus dem unerschöpflichen Wahrheitsgrunde der heiligen Schrift die Entscheidung noch erst zu schöpfen ist, wie etwa die jetzt so vielfach ventilirten Fragen über das geistliche Amt, über die letzten Dinge, über die Theopneustie, die noch keineswegs genügend gelöst sind; mögen ähnliche wichtige Fragen, was wir keineswegs bezweifeln, noch in Menge in Zukunft aufgeworfen werden: wir können, wir wollen das alles zugeben" u. s. w.

Herr Röpe gibt aber alsbald noch viel mehr zu. S. 47 ff. stellt er zum Besten seiner Goeze-Rettung die übertriebene Behauptung auf: „. . . Die im 16. und 17. Jahrhundert so eifrig erstrebte Orthodoxie war zu Ende des 18. dergestalt zum Vorwurf geworden, daß er allein hinreichte, einen theologischen Schriftsteller und lutherischen Prediger als einen verächtlichen Menschen zu brandmarken". Hieran knüpft er die Bemerkung: „Wie war das gekommen? Allerdings theils mit, theils ohne gerechten Grund. Ja sie hat auch gesündigt und schwer gesündigt, diese Orthodoxie des siebenzehnten Jahrhunderts, und zwar zuerst dadurch, daß sie über dem Eifer, den sie auf die richtige Bestimmung des objectiven Glaubens verwendete, nicht selten die noch viel wichtigere Erweckung

und Förderung des subjectiven Glaubenslebens, wenn auch nicht vergaß, doch vernachlässigte. Die Leute setzten ihren Stolz darin, rechtgläubig zu sein, und waren doch immer noch nicht recht gläubig; sie bemühten sich, Christum in seiner Göttlichkeit zu erkennen, und versäumten darüber, ihn in ihrer eigenen Menschlichkeit darzustellen".

Dies Zugeständniß beschränkt Herr Röpe sogleich wieder durch Berufung auf Philipp Nicolai, den schon von uns erwähnten Amtsvorfahren Goeze's an der St. Katharinenkirche in Hamburg, der aber noch dem 16. Jahrhundert angehört († 1608).

Auf die Gegner der Orthodoxie im 18. Jahrhundert übergehend, sagt er u. a., S. 51: „Die praktische „„Aufklärung““, die von Thomasius und seinen Anhängern ausging, wie die philosophische Begründung des Glaubens, welche die Wolfianer versuchten, waren ihrem Wesen nach nicht mehr specifisch christliche, sondern rein menschliche, humanistische Bestrebungen, und wenn es den Stiftern und ersten Anhängern dieser Schulen auch keineswegs in den Sinn kam, das Christenthum zu bestreiten, so war doch menschliche Weisheit, menschliche Vernunft der Ausgangspunkt ihres Strebens und nicht mehr das Wort Christi als einer göttlichen Autorität. Das erkannte denn auch die Orthodoxie recht gut und leistete entschiedenen Widerstand. Thomasius wurde aus Leipzig vertrieben, und man läutete die Schandglocke über seine Schriften, Wolf mußte „„bei Strafe des Stranges““ aus Halle weichen. Der Kampf gegen beide Männer und ihre Anhänger war von Seiten der Orthodoxie wohl gerechtfertigt, aber wie anders hätte er geführt werden, wie so gar nicht hätte er den alten theologischen Streitigkeiten gleichen müssen, wenn er seinen Zweck erreichen und des Evangeliums würdig erscheinen sollte. Denn er traf persönlich höchst ehrenwerthe Männer; die Rechte des Individuums, die Bedeutung der Philosophie, die Berechtigung der Vernunft in allen religiösen Gegenständen sind doch unbestreitbar, und die bloße Berufung auf die kirchliche Autorität, auf das Recht der bestehenden Symbole, ja selbst auf die Aussprüche der Schrift war hier eben so verkehrt als vergeblich. Verkehrt, weil ja eben diese Autoritäten aus vernünftigen, philosophischen, historischen

Gründen angegriffen waren und nur aus gleichen Gründen gerechtfertigt werden konnten; vergeblich aber, und das war die Hauptsache, weil die Zeit eine ganz andere geworden war".

Hier redet also Röpe „der Bedeutung der Philosophie, der Berechtigung der Vernunft in allen religiösen Gegenständen" das Wort, nennt „die bloße Berufung . . . selbst auf die Aussprüche der Schrift eben so verkehrt als vergeblich", und wenig Seiten früher (S. 44) hatte er, wie wir ebenfalls anführten, von „Fragen, die noch keineswegs genügend gelöst seien, wie die über die Theopneustie u. s. w." gesagt, „über sie sei aus dem unerschöpflichen Wahrheitsgrunde der heiligen Schrift die Entscheidung noch erst zu schöpfen". Damit stand aber wieder seine gleichzeitige Behauptung in Widerspruch, „daß die gewaltige theologische Geistesarbeit des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts eine Entwicklung und eine Construction des biblischen Lehrbegriffs zu Tage gefördert habe, welche uns über den Inhalt der christlichen Lehre im Wesentlichen keinen gerechten Zweifel mehr übrig lasse". Gehört aber nach Herrn Röpe's Meinung die Theopneustie zu den ungelösten Fragen, deren Entscheidung aus dem unerschöpflichen Wahrheitsgrunde der Schrift noch erst zu schöpfen sei, so muß sie entweder nichts Wesentliches sein oder die Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts uns über eine wesentliche und erst später in den Vordergrund getretene Frage in Zweifel gelassen haben.

Herr Röpe gibt ferner, S. 52, zu und führt dies im Einzelnen aus: „Dabei hatten die Aufklärer in tausend Fällen sicherlich großes Recht"; selbst nachdem er der Auswüchse und Ausschreitungen der Aufklärung erwähnt, sagt er: „da jubelten alle strebsamen Köpfe der neuen Aufklärung entgegen, und die alte Orthodoxie verfiel einer nicht unverschuldeten, aber doch unverdienten Verachtung". Dies hat nur einen Sinn, wenn man die Schuld an diesem Verfall der Orthodoxie der neuen Aufklärung, dagegen an den Auswüchsen der letztern der alten Orthodoxie und ihren Vertretern keine Mitschuld beilegt.

In der Weise geht bei Herrn Röpe das Gerede, um uns nicht eines verwandten Goeze'schen Lieblingsausdrucks zu bedienen, wenigstens fort; zugleich sagt er, S. 54: „Aber was sollten nun diejenigen thun, welche den christlichen Glauben, wie

er von den Vätern überliefert war, wie er in den kirchlichen Ordnungen noch in voller Berechtigung unter dem Schutze der bürgerlichen Obrigkeiten herrschte, wie er in der frommen Sitte des nicht lesenden, nicht „„gebildeten"" Volks noch in unbestrittener Herrschaft bestand, zu vertreten und zu erhalten durch innerste Herzensüberzeugung und amtliche Verpflichtung sich gedrungen fühlten? Was sollten unter jenen Verhältnissen die Orthodoxen thun? Das hing allerdings sehr von den Charakteren und den Umständen ab, die noch dazu im Laufe weniger Jahrzehende sich gewaltig schnell veränderten. Gründlich helfen können hätte nur eine völlige Erneuerung der Theologie, wie sie vierzig Jahre später durch Schleiermacher begonnen ward; aber dazu war jenes Zeitalter noch nicht reif. Einen Theologen von wahrhaft schöpferischer Kraft hatte es nicht aufzuweisen. Ein solcher ist auch Goeze nicht gewesen. Die allermeisten gläubigen Theologen versuchten erst durch einige, dann immer größere Zugeständnisse sich mit der Aufklärung abzufinden. Das war der abschüssige Weg, den die Semler, Leß, Walch und Michaelis betraten, auf welchem sie anfangs den Gegnern in die Hände arbeiteten, bis sie dann doch zuletzt, da sie nicht weiter nachgeben konnten, ohne das Christenthum verleugnen zu müssen, sich gezwungen sahen, wider sie zu kämpfen, ohne Sieg und Erfolg, denn nun mußten sie bestreiten, was sie früher zugegeben hatten. So haben alle jene Genannten zuletzt gegen den Fragmentisten und Lessing, natürlich ganz vergebens, gekämpft. Andere zogen sich auf das sichere Bollwerk der Inspiration der Schrift und der kirchlichen Autorität der Symbole zurück und begannen von da aus ihren Kampf, der allerdings von Jahr zu Jahr, je mehr die „„Aufklärung"" um sich griff, erfolgloser und hoffnungsloser werden mußte. Daher wurden auch viele aus Liebe zum Frieden müde und matt und dankten Gott, wenn man sie in Ruhe ließ. Dieses Geschlecht starb nach und nach aus. Fast der letzte, der unverzagt auf dem Kampfplatz beharrte, war unser Goeze".

Herr Röpe schildert also eine Uebergangszeit. Er gibt zu, daß auf dieselbe bereits etwas Gutes gefolgt sei: der Beginn einer Erneuerung der Theologie durch Schleiermacher, als dessen Vorläufer Lessing selbst von David Friedr. Strauß dargestellt

wird*). Auch ist Lessing ein Geist von wahrhaft schöpferischer Kraft allerdings gewesen und hat sich als solcher auch auf theologischem Gebiete bewährt, sobald er sich diesem ernstlich zuwandte. Herr Röpe hält es dagegen für nöthig, ausdrücklich zu erklären, daß Goeze selbst kein Theologe von wahrhaft schöpferischer Kraft gewesen sei, denn viel brauchte nicht zu fehlen, um ihn aus der Röpe'schen Schilderung als einen solchen hervorgehen zu sehen.

Indem Herr Röpe ihn nach dem zuletzt Angeführten noch über „jene alten Orthodoxen" stellt, die er als die ersten und höchsten Kirchenväter der christlichen Jahrhunderte preist, fährt er fort, S. 55: Allerdings bestand er auch fest auf der Verbal-Inspiration der Schrift, die er den halb aufgeklärten Theologen, er bestand auf der Geltung der Symbole, die er den halb ungläubigen Predigern und Kirchenbehörden entgegenhielt, damit solche Leute nicht ins Amt kämen, er bestand auf den Vorrechten der lutherischen Kirche, als der allein herrschenden Staatskirche, dem Senat, den Staatsbehörden gegenüber; aber seine Theologie beruht auf wissenschaftlicher Erkenntniß und sorgfältigen Studien, wie er denn auch immer die Nothwendigkeit erkannte, dieselbige stets aus der Schrift zu belegen und durch die Schrift zu beleben. So ist er in der That von allem symbolischen Formelnwesen völlig frei, und so sehr er kirchliches Recht und kirchliche Lehre betont, er ficht immer nur mit und aus der heiligen Schrift und ist sich sehr klar bewußt, daß alles äußerlich kirchliche Recht im letzten Grunde allein auf der Wahrheit des Evangeliums beruht, die da frei macht".

Man weiß in der That nicht, wen Herr Röpe mit diesem Gerede zum Besten haben will, ob sich selbst, ob den Leser, ob noch im Grabe Goeze'n. Er sagt, Goeze's Theologie ruhte auf wissenschaftlicher Erkenntniß und diese auf Studien, die auf die Schrift zurückgingen, und früher hatte er erklärt, daß eine solche Wissenschaft nicht mehr ausreichte; er sagt, Goeze sei sich bewußt gewesen, daß alles äußerlich kirchliche Recht im letzten Grunde allein auf der Wahrheit des Evangeliums beruht, die

---

*) Die christliche Glaubenslehre u. s. w. von Dr. David Friedrich Strauß. I, 8.

da frei macht. Aber wovon frei macht? Doch gewiß von einem äußerlich kirchlichen Rechtsstandpunkt, der sich überlebt hat. Unmittelbar hierauf führt er sogar „eine klare und den Mann in seiner ganzen Freisinnigkeit deutlich charakterisirende Auslassung (Goeze's) über seinen lutherischen Standpunkt" an, in welcher u. a. Folgendes vorkommt: „Es ist in dem Lehrbegrif unsrer Kirche, so wie solcher in den symbolischen Büchern verfaſt ist, nichts mehr zu reformiren; er hat keine Schlacken, von welchen er gereinigt werden müste; er ist dem Worte Gottes völlig gemäs, er ist zu einer seligmachenden Erkenntnis der Wahrheit zur Gottseligkeit völlig hinreichend". —

Was wir bisher in diesem dritten Abschnitt aus dem Röpeschen Buche und besonders aus dem „Die Orthodoxie und Goeze's Stellung in und zu derselben" überschriebenen „Zweiten Hauptstück" (S. 41—59) mittheilten, zeigt den Verfasser wenigstens in der Bestimmung dieser Stellung und in Beziehung auf das Maß der Goeze'n zu gewährenden Vertheidigung noch schwankend. Es muß aber zu seinem Lobe bemerkt werden, daß dies Schwanken in den folgenden Hauptstücken fast ganz aufhört, daß Herr Röpe hier mit allem was Goeze'n und seiner Orthodoxie feindlich gegenübersteht, mit Personen, Sachen und Logik immer schonungsloser bricht. Den Proben, welche hiervon schon in den zwei ersten Abschnitten unsrer Schrift vorkommen, fügen wir noch einige aus dem „dritten Hauptstück: Goeze's Polemik" (S. 60—102) bei.

Herr Röpe redet S. 65 ff. über die heftigen Streitigkeiten zwischen Basedow und Goeze. Er erkennt an: „Gewiß sei in Basedow auch ein kräftiges anregendes Element gewesen, sein Auftreten sei nicht ohne Segen geblieben, wenn dieser auch nur in seinem aufräumenden, aufrüttelnden Treiben bestanden haben möge. Es habe in der Erziehungsmethode jener Zeit so viel Verknöchertes, ein so gewaltiger Schlendrian geherrscht, daß es gut gewesen, wenn ein thätiger Mann einmal die Aufmerksamkeit auf neue Lehr- und Erziehungsmethoden richtete. Das aber müsse man festhalten, um Goeze's Polemik zu begreifen, daß Basedow in den religiösen Grundsätzen, die er predigte, die kirchliche Ordnung nicht blos, sondern das ganze Christenthum, soweit es auf der Bibel beruht, völlig umzustürzen be-



müht war" u. s. w. Indessen nun würde doch nur dann von einem wahren Verdienste bei Goeze die Rede sein können, wenn er, während er dies Verkehrte bei Basedow bekämpfte, das von Röpe anerkannte Gute desselben gleichfalls anerkannt, das Kind nicht mit dem Bade verschüttet hätte. Davon weiß Röpe aber nichts beizubringen, und verfährt mit seiner gewöhnlichen Einseitigkeit und Uebertreibung, indem er die Schuld an den übeln Folgen, die Goeze's Polemik gegen Basedow für jenen hatte, nur auf Basedow's Gegenschriften und ein das „ungeheuerste Aufsehen" erregendes Pasquill Abbt's vom Jahre 1766 schiebt. „Goeze", sagt er S. 77, „hat sein Lebenlang nicht die Schmach verwinden können, die Abbt ihm angethan, und Basedow hat, wie er selbst erklärt, dadurch erlangt, was er erlangen wollte, nämlich an Goeze gleich zu Anfang, Anderen zur Warnung, ein Beispiel aufzustellen. Klüger, aber auch satanischer konnten allerdings diese Leute nicht handeln*).

---

*) Abbt's „Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fe", zuerst gedruckt 1766, steht in Abbt's vermischten Werken (Berlin und Stettin bei Friedrich Nicolai 1780) V. 1—24. Sie schließt mit dem, wie sie ihn nennt, „heillosen Scherze" Dreyer's auf Goeze:

Da steht er! Seine fette Wange
Färbt keine Scham mehr roth;
Und Hamburg, abergläubisch bange,
Horcht fromm auf sein Gebot;
Verehrt mit knechtischem Entsetzen
Den von ihm selbst erhöhten Mann.
So schuf sich Juda seinen Götzen,
Ein güldnes Kalb, und betet's an.

Bahrdt nannte Dreyer'n „den Satansengel Goezens."

Uebrigens machte nicht blos Dreyer Verse auf Goeze. Röpe theilt solche, öffentlich bekannt gemachte, auch von Anderen mit, und Cranz („Der Streit Michaels und des Drachen u. s. w.", S. 18) sagt: zu diesen treten noch die hinzu, welche bloß in Abschrift zirkuliren." Als Beispiel theilt er Folgendes mit:

Bey Ackermanns Grabe, an Goezen.

Er stirbt, der aus Melancholei
So oft durch komschen Scherz uns weckte.
Ihn, dessen Spott dich, Gleißnerei,
Und euch, ihr Laster! lachend schröckte,

„Von dieser Zeit an ist", fährt Röpe (S. 77—85) fort, „Goeze's Leben ein beständiger Kampf gegen die neue Aufklärung, oder vielmehr, da diese doch nur ein Moment der von ihm bekämpften Richtungen war, für die Aufrechthaltung der orthodoxen lutherischen Kirche, zumal in Hamburg geworden; es ist sein durch Wort und That bezeugtes Princip gewesen, wider alle Angriffe der „„Aufklärer"", soweit er irgend im Stande war, bis in den Tod zu kämpfen. Diesen Entschluß hätte er allerdings nicht gefaßt, wäre er nicht eine streitbare Natur gewesen, doch war er das sicherlich nicht in dem Grade, den man gewöhnlich annimmt, da er doch vor 1764 schon zwanzig Jahre lang theologischer und ascetischer Schriftsteller fast ohne Polemik gewesen war. Der eigentliche Grund war kein anderer, als daß er die Angriffe gegen die christliche Religion immer offner hervortreten, immer verderblicher wirken sah, und daß er die Ueberzeugung hatte, sein Amt lege ihm vor Allem die Verpflichtung auf, alle seine Kräfte für die Vertheidigung einer Sache zu verwenden, auf welcher das Heil der Gemeinde beruhe .... So fühlte sich also Goeze durch seine amtliche Stellung zu seinem ausharrenden Kampfe verpflichtet; es lag auch in der That große Verantwortung auf ihm, wenn man die Bedeutung des Amtes eines Pastor und Senior in Hamburg, wenn man die Bedeutung dieser Stadt in kirchlicher und literarischer Beziehung, zumal in jenen Tagen, erwägt .... Wie viele haben damals wohl, durch die neuen Lehren in ihrem Glauben erschüttert, in ihrem Gemüthe beunruhigt, bei ihren Predigern dringend nach Belehrung gefragt und von denselben Wider-

---

Ihn senkt man in die Gruft. Es weint
Der beste Theil der Stadt, mit ihm vereint
Der Himmel sich, vergießet Zähren*)
Den ganzen Tag, sein Grabmal zu beehren.

Doch wenn einmal dein gallerfülltes Herz,
O Goeze! bricht, dann fühlt man keinen Schmerz,
Der Himmel, die Vernunft, die Menschenliebe lacht,
Frohlockend übergiebt man dich der langen Nacht.

*) „Es regnete den ganzen Tag, da Ackermann begraben wurde."

legung jener Angriffe verlangt, die ihnen ihren Frieden raubten im Leben und im Sterben. Das muß man ja bedenken, wenn man Goeze's muthiges, unablässiges Zeugen wohl verstehen und richtig beurtheilen will. Er wußte, daß man von ihm erwartete und verlangte, was er zu geben sich berechtigt und verpflichtet fühlte, ein lebendiges Zeugniß für die göttliche Wahrheit in Christo wider alle feindlichen Angriffe des Lügengeistes .... Er konnte es zur Zeit noch weder für ein unnöthiges, noch für ein hoffnungsloses Werk halten, die neue Richtung in ihren bedeutendsten Wortführern auf wissenschaftlichem Gebiete zu bestreiten .... Wo also irgend eine Aufsehen machende Erscheinung, irgend ein besonders hervortretendes Buch auf dem Felde der antikirchlichen Literatur ans Licht trat, besonders wenn es durch einen angesehenen oder viel genannten Namen ausgezeichnet war, sogleich war er mit seiner Entgegnung bei der Hand und wies mit schlagenden Gründen nach, was er darin als gegen die kirchliche Ordnung, gegen die Wahrheit der Schrift, gegen Vernunft und Sitte erkannt hatte. Die Zahl solcher Gegenschriften ist sehr groß ... Goeze wollte durch sie seinen Kampf für die Wahrheit des Evangeliums führen. Und sie waren von großer Wirkung, man sieht das an den unzähligen Entgegnungen, die sie fanden; noch mehr an dem Urtheil, welches sich in der theologischen Welt längst über seine Gegner, den einzigen Lessing ausgenommen, festgestellt hat".

Der Schluß dieser Behauptung ist so keck, als unwahr. Zu den Gegnern Goeze's, auf welche sie nicht paßt, gehört u. a. Semler, welchen für seine Zeit bedeutenden Mann Herr Röpe nur mit einigen schon früher von uns benutzten Zeilen abthut. Dagegen darf man zugeben, daß über Bahrdt nicht blos in der theologischen, sondern in der ganzen literarischen Welt das Urtheil feststeht. Herr Röpe scheint dies als ein Verdienst Goeze's darstellen zu wollen, denn er sagt: „Goeze ist ferner gegen Bahrdt's „„Neueste Offenbarungen Gottes"" mit einer ausführlichen Schrift, 1773, aufgetreten, worin er ihm nachgewiesen, daß seine angebliche Uebersetzung des N. T. „„eine vorsätzliche Fälschung und frevelhafte Schändung"" des Wortes Gottes sei. Ist das nicht längst von Allen zugestanden?...

Goethe, den auch jeder Frevel gegen die Wahrheit und die Wahrhaftigkeit ärgerte, führt denselben Gedanken aus in Form einer dramatischen Scene voll scharfen Salzes".

Dies ist unrichtig. Nicht, wie Goeze, als „eine vorsätzliche Fälschung und frevelhafte Schändung" der Bibel, stellt Goethe die Bahrdt'sche Uebersetzung des N. T. dar, sondern die Geschmacklosigkeit, die Unfähigkeit moderner Seichtigkeit und Aufklärerei, den Geist des biblischen Alterthums zu erkennen, ist es, was in Goethe's „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt" gegeißelt wird. Uebersetzte doch, damit wir einige Beispiele anführen, Bahrdt, statt Luther's: „Und er sprach: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbey gekommen", Matth. III, 3 durch: „Die Summe seines Unterrichts war kürzlich diese: Bessert euch! denn Gott ist im Begriff, eine neue Religionssocietät zu errichten, in welcher die Tugend Belohnungen, die bis in die Ewigkeit reichen, das Laster aber ein unabsehliches Elend zu gewarten hat". Matth. IV, 1 u. 2: „Bald hernach führte Gott Jesum an einen einsamen Ort, um ihn von einem boßhaften Widersacher harte Begegnungen erdulden zu lassen. Zuerst mußte er vierzig Tage und vierzig Nächte fasten", u. s. w. IV, 17: „Er (Jesus) ermahnte die Menschen zu einer eifrigen Abänderung ihrer bisherigen verderbten Grundsätze und Sitten: wobey er vornemlich den Beweggrund einschärfte: daß Gott eine neue Religionssocietät unter den Menschen aufrichten werde, deren Verfassung sich bis in die Ewigkeit erstreckte". V, 3 4: „Wohl denen, die wenige Wünsche für diese Erde haben. Für sie ist die Religion, die ihre Bekenner auf die Ewigkeit vertröstet. — Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen, sie werden reichlich dafür getröstet werden" u. dgl. m.

„... Was sagen nun", fragt Herr Röpe, der übrigens selbst nicht verräth, ob er Bahrdt's Uebersetzung in der Hand gehabt habe, „was sagen nun die schmähenden Gegner Goeze's zu Goethe's Kampf wider Bahrdt? Wollen Sie beide, Goethe wie Goeze, als geifernde Zeloten in gleiche Verdammniß werfen?"

Das wird gewiß niemand wollen, eben so gewiß aber jeder diese Zusammenstellung Goethe's mit Goeze sehr verkehrt finden,

da beider Auslassungen gegen Bahrdt's Uebersetzung des N. T. so unabhängig von einander, als einander unähnlich sind. Die Goeze'sche Gegenschrift — wir haben sie gleichfalls in Händen gehabt — ist so gemein, als Goeze selbst im Jahre 1773 längst geworden war, während Bahrdt erst später der tiefgesunkene Mann ward, den man sich heute unter ihm denkt. Daß dem so sei, kann man u. a. aus einer Anzeige jener Goeze'schen Schrift in den Frankfurter gelehrten Anzeigen schließen, deren Mitarbeiter, zu denen noch bis kurz vorher Goethe gehört hatte, gewiß nicht für Bahrdt's Uebersetzung einstehen wollten. Darin wird gesagt (Nr. XC, den 9. Nov. 1773): „Johann Melchior Goeze zeigte sich seither nur als einen ungesitteten Marktschreyer; jetzt aber wird er gar ein verwegener Bootsknecht, der einen Strom von Schmähungen und Schimpfwörtern auf einen in allem Betracht hochachtungswürdigen Mann ausschüttet und alle Achtung gegen dessen Fürsten, Gemeine, Stand gleichsam mit Füßen tritt. Wir schämen uns, die abscheulichen Titel abzuschreiben, mit denen der brausende Stürmer verschwenderisch um sich wirft. Alle edeldenkende Leute werden ihn verachten und seinen Charakter verabscheuen. Selbst die persönlichen Feinde des Herrn D. Bahrdts werden über diese Art der Betrachtung die Köpfe schütteln und vor einem solchen Vertheidiger der Religion ausspucken".

Wollte Röpe durch Goethe etwas für seinen Goeze erreichen, so mußte er z. B. nachweisen können, daß jener mit diesem gegen Semler's „freie Untersuchung des Canon" zusammengehalten, daß er Lessing's Anti-Goezen mit verdammt und u. a. dasjenige eben so wie Goeze und Röpe (S. 214) mißbilligt habe, was Lessing sogleich in dem ersten über das Bahrdt'sche Buch sagt: „Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste ist es von diesem Lutherschen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundert und funfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es itzt keinem Doctor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann: so war es auch Luthern nicht

erlaubt .... Kurz, Bahrdtens, oder eines andern Itztlebenden, Uebersetzung verdammen heißt der Lutherschen Uebersetzung den Prozeß machen; wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals üblichen Uebersetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an".

Herr Röpe sagt: „Lessing scheue sich nicht, dies zu behaupten", wir sagen dagegen, Herr Röpe scheue sich nicht, wegen einer Behauptung, deren Richtigkeit sich auf protestantischem Standpunkte von selbst versteht, Lessing zu einem „Vertheidiger" Bahrdt's und seiner Uebersetzung zu machen. „Unmöglich kann", heißt es in Lessing's theologischem Nachlaß (XI, b, 161) „Herr Göze itzt von Bahrdts Uebersetzung mehr Böses sagen, als Emser damals von Luthers sagte .... Hiermit aber will ich im geringsten mich nicht zum Vertheidiger von Bahrdts Uebersetzung aufwerfen: Ich will blos seine Befugniß, nach seinem Gewissen zu übersetzen, rechtfertigen, die wenigstens in keinem Betracht geringer war, als Luthers Befugniß".

Jenachdem es ihm dient, stellt Herr Röpe Lessing auf die Seite der Verfechter des Zeitgeistes und der Aufklärer oder macht er ihn zu ihrem Gegner, so wie er, jenachdem es ihm dient, den Aufklärern Gutes oder nur Schlimmes nachsagt; er wird ihnen aber um so ungünstiger, je näher er seiner Darstellung des Streites zwischen Lessing und Goeze kommt.

Trotz allem, was er früher über die Unvollkommenheiten der lutherischen Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts, über Goeze's Verharren auf einem veralteten Standpunkt und über die Berechtigungen der Aufklärung vorgebracht, sind ihm zu Ende des vierten Hauptstücks dennoch die Aufgeklärten die allein Schuldigen, und er sagt, S. 133: „Da sahen sich denn die Aufgeklärten in jene falsche Position gedrängt, einerseits ihre Rechtgläubigkeit behaupten zu müssen und anderseits doch ihrer Sache nichts zu vergeben".

Das konnte aber diesen Aufgeklärten so entsetzlich schwer nicht fallen, da sie, wie die Streitigkeiten zwischen Goeze und Alberti zeigen, ihren christlichen Standpunkt anders bestimmten und auffaßten, als die Orthodoxen.

„Das war die unselige Halbheit, welche einem Lessing diese Theologenklasse so verächtlich machte, wodurch sie dem Wahrheitsgefühl, also der Sittlichkeit des Volkes, so großen Schaden gethan haben, während sie selbst gewiß größtentheils in dem guten Glauben standen, einer starren lebenslosen und liebelosen Orthodoxie gegenüber für Wahrheit und Sittlichkeit zu kämpfen. Wäre nur diese Unehrlichkeit nicht gewesen, hätten sie aufrichtig mit der Sprache herausgehen können und wollen, so hätten sie der orthodoxen Kirche zu ihrer Läuterung und Belebung große Dienste leisten können, denn ihr Unglaube war besonders zu Anfang im Grunde so schlimm noch gar nicht, er erstreckte sich nur noch auf gewisse dogmatische und kirchliche Formen".

Nun, wenn die Aufklärer in dem von Röpe angegebenen guten Glauben standen, so ist es widersinnig, ihre Halbheit oder die Schwäche und Unvollkommenheit ihres Systems für Unehrlichkeit zu erklären, so hing dieselbe mit den Mängeln zusammen, welche sich der veränderten und fortgeschrittenen Zeitbildung gegenüber nicht an dem Christenthum, sondern an der kirchlich orthodoxen Auffassung desselben zu zeigen angefangen hatten. Auch ist es unwahr, daß Lessing die eine Theologenklasse mehr als die andere „verachtet" hätte, er war mit beiden aus Gründen unzufrieden, die nur in der Sache lagen; und seine „Verachtung" konnte sich auf die Personen der einen oder andern Seite nur ausdehnen, wenn sie persönlich verächtlich waren; und persönlich verächtlich war ihm Goeze, persönlich achtungswerth Alberti.

Herr Röpe fährt fort: „Erst später hat ihr Unglaube das Wesentliche im Christenthum, die göttliche Autorität des Herrn und die Wahrheit der biblischen Geschichte geleugnet". Hier würde sich fragen: die wie verstandene göttliche Autorität des Herrn, die wie verstandene Wahrheit der biblischen Geschichte? Setzen wir, Herr Röpe meine jede höhere Autorität Christi und die Wahrheit aller biblischen Geschichte, so ist es doch sehr unrecht, für das Leugnen derselben durch wenige Personen und Sekten alle „Aufklärer" und „Aufgeklärte" verantwortlich zu machen; denn kann nicht auch die Orthodoxie, je nach der Art, wie sie von den Einzelnen aufgefaßt wird, in

den Einzelnen Gestalt gewinnt, verständig und geistreich, oder das Gegentheil sein und dadurch der Religion und Frömmigkeit nützlich oder schädlich werden?

Herr Röpe setzt hinzu: „Ein Kampf von außenher wäre der christlichen Kirche nur heilsam gewesen; mochte man das ganze Christenthum, geschweige denn die symb. Bücher für Irrthum erklären, wer dürfte den verdammen, der das aus Herzensüberzeugung thut; aber das mußte denn ehrlich von außenher geschehen, nicht unter dem Schein, das Christenthum zu stützen; die modernen Aufklärer standen aber meistens als Diener und Lehrer der von ihnen angegriffenen Kirche da". Herr Röpe verlangt hier etwas Unmögliches und schwerlich etwas Wünschenswerthes, gewiß aber etwas Unprotestantisches: daß die Diener und Lehrer der Kirche sich nicht an einer Reformation der Kirche und Kirchenlehre betheiligen sollen; denn das liegt in seinen Worten, da er nur geradezu feindselige Angriffe auf das ganze Christenthum zulassen will, an denen sich allerdings die Diener und Lehrer der Kirche nicht betheiligen dürfen. Aber wer soll denn solche Angriffe auf die Kirche abwehren dürfen, da „ein Kampf von außenher, welcher der Kirche nur heilsam gewesen wäre", vollständiger sprachlicher und logischer Unsinn ist, indem ein Angriff von außen und eine Abwehr oder ein Gegenangriff von innen erst den Begriff eines Kampfes geben. Lassen wir dies auf sich beruhen, so bleibt so viel als Meinung Röpe's übrig, daß ein ehrlicher Angriff von außenher, welcher selbst das ganze Christenthum für Irrthum erklärt hätte, der christlichen Kirche nur heilsam gewesen wäre. Ein solcher ehrlicher, ernstlich gemeinter Angriff von außenher, d. h. nicht von einem Diener und Lehrer der Kirche, waren aber die Fragmente von Reimarus, und Herr Röpe hat, was er auf S. 133 gesagt hatte, schon auf S. 162 ganz wieder vergessen, wo er ausspricht: „sie haben einen unberechenbaren Einfluß auf die Entchristlichung des deutschen Volkes gehabt, diese Fragmente. Aber eben deshalb erregten sie auch so großen Verdruß unter den bessern jener Aufklärer, die doch immer noch von ganzem Herzen hatten Christen bleiben wollen; besonders unter den noch wahrhaft frommen Theologen dieser Art, wie Leß und Semler, dem Vater jener neueren

Kritik; diese protestirten gewaltig gegen solche Consequenzen ihres eigenen Systems und wollten sie widerlegen, so wenig ihnen das auch gelingen konnte. Aber noch größer war der Schmerz der Orthodoxen, nicht sowohl über die Fragmente selbst, die im Grunde nur alte, längst widerlegte Angriffe wiederholten, als vielmehr über Lessing's angebliche Gegensätze, die doch am Ende nur eine Religion vertheidigten, welche der geschichtlichen Thatsachen der durch Christum geschehenen Erlösung nicht bedarf, und den Orthodoxen den ironischen Rath gaben, zu sagen: Possidemus quia possidemus."

„Den besseren jener Aufklärer", „den noch wahrhaft frommen Theologen dieser Art" legt Herr Röpe mit seiner Unterscheidung nur „großen Verdruß", den Orthodoxen, wie „unserm Goeze", dagegen den edleren „Schmerz" über die Fragmente und Lessing's Gegensätze bei, denn die Fragmente sind ihm nur die natürlichen Consequenzen des Systems der ersteren, die Orthodoxen dagegen, besonders solche wie Goeze, haben nie etwas gethan und unterlassen, was üble Folgen gehabt, der Kirche und dem Christenthume geschadet und Gegner erweckt hätte.

S. 133 nennt er es „auch sehr leicht", den ersteren „ihre Inconsequenzen und Widersprüche nachzuweisen"; „mit dem offenbaren Inhalt der Bibel waren sie stets zu widerlegen, und daß sie durch das Bibelwort sich nicht überwunden fühlten, durften sie nicht sagen". Waren aber die Inconsequenzen der besseren aufgeklärten frommen Theologen aus dem offenbaren Inhalt des Bibelwortes so leicht zu widerlegen, so mußten es auch die Consequenzen ihrer Inconsequenzen oder die Fragmente sein, aus denen sich daher, zumal sie „nur alte, längst widerlegte Wiederholungen" waren, die Orthodoxen auch gar nichts zu machen brauchten. Nur daß Lessing dieselben herausgab, nein, daß er sie mit Gegensätzen begleitete, war, was sie verdroß, nein, was sie mit Schmerz erfüllte, und diesem Schmerz mußten sie Ausdruck geben.

„Wer aber vor Allen", schließt Röpe sein fünftes Hauptstück, „nach seinen Grundsätzen sich gedrungen fühlen mußte, den Kampf aufzunehmen, war unser Goeze". Was hatte Herr

Röpe aber früher über dessen Grundsätze gesagt? Daß er „fest auf der Verbal-Inspiration der Schrift, auf der Geltung der Symbole bestand", in denen er den Inhalt der Schrift unabänderlich festgestellt fand, nach denen er daher auch die letztere ausgelegt und aus der letztern alle Andersdenkenden widerlegt wissen wollte. Und darin gibt ihm Röpe Recht, obgleich er selbst die Verbal-Inspiration für unhaltbar und es für einen Mangel bei Goeze erklärt, an ihr festgehalten zu haben.

Eines so unfolgerichtigen Denkens war Lessing freilich nicht fähig. Schon vor seinem Streit mit Goeze, in dem Schreiben „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft, an den Herrn Director Schumann in Hannover" hatte er die Inspiration der biblischen Geschichtschreiber zu den „zufälligen Geschichtswahrheiten", nicht zu den „nothwendigen Vernunftwahrheiten" gerechnet. „Das, das", hatte er ausgerufen, „ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüberhelfen, der thue es; ich bitte, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir".

Goeze konnte Lessing'en nicht hinüberhelfen, aber er erkannte wenigstens auch gar nicht an, daß ein solcher Graben vorhanden sei. Auch Röpe würde Lessing'en nicht hinübergeholfen haben, denn er gibt den Graben zwar zu und rechnet die Theopneustie zu den noch keineswegs genügend gelösten Fragen, aber begreift oder erkennt die daraus hervorgehende Folge nicht, über welche Lessing aufrichtigen Schmerz empfand: daß mit dem orthodoxen Begriff der Theopneustie auch das ganze orthodoxe kirchliche System, dessen Tiefe und Consequenz er bewunderte, und für welches er noch nirgends einen ebenbürtigen Ersatz sah, seine Grundlage und Voraussetzung verliere. Lessing spricht aber um so entschiedener dagegen ein, daß dieses kirchliche System und das Christenthum eins und einerlei seien. „Und hier ist es," sagt er in den Gegensätzen zum zweiten Fragment, „wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unsern Verfasser, die ich schon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß. . . . Er nimmt alles, was ein gewisses, in gewissen symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christenthums begreift, für das einzig wahre, eigentliche Christenthum. Sätze, ohne welche das Christen-

thum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehret worden, und Sätze, welche man blos zur bessern Verbindung jener eingeschaltet oder aus ihnen folgern zu müssen vermeinet, sind ihm Eins. Gleichwohl ist billig und recht, daß bei Bestreitung des Christenthums alle Sekten für Einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts für das Christenthum gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Sekten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht, weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem ersten Fragmente so gutes Spiel hatte; noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieses zweite Fragment hinausläuft, noch auch die Lehre von der Theopneustie, wie er sie (S. 358) vorträgt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen seinen Einwürfen, selbst den geringfügigsten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verschaffen".

Herr Röpe mußte die Herausgabe der Fragmente und die Gegensätze als einen Abfall Lessing's von sich selbst darstellen, nachdem er zur „Rettung" Goeze's behauptet hatte, daß Lessing nicht nur mit diesem innig befreundet gewesen sei, sondern auch mit ihm gegen die „Aufklärer" zusammengehalten habe. Aber Lessing stand so wenig auf Seiten der „Aufklärer", insofern sie bereits eine Partei ausmachten, bereits, wie auch in unsern Tagen, zu einem Abschluß gekommen zu sein glaubten, als auf Seiten der Orthodoxen, wie sehr er die Orthodoxie auch wegen des Kernes ihrer Lehre und als das Werk der Jahrhunderte und großer geistiger Kräfte und Anstrengungen schätzte, sondern er nahm sein Leben lang mit dem klarsten Bewußtsein eine vermittelnde und auf Versöhnung abzielende Stellung zwischen beiden ein.

Vierter Abschnitt.

Hat Ungnust äußerer Verhältnisse Lessing zur Herausgabe der Fragmente bestimmt?

Wir sind, dem Zwecke unsrer Aufgabe gemäß, in der Beleuchtung der Röpe'schen Schrift von ihrem fünften Hauptstück ausgegangen und haben in unsre bisherige Darstellung das für uns Wesentliche der vier ersten Hauptstücke hereingezogen. Wir kehren jetzt zum fünften zurück, wo nun der Verfasser, kühn durch die Erfolge, welche er über alle Gegner Goeze's, mit Aufsparung des Einen Lessing, davongetragen, die wiederholt angekündigte Absicht, auch dieser Ausnahme ein Ende zu machen, zu verwirklichen beginnt. Aber, wie wir schon gesehen haben, geht er, um die Leser auf Goeze's Triumph über Lessing vorzubereiten, erst nach langem Streicheln des letztern zum Angriff auf ihn über.

Er zieht, S. 148, die berühmte Stelle in dem Briefe Lessing's an seinen Bruder Karl an, mit dem bekannten Schluß: „Meines Nachbars Haus droht ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen."

„So schreibt", sagt er S. 149, „Lessing am 2. Febr. 1774, und drei Jahre später warf er selbst einen Feuerbrand in seines Nachbars Haus. Durch Herausgabe der Fragmente im Januar 1777 erregte er einen entschiedenen Kampf gegen die Orthodoxie, welche er bisher so sehr geschont, gegen Goeze, den er so aufrichtig geschätzt, und für die Aufklärer, die er so lange gründlich verachtet hatte."



Der Unterschied, den Röpe hier zwischen dem Lessing von 1774 und dem von 1777, zwischen seinem jedesmaligen Verhältniß und Verhalten zur Orthodoxie behauptet, während er ihn zwei Seiten früher (S. 147) zu leugnen scheint, ist eine eben so willkürliche Erfindung, als die ewig wiederkehrende aufrichtige Hochschätzung Lessing's gegen Goeze, mit dem jener durch die Herausgabe der Fragmente gebrochen habe. Nicht minder unwahr ist es, daß Lessing sich durch diese auf die Seite der Aufklärer habe stellen wollen, die er vielmehr zugleich mit den Orthodoxen, die einen aus ihrer Verkommenheit, die andern aus ihrer Bequemlichkeit und Halbheit aufrütteln und beide zu tieferem Nachdenken, zu größerem Ernste, zu mehr Wahrheitsliebe anregen wollte. Aber die Goeze und Bahrdt konnten ihm dabei am wenigsten in Betracht kommen.

Daß er die Orthodoxie, d. h. die Orthodoxen seiner Zeit, länger geschont, als die Neuerung, war bloßer Zufall gewesen. Dies zeigen schon die Worte in dem genannten Briefe: „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen."

Herr Röpe würde diese Worte schwerlich mit angeführt haben, wenn er sich ihren Sinn klar gemacht hätte. Sie drücken aber Lessing's wahre Meinung sehr bestimmt aus, und mit ihnen stehen zwei Aeußerungen, in einem früheren und einem späteren Briefe an denselben Bruder, welche den Behauptungen Röpe's zu offen widersprechen, als daß er sie hätte anführen können, in vollkommenem Einklange. Die eine vom 8. April 1773 lautet: „So habe ich wirklich, meinst Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen*) den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meinst, ich habe es nicht bedacht, daß auch sie

*) In dem Aufsatz: „Leibnitz von den ewigen Strafen" im „ersten Beytrag zur Gesch. u. Litteratur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Braunschweig 1773" (Sämmtl. Schrift. IX, 146—171).

damit weder zufrieden sein können, noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr, als Du; nur verachte ich unsre neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben." Die andere Aeußerung ist vom 20. April 1777: „Im Grunde ist es allerdings wahr, daß es mir bei meinen theologischen, wie Du es nennen willst, Neckereien oder Stänkereien mehr um den gesunden Menschenverstand, als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe, im Grunde tolerante, Theologie der neuen, im Grunde intoleranten, vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen möchte."

Stimmt damit nicht ganz überein, was Lessing in der von Röpe angeführten Stelle des Briefes vom 2. Febr. 1774 weiter sagt? „Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich nur nach diesem Punkt genauer und sieh etwas weniger auf das, was unsre neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist, aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will" u. s. w.

Also will Lessing den Theologen wohl gestatten, Altes zu verwerfen, aber über das, was an dessen Stelle kommen solle, ein Wort mit zu reden haben. Vernunft und Christenthum sind ihm durchaus nicht Widersprüche, er hat nichts dagegen, daß man uns zu vernünftigen Christen mache, nur soll es nicht auf Kosten echter Philosophie geschehen, denn diese und echtes Christenthum heben in Lessing's Augen einander nicht auf, „die neumodischen Geistlichen" haben aber hinreichende Einsicht weder in die eine, noch in das andere, und ein blos dem Namen nach vernünftiges Christenthum, zu welchem man nur mittels einer

schwächlichen Philosophie gelangt wäre, kann nicht wahrhaft, nicht der Sache nach vernünftig sein. Es ist ihm (IX, 282) „die nehmliche Seichtigkeit des Geistes, welche mache, daß man eben so leicht in der Theologie, als in der Philosophie auf halbem Wege stehen bleibe"; und er hat die echten, wahren und wahrhaft von ihm geschätzten Theologen im Auge, wenn er in einem Briefe an seinen Bruder Karl vom 25. Mai 1777 sagt: „Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihrentwegen schreiben was man will. Nicht das was man ihnen nimmt, sondern das was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, so gut dazu, als neue."

Wie unparteiisch Lessing zu derselben Zeit, wo er, nach Röpe, „Goeze und die Orthodoxie" noch so hochgeachtet, als die „Aufklärer" und „neumodischen Geistlichen" verachtet haben soll, zwischen beiden in der Mitte stand, geht u. a. auch aus dem Briefe vom 25. October 1770 an Frau König hervor, den Herr Röpe auf die im ersten Abschnitt gerügte Weise benutzte, und aus welchem wir dort Lessing's Spott über Goeze anführten. Er sagt darin, was natürlich Röpe ebenfalls nicht mittheilt: „Sie glauben gar nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich (durch die Schrift über Berengarius) bei unsern lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres als für eine Stütze unsrer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren."

Herr Röpe fährt auf S. 149 fort: „Aus dem Vertheidiger des alten Hauses ward plötzlich ein Mann, der es mit aller Macht niederzureißen beflissen war."

Aber hierdurch würde Lessing sich nicht widersprochen haben, da er sich in der von Röpe angeführten „merkwürdigen Stelle" des Briefes von 1774 erbietet, beim Abtragen des den Einsturz drohenden Hauses seines Nachbars, natürlich zum Zweck eines

Neubaues, behülflich zu sein, und nur ein Stützen und Unterbauen desselben zum Schaden seines eigenen Hauses, d. h. des Hauses vom Nachbarn des Nachbars, nicht zugeben will.

„Nicht das unreine Wasser," heißt es noch in dem Briefe von 1774, „welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsre neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?"

Dies Bild sagt ganz das nämliche, wie das vom Hause des Nachbars, und es ist nur eine fortgesetzte Verkennung: daß Lessing „das unreine Wasser, welches er so lange geschont, plötzlich weggegossen habe, unbekümmert, daß fortan das Kind in Mistjauche gebadet werden müßte."

Daß auch Herr Röpe fühlt, hiermit einen schweren Vorwurf gegen Lessing ausgesprochen zu haben, geht aus seinen weiteren Worten, S. 150, hervor: „Wir glauben im Folgenden nachweisen zu können, wie das zugegangen sei, und protestiren feierlich, wenn wir von nun an in unsrer Darstellung nicht mehr dem Verfahren Lessing's allewege beizustimmen im Stande sind, darum als Feinde oder gar als Verächter des großen Mannes verschrieen zu werden. Von unsrer Verehrung gegen ihn hat bisher jede Seite unsrer Darstellung Zeugniß gegeben, und daß auch ein edler Mensch einmal einen Mißgriff gemacht, daß er in der Hitze des Streites sich zu weit habe fortreißen lassen, darf man sagen, ohne sich gegen ihn zu versündigen, zumal wenn man es sagen muß, um angethanes Unrecht wieder gut zu machen. Wir würden kein Wort gegen Lessing schreiben, wenn es nicht zur Rechtfertigung Goeze's unerläßlich wäre, und berufen uns getrost wider ungerechte Angriffe angeblicher Freunde Lessing's auf das, was dieser über Luther gesagt, als er ihm nachwies, dem Lemnius Unrecht gethan zu haben."

Lessing sagt über Luther, und Röpe merkt es an: „Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig ist bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. — Billig bleibt Luther's An-

denken bei uns im Segen, allein die Verehrung so weit treiben, daß man auch nicht den geringsten Fehler auf ihm will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt, meinem Urtheile nach, zu ausschweifend sein."

Der erste dieser beiden Aussprüche kommt bei der von Röpe angegebenen Gelegenheit (III, 228), der zweite, was Röpe nicht angiebt, in der „Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit" (IV, 103) vor. An dem erstern Orte fährt Lessing aber fort, und Röpe führt es nicht an, gleichwie er auch das Vorstehende nur mit Auslassungen angeführt hatte: „Lutherus stehet bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern."

Hiernach mag die Berufung Röpe's auf Lessing bescheiden sein, glücklich ist sie nicht. Denn wenn Lessing nun auch zum Lemnius, Goeze zum Luther und Röpe selbst zum Lessing wird, so spricht Lessing doch nur von „geringen Fehlern" und „kleinen Mängeln" bei Luther, während Röpe Lessing'en die größten Fehler und Mängel vorwirft, solche auch mit den entsprechenden Ausdrücken belegt; was ihm indessen durchaus frei stehen muß, wenn er es sowohl zu einem edeln Zweck, als nach der Wahrheit thut. In diesem Fall kann er allerdings auch nur von „angeblichen Freunden Lessing's" „ungerechte Angriffe" erfahren, und thut wohl daran, solche Schreier und „Verschreier" seiner Person zum voraus seiner Geringschätzung zu versichern und sich durch dieselben in der Rüge des Unrechtes, welches Lessing nun beging, seines Abfalls vom Christenthum oder seines Ueberganges zur Feindseligkeit gegen dasselbe nicht beirren zu lassen.

„Schon im Jahre 1770 hatte Lessing", so setzt Herr Röpe auf S. 150 seine Erzählung fort, „die Handschrift des Ungenannten seinem Freunde Mendelssohn mitgetheilt und an eine Herausgabe derselben gedacht; er war gerade damals durch Lavater's etwas zudringliche Forderung an seinen jüdischen Freund, die Bonnet'sche Vertheidigung des Christenthums entweder zu widerlegen oder Christ zu werden, nicht wenig verletzt. Mendelssohn sollte die Herausgabe in Berlin besorgen, aber selbst

dieser hatte Bedenklichkeiten dabei, die Censur kam doch auch in Frage, und Lessing stand vorläufig von seinem Vorhaben ab; denn so entschieden er für seine Person mit dem Christenthum gebrochen zu haben meinte, die Muße in Wolfenbüttel führte ihn zu ernsteren theologischen Studien zurück, die auf seinen religiösen Standpunkt nicht ohne Einfluß waren. Merkwürdig ist, was er in einem Briefe an Mendelssohn vom 9. Jan. 1771 ausspricht" u. s. w.

Herr Röpe bringt hier wiederum lauter Unwahrheiten vor. Er will durch den Brief Lessing's an Mendelssohn vom 9. Jan. 1771 beweisen, daß die Muße in Wolfenbüttel jenen zu ernsteren theologischen Studien zurückgeführt, ihn in Beziehung auf das Christenthum wieder auf bessere Gedanken gebracht habe, so daß er vorläufig von dem Vorhaben abgestanden, die Handschrift des Ungenannten herauszugeben. Zu dem Ende setzt er dies Vorhaben in das Jahr 1770, leitet es aus Empfindlichkeit über Lavater's Forderung an Mendelssohn ab und stellt Lessing als einen Mann dar, der sich durch diese Empfindlichkeit sofort zu einem Entschluß habe hinreißen lassen, der in Röpe's Augen einer Feindseligkeit gegen das Christenthum gleichkam.

Dieser Unwahrheit wollen wir aber ihre kurzen Beine sogleich nachweisen. Einmal erfahren wir Lessing's durch einen neuen Vorfall*) gesteigerte Empfindlichkeit gegen Lavater erst aus dem Briefe vom 9. Jan. 1771. Zweitens fällt sein in Rede stehendes Vorhaben gar nicht in das Jahr 1770, sondern gegen das Ende des Jahres 1771.

Bei seinem Besuche in Hamburg im September und October 1771 machte Lessing in dem erstern Monate einen Abstecher nach Berlin, und Karl Lessing sagt in einer Anmerkung zu einem Briefe Mendelssohn's an Lessing v. 29. Nov. 1770**): „Nur so viel weiß ich, daß mein Bruder 1771, als er in Berlin war, dieses Manuscript (die Fragmente) daselbst drucken

---

*) Vergl. hierüber meinen Aufsatz in Nr. 37 der „Blätter für literarische Unterhaltung" von 1860: „Gegen die Verdächtigungen Lessing's durch Wolfgang Menzel und Genossen".

**) XIII. (Supplementband zu Lessings sämmtl. Schr.) 258.

lassen wollte. Es fand sich auch ein Verleger dazu, unter der Bedingung, daß es die Censur passire".

Diese Worte übergeht Herr Röpe, sie können ihm aber nicht unbekannt geblieben sein, da er die unmittelbar darauf folgenden anmerkt: „Die theologische Censur wollte den Druck zwar weder verhindern, noch unterdrücken, aber doch nicht ihr vidi darunter setzen, welches man einem christlichen Theologen auch nicht so übel nehmen kann".

Dann sagt Karl Lessing noch, was Herr Röpe wieder unangeführt läßt: „Der Verleger hielt sich aber dadurch gegen alle Verdrießlichkeiten nicht genug gedeckt, und so nahm es mein Bruder wieder nach Wolfenbüttel" u. s. w.

Hat aber Herr Röpe die Anmerkung Karl Lessing's gekannt, so hat er auch den Brief Mendelssohn's, unter welchem sie gedruckt steht, gekannt. Mendelssohn hatte bei einem Besuche im October 1770 in Wolfenbüttel die Handschrift des Ungenannten von Lessing erhalten und sie mit sich nach Berlin genommen. Darauf schrieb er in dem Briefe vom 29. November 1770: „Ihr Manuscript, mein lieber Freund, schicke ich Ihnen noch nicht zurück, ich habe noch die Zeit nicht gehabt, es mit kritischen Augen durchzulesen. . . . Indessen ist dasselbe in allem Betracht sehr wichtig" u. s. w. Aber so wenig in diesem Briefe Mendelssohn's, als in Lessing's Antwort darauf, vom 9. Jan. 1771, kommt die geringste Hindeutung darauf vor, „daß Mendelssohn im Jahre 1770 die Herausgabe in Berlin habe besorgen sollen, aber daß selbst er Bedenklichkeiten dabei gehabt".

Hätte übrigens Lessing wirklich die Absicht gehabt, schon im Jahre 1770 die Fragmente herauszugeben, was leicht möglich ist, so würde die daran geknüpfte Verdächtigung doch u. a. auch daran scheitern, daß er in demselben Jahre die Schrift über Berengarius schrieb und herausgab, die ihm die lutherischen Orthodoxen, einschließlich Goeze's, als großes Verdienst anrechneten. Diese Schrift ist zugleich ein Beweis, daß er den Sinn für ernstere theologische Studien nicht erst in Wolfenbüttel wiedergewann, sondern mit dahin nahm. Hatte er ihn doch schon in seiner frühesten kritischen Thätigkeit, dann in den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend" bewährt, auf welche



Herr Röpe sich wiederholt bezieht, und fällt doch das umfassende Studium der Kirchenväter, welches ihm in Wolfenbüttel jene Ueberlegenheit über seine theologischen Gegner, und nicht blos über einen Goeze, sondern auch über einen Walch, gab, in seine Breslauer Zeit.

Wäre was Röpe aus dem von ihm zwar nicht erwähnten, aber auf die gerügte Weise benutzten Briefe Mendelssohn's an Lessing vom 29. Nov. 1770 und aus des letztern Antwort vom 9. Jan. 1771 ableitet gegründet gewesen, daß Lessing in Folge erneuter ernsterer theologischer Studien Reue empfunden und die Herausgabe der Fragmente vorläufig aufgegeben habe, so wäre diese Besserung Lessing's innerhalb weniger Wochen bewirkt worden, und dies würde erklären, warum sie nicht besser vorhielt. Indessen hat Herr Röpe von der Mühe, womit er sie zu Stande gebracht, wenigstens den Gewinn, den großen Mann noch einige Jahre auf dem guten Wege erhalten und im Namen desselben die seichten Aufklärer ferner schimpfen, so wie die seichten Orthodoxen ferner loben zu können.

Dazu wird denn auch sogleich, S. 151, der Brief vom 9. Jan. 1771 benutzt. Lessing sagt darin: „... Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel weggeworfen, was ich werde wieder holen müssen"; und hieran knüpft Herr Röpe die Bemerkung: „So beschämt dieser ernste Denker jene leichtfertigen Vernunfthelden, welche ohne Zaudern das Christenthum über Bord werfen, damit ihr Lebensschifflein fein lustig dahin fahre. Dies eine Wort zeigt, welch ein inneres Lebensinteresse es war, das Lessing antrieb, sich so eifrig mit theologischen und religiösen Forschungen abzugeben, ... ein Interesse, von dem jene seichten Aufklärer keinen Begriff hatten".

Noch „bei der Herausgabe des ersten Fragments „„Von der Duldung der Deisten"" hat", sagt Herr Röpe S. 152 und S. 154, „er sicherlich gar keine andere Meinung gehabt, als wiederum nur seinen alten Gegnern, den Aufgeklärten, einen kleinen Stein in den Weg zu werfen. ... Denn sowohl was den Inhalt dieses Fragments, wie was die Zugabe betrifft, haben wir ganz den alten Lessing".

Erst „als er im Jahre 1776 die fünf (nächsten) Fragmente in die Druckerei gab", beginnt der neue Lessing, und Herr Röpe wirft die Frage auf: „Was hat ihn denn zu diesem Schritt bewogen"? Er beantwortet sie auf eine Weise, die alles, was wir bisher schon von ihm und an ihm kennen gelernt, noch weit hinter sich läßt. Er sagt über Lessing's „Beyträge zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel", in denen jene Fragmente erschienen: „Diese literarische Unternehmung beruhte allerdings nicht auf allein wissenschaftlichen Gründen, wie die Privatbriefe Lessing's aus den Jahren 1773—1777 nur zu deutlich zeigen. Er befand sich in einer gewaltigen Geldnoth. . . . Nichtsdestoweniger war Lessing keineswegs der Mann, den auch die äußerste Noth hätte bewegen können, gradezu gegen seine Grundsätze zu handeln. Die hat er auch durch die Herausgabe des ersten Fragments keineswegs verletzt." Hierauf folgt in Betreff des dritten Stückes der Beyträge (von 1774), worin das erste Fragment abgedruckt war, wieder ein langes Streicheln Lessing's, an dessen Schluß es abermals heißt: „Folglich haben wir bei Herausgabe dieses ersten Bruchstücks 1774 noch ganz den alten Lessing".

Daß die literarische Unternehmung der genannten Beiträge nicht blos auf wissenschaftlichen Gründen beruht habe, sollen „die Privatbriefe Lessing's aus den Jahren 1773—1777 nur zu deutlich zeigen": „Er befand sich in einer gewaltigen Geldnoth und sah sich genöthigt, um sich zu helfen, zu schreiben was ihm zunächst nur einiges Honorar einbrachte, wenn es ihm auch seiner minder würdig schien, als etwa die Fortsetzung des Laokoon, um die er so oft gebeten ward, oder des Berengarius, oder gar neue dramatische Werke, zu welchen ihn sein Bruder stets ermahnte. Dazu fühlte er in jenen unglücklichen Zeiten sich nicht gestimmt, nicht fähig. Indem er einmal seinem Bruder den Rath giebt, „„weniger zu schreiben, das ist, weniger drucken zu lassen und desto mehr für Dich zu studiren"", fügt er hinzu: „„Ich versichere Dich, daß ich diesen Rath für mein Theil selbst weit mehr befolgen würde, wenn mich meine Umstände weniger nöthigten, zu schreiben. Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen

kann, so habe ich schlechterdings kein anderes Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu setzen, als zu schreiben. Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben, und diese Nothwendigkeit hat, natürlicherweise, sogar Einfluß auf die Materie, wovon ich schreibe. Was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordert, was ich mehr aus mir selbst ziehen muß, als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. . . . Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist. Wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen.""

Diese Stelle aus dem Briefe Lessing's führt Herr Röpe, obwohl unter Anführungszeichen, doch in seiner gewöhnlichen willkürlichen Weise mit Auslassungen an, die er dem Leser nicht anzeigt. Da, wo ich als Auslassungszeichen drei Punkte gesetzt, hat er Folgendes übergangen: „Ich sage Dir dieses, damit Du Dich nicht wunderst, wenn ich, Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweiten Theil zum Berengarius schriebe". Dies mußte Herr Röpe aber weglassen, weil seine Leser nicht erfahren sollten, daß Lessing auch über seinen Berengarius, welchen Röpe neben den Laokoon, also den berühmtesten Werken Lessing's gleichstellt, so wegwerfend spreche. Nicht weniger läßt er über die Zeit, wo Lessing diesen Brief geschrieben, indem er das Datum desselben (11. Nov. 1770) nicht angibt, im Unklaren, weil es nicht in seinem Vortheil lag, die Verdächtigung, bei der wir stehen, auf die Zeit vor 1774—1777 auszudehnen und gar damit bis in das Jahr zurückzugehen, in welchem der selbst von Goeze gepriesene Berengarius geschrieben war.

Auch am 29. October 1770 hatte Lessing, was natürlich Herr Röpe seinen Lesern ebenfalls nicht verräth, dem Bruder geschrieben: „Meine Zeit ist mir diesen Sommer so kurz zugeschnitten gewesen, oder ich habe sie mit meiner thörichten Arbeit über Berengarius mir selbst so klamm gemacht, daß ich mir es schlechterdings zum Gesetze machen mußte, so wenig Briefe als möglich zu beantworten. . . . Herrn Voß versichere, daß ich bereits in voller Arbeit an dem ersten Theile meiner vermischten Schriften bin, und wenn die Angelegenheiten meines

Beutels mich nicht zwingen, vor allen Dingen einen zweiten Theil des Berengarius zu schreiben, so kann er versichert sein, daß ich fleißig fortfahren werde".

Schon hiernach haben die Leser die Wahl, es entweder mit Lessing's einzelnen brieflichen Aeußerungen nicht gar zu wörtlich zu nehmen oder seinen Berengarius ebensowohl für eine thörichte, als des Geldes wegen unternommene Arbeit zu halten. Auch in einem Briefe an Nicolai vom — Oct. 1770 nennt er dieselbe „ein ganzes Alphabet Wischi-Waschi", welches er über die Handschrift des Berengarius „niedergeschrieben"; an Ramler schreibt er am 29. Oct.: „Herr Moses hat mich versichert, daß wir bald einen zweiten Theil von Ihren Oden bekommen werden. Was sind Sie für ein braver Mann! Wie klein und verächtlich komme ich mir dagegen vor, den sein böser Geist mit Berengariis und solchen Lumpereien in das weite Feld lockt. Kaum daß ich mir mehr zutraue, etwas Besseres bearbeiten zu können, als solchen Bettel"; an Gleim an demselben Tage: „Ist es nicht die größte Ungereimtheit, daß ich Ihnen beigehendes Buch schicke? Nur die dürfte noch größer sein, daß ich es geschrieben habe. Gott wolle nicht, daß Sie das für Bescheidenheit halten: denn wahrlich ich bin stolz genug, von mir selbst zu glauben, daß ich mit eben der Zeit und mit eben dem Fleiße weit etwas Besseres hätte schreiben können. Der Bibliothekar muß mich bei Leuten Ihresgleichen entschuldigen". Heyne'n in Göttingen schickt er den Berengarius und schreibt dazu (am 20. Nov. 1770): „Abhaltungen und Zerstreuungen zwar habe ich die Zeit, die ich hier in Wolfenbüttel bin, genug gehabt, — sollte ich sie auch schon muthwillig selbst gemacht haben, wovon vielleicht der Beischluß ein Beweis ist, der mir vermuthlich bei wenigen Ehre machen wird. Ich will aber auch gar nicht, daß man so etwas für mehr ansehen soll, als für die Arbeit eines Bibliothekars, die mit dem Staubabkehren in einer Klasse steht". Seinem Bruder Karl schreibt er (den 4. Julius 1771) in Beziehung auf den Berengarius und die Anerkennung, welche derselbe bei Sachverständigen finde: „Wenn Dir um sonst nichts bange ist, als daß ich mich durch das schale Lob der Theologen dürfte verführen lassen, mich mehr mit ihren Quisquilien und Ungereimt-

heiten zu beschäftigen, so kannst Du meinetwegen ganz ohne Sorgen sein. Aber ich muß Dir leider sagen, daß das Unglück sonst sein Spiel mit mir hat. Ich bin, seitdem ich Dir das letztemal geschrieben, auch nicht einmal im Stande gewesen, mich mit theologischem Unsinn abzugeben" u. s. w. Dagegen antwortet er ihm in dem Briefe vom 8. April 1773 in Beziehung auf den Aufsatz „Leibnitz von den ewigen Strafen" noch: „Aber so sehr, als Du, verachte ich gewisse gelehrte Arbeiten nicht, die dem ersten Anschein nach mühsamer als nützlich sind. Die eitle Arbeit des Kennicot, wie sie Dir vorkommt, hat uns zufälliger Weise zu einem Stück aus den verlornen Büchern des Livius geholfen". Aehnlich schreibt er den 30. October 1773 an Heyne: „Gegen mich hätten Sie es nicht nöthig gehabt, Ihre an Ihren Pindar gewandte große Mühe zu verkleinern und zu verachten. Ich denke sogar von Kennicots Arbeit gut. Und muß ja wohl; wenn man auch von meinen Kahlmäusereien nicht allzu verächtlich urtheilen soll, von welchen ich Ihnen hierbei das zweite Stück (der Beyträge) zu überreichen mir die Freiheit nehme".

In diesen letzteren Anführungen vernehmen wir schon eher die wahre Meinung Lessing's über seine durch die Schätze der Bibliothek, welcher er vorstand, hervorgerufenen literarischen Arbeiten, deren erste der Berengarius war. Auch über diesen kommen Stellen in seinen Briefen vor, die seine eigentliche Meinung ausdrücken. Schon in einem Briefe vom 27. Juli 1770 an seinen alten Vater, der zum großen Bedauern Karl Lessing's das Erscheinen des Werkes nicht mehr erlebte (er starb den 22. August 1770), heißt es: „Gleich anfangs habe ich unter den hiesigen Manuscripten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche sehr wichtig ist und in die Theologische Gelehrsamkeit einschlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher sich in dem XI. Jahrhunderte der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf daß noch kein Mensch etwas weiß; ja dessen Dasein die Katholiken schlechterdings geläugnet haben. Es erläutert die Geschichte der Kirchenversammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwider-

sprechlichsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat und keineswegs einer Meinung davon gewesen, die der Reformirten ihrer beikäme. Ich werde das ganze Manuscript herausgeben und lasse bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächstens senden will". Noch näher spricht Lessing den Grund, der ihn zur Abfassung der bescheiden von ihm Ankündigung benannten Schrift bestimmt habe, in einem Briefe an Reiske vom 13. October 1770 aus: „Was mich (diesen Sommer) am meisten beschäftigt (hat), ist die Ankündigung eines hiesigen Manuscripts, wovon Ueberbringer dieses Denenselben ein Exemplar überreichen wird. Ich weiß wohl, daß weder der Verfasser, noch die Materie für einen Gelehrten, wie Euer Wohlgeboren, sehr interessant sein kann. Ich würde selbst das Manuscript, wenn ich nur auf seinen wahren Werth hätte achten wollen, kaum des Ansehens gewürdigt haben. Nur in Betrachtung, daß es so eine außerordentliche Seltenheit sei, glaubte ich zu Ehren der mir anvertrauten Bibliothek schon einigen Fleiß darauf wenden zu müssen. Zudem wollte ich mich gerne als einen solchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgültig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich der Bibliothek durch mich zu bedienen". An Nicolai schreibt er sogar, unter dem 16. Februar 1771: „Viel lieber" (als mit der Besorgung einer neuen Ausgabe seiner kleinen Schriften) „hätte ich an dem zweiten Theile des Berengarius gearbeitet. Denn sagen Sie davon, was Sie wollen, es ist doch dasjenige Buch von allen meinen Büchern, bei dessen Niederschreibung ich das meiste Vergnügen gehabt habe und mir die Zeit am wenigsten lang geworden ist". An Heyne am 13. Januar 1773 bei Uebersendung des ersten Stücks der Beyträge: „Ew. Wohlgeboren prophezeiten mir einmal, daß mir jener Fund des Berengarius theuer zu stehen kommen werde, indem er mir an solchen Untersuchungen Geschmack machen würde, die mich um meine Zeit brächten und sich nur selten noch so belohnen würden. Da haben Sie die Erfüllung dieser Prophezeiung! Wenn Sie so gütig sind und glauben, daß ich wohl etwas Besseres hätte schreiben können: so ver-

gessen Sie nicht, daß ein Bibliothekar nichts Besseres schreiben soll. Der bin ich einmal und möchte es nicht gern blos dem Namen nach sein". Der Frau König schreibt er am 3. April 1773: „. . . läßt man mich erst hier in der Bibliothek und mit gewissen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine daselbst zugebrachte Zeit verloren haben will: so soll mich sodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein", und seinem Bruder Karl am 8. April: „Es ist ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studiren, aber sich darin zu vergraben, ist eine Raserei. Ich merke es so gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber damit fertig sein und meine Beyträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armseligkeit, die nach meinem ersten Plane hineinkommen soll, fortsetzen und ausführen. Dieses nicht thun, würde heißen, die drei Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen".

Es braucht hiernach keines weiteren Beweises, daß sowohl die Ankündigung der Handschrift des Berengarius, als die Beyträge aus dem neuesten in Wolfenbüttel an den betreffenden Gegenständen gewonnenen Antheil Lessing's hervorgingen. Auf alle Nebenausbrüche seiner Verstimmung ist kein weiteres Gewicht zu legen, als daß sie von dieser Zeugniß geben.

Das beweiset auch der Ton, worin er über die neue Auflage seiner kleinen Schriften spricht. Sein Bruder Karl schreibt ihm unter dem 17. April 1773: „Allein Eins muß ich Dich fragen: warum ziehst Du aus Deinen Schriften nicht mehr Vortheil? Ich ließe sie auflegen, so oft der Buchhändler Lust hätte; und wären sie mir gleich nicht so wie ich sie haben wollte, so könnten sie doch der Welt nützlich sein. Man merkt nur zu sehr, daß die paar guten Schriftsteller in Deutschland sich von ihrem kleinen lesenden Publikum zu weit entfernen. Vielleicht ist nur die Höhe, auf welcher sie stehen, die Ursache des Kaltsinns gegen sie". Diesen Rath seines Bruders müßte Lessing befolgt haben oder ihm zuvorgekommen sein, wenn die Behauptung Röpe's, in der Stahr ihm vorangegangen, daß Lessing in Wolfenbüttel um des Honorars willen geschrieben

habe auch was seiner minder würdig gewesen, Grund hätte. Aber theils kam Lessing nicht gern auf seine alten Arbeiten zurück, weil sein umfassender Geist zu immer neuen eilte, theils wollte er auch seine vermischten kleinen Schriften nur in einer seiner würdigen Gestalt wieder erscheinen lassen. Und auch hierzu hatte er beredet werden müssen. Er schreibt an Ramler den 16. December 1770: „Tausend Dank für Ihre beiden vortrefflichen Oden. . . . Die Ode an die Könige will ich mir dreimal laut vorsagen, so oft ich werde Lust haben, an meiner antityrannischen Tragoedie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hülfe derselben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen sieht, als der beste römische. Aber wenn! wenn! Diesen Winter gewiß nicht. Denn diesen werde ich wohl so ziemlich gerade an dem andern Ufer des Flusses, wo ich, auch unter dem Schnee, bunte Steinchen und Muscheln aufsuche, verschleudern, und verschleudern müssen. Sie werden mich wohl verstehen, wenn Sie von Herrn Voß oder meinem Bruder gehört haben, daß ich mich endlich bereden lassen, meine kleinen Schriften wieder herauszugeben, und mit den Sinngedichten den Anfang machen will; weil ich, zum Glück oder Unglück, von diesen Dingen unter meinen alten Papieren noch eine ziemliche Anzahl gefunden habe, die nicht gedruckt sind, und mit welchen ich ungefähr die ersetzen kann, die von den gedruckten nothwendig wegbleiben müssen. Aber glaubten Sie wohl, wie sehr ich dabei auf Sie gerechnet habe? In allem Ernste, liebster Freund, was ich Sie nun bitten will, müssen Sie mir schlechterdings nicht abschlagen. Mit heutiger Post schicke ich bereits die ersten vier Bogen von diesen erneuerten und vermehrten Sinngedichten, und sie sollen schlechterdings nicht eher in die Druckerei, als bis sie Ihre Censur passirt sind" u. s. w.

Ueber diese Sinngedichte und überhaupt über die vermischten Schriften drückt er sich daneben mit derselben Geringschätzung, wie über andere seiner Arbeiten aus. Nicolai, dem Verleger seiner antiquarischen Briefe, setzt er, in dem Briefe an ihn vom 16. Febr. 1771, auseinander, warum er den beabsichtigten dritten Theil derselben „noch liegen gelassen und sich indessen mit andern Possen beschäftigt habe": „Die kleinen Schriften

sollen nun mit aller Gewalt wieder gedruckt werden, und da habe ich ja wohl meine alten Papiere durchstänkern müssen" u. s. w. „Habe nur die Güte für mich, mein lieber Bruder," schreibt er diesem den 26. Mai 1771, „und besorge die Correctur noch weiter. In den letzten vier Bogen mußt Du ebenfalls des Bettels müde geworden sein, denn es sind Fehler stehen geblieben, welche allen Verstand verderben." An Gleim den 22. März 1772: „der alte verlegene Bettel meiner vermischten Schriften kostet mir viele Zeit."

Diese bittere und wegwerfende Art sich auszudrücken erstreckte sich in den Briefen Lessing's während seiner Wolfenbüttler Periode fast auf alles, was ihn anging, und hatte ihren Grund ganz allein in seiner Gesundheit. Diese war bis zu seinem vierzigsten Jahre vortrefflich gewesen, bald nach seiner Uebersiedlung nach Wolfenbüttel trat ein selten unterbrochenes Kränkeln an die Stelle, welches bei der damit verbundenen Abnahme seines Augenlichts und bei dem fast gänzlichen Mangel des früher gewohnten Verkehrs mit der Welt und eines lebhaften geselligen Umganges doppelt nachtheilig auf seine Stimmung wirkte und seinen frühen Tod herbeiführte.

Erst in den letzten Jahren seines Lebens fiel dieser kranke Zustand Lessing's auch seiner Umgebung auf. Karl Lessing erzählt*): „Seine Freunde Herr Eschenburg und Herr Leisewitz haben von 1777 an eine gewisse Schwere und Schlafsucht an ihm bemerkt. In den heitersten Zirkeln seiner Freunde, wenn diese Abends um ihn her laut wurden, überfiel ihn plötzlich ein unüberwindlicher Trieb zum Schlummer, aus dem er sich endlich, angeregt oder von selbst, gewöhnlich mit der Frage: Nun, was giebts? wieder aufraffte."

Aehnlich erzählt Ernestine Voß**), welche Lessing im Herbste 1778 in Hamburg sah: „Eines vorzüglich angenehmen Abends bei Büsch erinnere ich mich noch, wo Lessing in einer nicht kleinen Gesellschaft durch seine lebhafte Unterhaltung die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Er war damals schon kränklich,

*) Leben Lessings, S. 425.

**) Briefe von Joh. Heinr. Voß nebst erläuternden Beilagen herausgegeben von Abraham Voß. Zweiter Band, S. 44.

und mitten im Gespräch überfiel ihn ein unwiderstehlicher Schlaf. Seine Stieftochter gab nicht zu, daß das Gespräch unterbrochen wurde, da ein solches Aufmerken auf ihn ihn immer verstimmte. Er hatte den Kopf auf den Tisch gelegt; als er erwachte, war er verlegen, seine schönen hellen Augen hatten allen Glanz verloren, und er redete wehmüthig mit Klopstock, der neben ihm saß, über diese Schwäche, von der er durch die Reise Heilung gehofft hatte."

In der That wirkte diese Reise, wie jede andere, vorübergehend auch wohlthätig bei ihm nach, denn er schreibt nach seiner Rückkehr an Elise Reimarus den 16. Dezember 1778: „Meine Schlafsucht hat sich ganz verloren; und wenn Sie sie nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden, so habe ich von Glück zu sagen."

Der Bruder fährt in seiner Erzählung fort: „... Kein Muth mehr, wie sonst, Schwierigkeiten zu überwinden, sondern eine unthätige Gelassenheit, ohne Murren zu leiden. Da blos körperliche Uebel diese Stimmung der Seele erzeugten, die sich anfangs nicht häufig äußerte, so machte man damals ein gelehrtes Uebel daraus und hieß es Einbildung und Faulheit. Seine letzte Reise, die er nach Hamburg that (im October 1780), schien ihn einigermaßen geheilt zu haben, aber das war nur Schein. Das Uebel verschlimmerte sich bald wieder von Tage zu Tage. Er wurde daher äußerst engbrüstig und war nicht im Stande, zwanzig Schritte zu gehen, ohne sehr müde zu werden und ausruhen zu müssen" u. s. w.

Zweimal hatten sich während seines Wolfenbüttler Lebens Gesundheit oder Stimmung merklicher gebessert und vortheilhaft auf einander zurückgewirkt, nach der Hamburger Reise im Herbste 1771 und während seiner kurzen Ehe. Beide male verschwindet mit den Klagen über seine Gesundheit auch der bittere Ton aus seinen Briefen, um, die einen, wie der andere, jedesmal um so stärker wiederzukehren. Wer dies beachtet, wird die Körper- und Seelenleiden Lessing's während der letzten zehn Jahre seines Lebens bedauern, aber es um so mehr bewundern, daß seine Charakterstärke und Geistesgröße nicht darunter leiden; wer es nicht beachtet und einzelne briefliche Aeußerungen aus dem Zusammenhange, worin sie mit zufälligen, aber bekannten Ver-

hältnissen und Umständen seines Lebens stehen, reißt, um sie gegen Lessing zu gebrauchen, wird nur sich selbst schaden.

Wir führten die Behauptung Röpe's an, daß Lessing zwar die „Beyträge u. s. w." mit aus Geldnoth geschrieben, nichts destoweniger aber auch durch die Herausgabe des ersten Fragments von 1774 noch nicht g r a d e z u gegen seine Grundsätze gehandelt habe. Diese verleumderische Beschuldigung behielt sich Herr Röpe bis zum Jahre 1776 für die folgenden fünf, 1777 erschienenen, Fragmente vor, welche die Angriffe Goeze's veranlaßten. Jetzt rückt er auch mit Lessing's Kränklein heraus, dessen er für die Zeit vor 1776 mit keiner Silbe erwähnt; denn indem er seine Beschuldigung durch Entschuldigungen mildert, hofft er für jene um so eher Glauben zu finden. Wir wollen daher, bevor wir weiter gehen, was wir über Lessing's Gesundheitszustand in Wolfenbüttel bemerkt haben durch Anführungen aus seinen Briefen beweisen. Er schreibt seinem Bruder Karl unterm 11. Nov. 1770: „Herr Moses wird Dir so etwas von einem Briefe mitgebracht haben, in welchem ich Dir versprach, nächstens mehr zu schreiben. Das will ich jetzt zu thun versuchen, obschon mein Kopf seit einigen Tagen auch nicht die geringste Anstrengung vertragen will.... Wahrlich ich möchte Dir gern noch manches schreiben, besonders was Theophilus (ein andrer Bruder Lessing's) und unsre Mutter betrifft, aber der Kopf ist mir über meine schurkischen Umstände vollends so wüste geworden, daß ich kaum mehr weiß, was ich schreibe;" unterm 26. Mai 1771: „Ich weiß nicht, was Du für Ursachen kannst gehabt haben, so lange nicht an mich zu schreiben; aber warum ich Dir nicht geschrieben, weißt Du. Krank bin ich zwar nun nicht mehr, aber wenn ich sagte, daß ich deßwegen so wäre, wie ich zu sein wünschte, so müßte ich es lügen. Unter allen Elenden, glaube ich, ist der Elendeste, der mit seinem Kopfe arbeiten soll, auch wenn er sich keines Kopfes bewußt ist. Doch was hilft alles Klagen?" An Gleim, den 6. Junius 1771: „Ihre Elise hat mir sehr gefallen und würde mir ohne Zweifel noch mehr gefallen haben, wenn meine Empfindungen itzt nicht so selten mit dem Tone solcher Gedichte gleich gestimmt wären. Der Bücherstaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen ganz und



gar nicht mehr fähig sein. Aber was ich nicht mehr fühle werde ich ehemals gefühlt zu haben doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicherweise verloren habe." (Von dieser Aeußerung keinen ernsten Schluß auf das Befinden und die Gemüthsverfassung Lessing's zu ziehen, würde eben so falsch und ungerecht sein, als sie ganz wörtlich zu nehmen, denn noch in demselben und dem nächsten Jahre schrieb und vollendete er die Emilia Galotti). Am 4. Julius 1771 schreibt er wieder seinem Bruder Karl: „Ich habe schlechterdings die ganze Zeit über meine Gedanken nicht eine Viertelstunde auf die nehmliche Sache fixiren können; und jede Zeile, die ich, auch nicht zum Drucke, schreiben müssen, hat mir Angstschweiß ausgepreßt, so wie es wirklich auch von diesen Zeilen noch wahr ist. Acht Tage habe ich dazu einen Ausschlag über den ganzen Körper gehabt, daß ich mich kaum vor jemanden sehen lassen konnte; und nun habe ich seit vier Tagen den Pyrmonter Brunnen zu trinken angefangen, wobei mir mein Arzt schlechterdings gerathen, mich so viel wie möglich ernstlicher Beschäftigungen zu entschlagen. Wundere Dich daher nicht, daß das Bißchen Manuscript, welches hierbei erfolgt, alles ist was ich indessen habe zusammenstümpern können. Noch weniger wundere Dich, wenn ich die noch übrige Zeit, da ich den Brunnen trinke, nicht viel mehr zu Stande bringe. Ich glaube wohl, daß es Herrn Voß unangenehm sein wird; aber Gott weiß, er thut mir Unrecht, wenn er meint, daß Gemächlichkeit oder gesellschaftliche Zerstreuungen die wahre Ursache meines Unfleißes sind. Ich komme hier zu keinem Menschen und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe. Noch weniger darf er sich einbilden, daß ich für andere an etwas anderem arbeite. Ich verspreche ihm vielmehr, daß ich sicherlich nicht die geringste Kleinigkeit eher annehmen will, als bis ich mit den gemischten Schriften zu Stande bin. Nur muß er mich wieder zu mir selber kommen lassen. . . . An Ramler habe ich seit vierzehn Tagen einen Brief angefangen, aber noch nicht über die erste Seite kommen können. Lebe wohl, mein lieber Bruder, besser als ich, würde nicht viel sagen". An seine Mutter am

7. Juli 1771: „... Zeit und Gesundheit, woran es mir leider jetzt fehlet". An Frau König unterm 29. Juli: „Ich bin in allem Ernste seit sechs Wochen so krank gewesen, als nur immer ein Mensch sein kann, der nicht im Bette und nicht auf den Tod liegt. Besonders ist es mir bei meinem ganz unerklärlichen Zufalle schlechterdings unmöglich gewesen, das Geringste zu schreiben. Bei jeder Zeile, die ich anfing, trat mir der Angstschweiß vor die Stirne, und ich verlor alle Gedanken. Ich könnte Ihnen mehr wie einen Brief an Sie mit beilegen, die ich alle auf der ersten halben Seite wieder abbrechen müssen. Nach dem Pyrmonter Brunnen, den ich gestern beschlossen, nachdem ich ihn 18 Tage getrunken, scheint mir ein wenig besser zu werden, aber doch nur ein wenig, und Sie sehen es diesem Anfange eines Briefes wohl nicht an, daß ich schon länger als eine halbe Stunde darauf zubringe. Nach jeder halben Zeile fast muß ich einmal aufspringen, um — frisch Athem zu schöpfen. . . . Mein Arzt dringet darauf, mir eine Veränderung zu machen, und glaubt, daß meine Umstände nichts als eine Folge von meiner zeitherigen Lebensart sind, die von meiner vorigen allzusehr abgefallen. Aber ich muß mich schämen, so viel Geschwätz von mir selbst zu machen. Statt alles Mitleids, meine liebste Freundin, bitte ich Sie um baldige Nachricht, daß Sie sich um so viel besser befinden, als ich". An Heyne an demselben Tage: „Wenn ich Ihnen klage, daß ich nun fast seit sechs Monaten so schlecht bin, daß mir bei der geringsten Anstrengung alle Gedanken vergehen, daher ich vor allem was Schreiben heißt eine ordentliche Wasserscheu, wenn ich es so nennen darf, habe: so, weiß ich, werden Sie Mitleiden mit mir haben und mir verzeihen. Wenn mich meine Reise nicht wiederherstellt, so bin ich fähig alle Geduld zu verlieren. Ich hätte noch itzt Ihnen eins und das andere zu schreiben, aber eben mein seltsamer Schwindel nöthigt mich abzubrechen". An Karl Lessing, den 30. August: „Endlich folgt hier, womit ich glaube daß es am besten ist den ersten Theil meiner vermischten Schriften zu vollenden. Ich habe mit den kritischen Untersuchungen schlechterdings abbrechen müssen; und ohne Zweifel ist es für die Schriften selbst um so viel besser. Denn diese kritischen Alfanzereien sind doch nur nach weniger

Leser Geschmack; da es hingegen ungleich mehreren angenehm sein wird, auch die Lieder in dem Bande zu finden. . . . Entschuldige mich nochmals bei Herrn Ramlern, daß ich ihm nicht selbst bezeuge, wie sehr ich ihm für die Mühe, die er sich mit den Sinngedichten gegeben, verbunden bin. Ich habe itzt, wenn ich es so nennen darf, eine ordentliche Wasserscheu vor allem was Schreiben heißt, aber morgen reise ich nach Hamburg, und wenn ich da, in andrer Gesellschaft und andrer Luft, meine alte Laune und Heiterkeit wiederfinde, so soll ein Brief an ihn das Erste sein, was ich vor die Hand nehme".

Diese Reise von fast zwei Monaten mit dem Aufenthalte und den Zerstreuungen in Hamburg und Berlin wirkten wohlthätig auf Lessing's Gesundheit und Stimmung, wozu auch die am erstern Orte allem Anscheine nach jetzt erfolgte bestimmte Verlobung mit Frau König beigetragen haben mag. Er schreibt der letztern den 31. October aus Braunschweig: „Ich bin glücklich und gesund . . . in Braunschweig angekommen. . . . Ich bleibe bis morgen noch hier, und alsdann willkommen in mein liebes einsames Wolfenbüttel! wo immer mein dritter Gedanke Sie wissen schon wer sein wird. Wie schön wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsinn mit Ihnen theilen könnte". Seinem Bruder Karl an demselben Tage: „Ich befinde mich seit gestern wieder in Braunschweig und denke morgen oder übermorgen vollends nach Wolfenbüttel zu gehen, um wieder einmal einen recht ruhigen und fleißigen Winter zu verleben. Gesund genug fühle ich mich dazu und zu dem übrigen, was dazu nöthig ist, wird wohl auch Rath werden. . . . Meine Umstände, wenn ich gesund bleibe, müssen sich bald wieder ins Reine bringen lassen" u. s. w. An Frau König, den 3. November: „Ich sitze nun auch schon wieder auf meiner Burg in Wolfenbüttel und bin gesund und vergnügt". Doch schon am 20. November fangen die Klagen, zunächst über die Augen, wieder an. Er schreibt seiner Braut: „Mit meinen Augen will es so recht doch noch nicht fort, und ich kann sie auf keine bessere Weise schonen, als wenn ich mich, anstatt sie anzustrengen, in Gedanken mit Ihnen unterhalte". An dieselbe den 11. December: „Wenn ich Ihnen sage, meine Liebe, daß ich dieses bei Licht in der Stunde der Mitternacht schreibe, so werden Sie mir verzeihen,

daß es so unleserlich geschrieben ist. Ich kann es kaum selbst erkennen, was ich geschrieben habe; so wenig will es mit meinen Augen wieder fort". Am 22. December dem Professor Büsch in Hamburg: „. . . Ich wünsche Ihnen nur recht dauerhafte Gesundheit . . . und die Gabe, sich schlechterdings über nichts zu ärgern. Diese letztere hätte ich für meinen Theil so ziemlich, aber ich bin darum doch nicht gesund. So gesund, meine ich, wie ich es vierzig Jahre zu sein gewohnt gewesen. Bald sollte ich glauben, es liegt an den verzweifelten vierzig Jahren. Wenn das ist, so danke ich für die andern vierzig, die mir noch übrig wären". An Frau König den 16. Januar 1772: „Ich bin zu meinem großen Verdrusse noch in Braunschweig, und seit einigen Tagen an einer verzweifelten Kolik fast bettlägerig gewesen, die ich mir durch Erkältung zugezogen". Den 23. Januar: „Schrieb ich Ihnen nicht in meinem Vorigen, daß ich einige Tage mit einer Kolik geplagt gewesen. Ich habe sie glücklich mit nach Wolfenbüttel gebracht, aber mich mit einer Dosis Ipecacuanha auch schon wieder ziemlich davon geheilt. Wenn ich in meiner Ordnung bleiben kann, bin ich der gesundeste Mensch von der Welt: und eben so gut, daß die geringste Unordnung gleich so einen empfindlichen Eindruck auf mich macht". An Ramler, den 21. April: „Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf so schwach, so dumm ist, daß ich nur noch kaum den Wunsch thun kann: Ach, wenn doch Müssiggehen Arbeiten wäre!" An Karl Lessing, aus Braunschweig, den 22. April: „Du wirst vielleicht errathen, warum ich Dir so lange Zeit nicht geschrieben. Weil ich in eben so langer Zeit nichts arbeiten können. Fast bin ich wieder da, wo ich vor dem Jahre war, und wenn ich mich schlechterdings anstrengen muß, so kann es noch schlimmer werden. Diese meine Zerrüttung — Krankheit kann ich es freilich nicht nennen — ist denn auch Schuld, daß ich mein neues Stück (Emilia Galotti) noch nicht aufführen sehen, ob es gleich schon dreimal aufgeführt worden". An denselben den 2. Mai: „Du wirst nun auch wissen, woran es liegt, daß ich so wenig von mir hören lassen. Die Ursache hält noch immer an, und ich muß mich schlechterdings schonen; oder es wird ärger mit mir, als

es jemals gewesen ist. Zum Schonen gehört bei mir aber besonders, die Feder nicht in die Hand zu nehmen“. An Frau König, den 27. Juni: „Sie mögen mir von der Freude, die Ihnen meine Briefe machen; sagen was Sie wollen, so kömmt sie doch sicherlich nicht der Freude bei, die mir die Ihrigen verursachen. Wer hiernächst von uns beiden itzt am meisten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch eine große Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können, auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — denn der Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines gesunden Aussehens, und ich möchte dieses Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle? Kaum, daß ich noch die Feder führen kann; wie Sie wohl selbst aus dem unleserlichen Briefe sehen werden, den ich mehr wie fünfmal abbrechen müssen. Mein Trost ist, daß dieser Zustand unmöglich anhalten kann, und daß er sich hoffentlich bei dem Brunnen verlieren wird, den ich in einigen Tagen zu trinken anfangen will. Aber was klage ich Ihnen da vor. Sie müssen mich wirklich lieber für hypochondrisch halten, als alles so genau nach den Worten nehmen“. An dieselbe, den 26. October: „Ich habe, um wenig zu sagen, die ganze Zeit über, die ich nichts von mir hören lassen, so gut als gar nicht gelebt. Nicht, daß ich etwa krank gewesen, ob ich mich schon auch nicht gesund befunden. Ich bin schlimmer als krank gewesen: mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und wider die ganze Welt aufgebracht. Sie allein ausgenommen... Sie wissen, meine Liebe, was ich Ihnen oft gestanden habe, daß



ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich so gut als gänzlich abgesondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig diesen und jenen besuchen kann? Besuche sind kein Umgang, und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein, und erwache blos dann und wann, um eine Sottise zu begehen". Wir haben zu dieser Stelle die Bemerkung zu machen, daß unter den Leuten, mit welchen Lessing in Braunschweig umgehen konnte, unzweifelhaft solche waren, denen er nicht gleichgültig und die es ihm nicht waren. Richtiger drückt er sich daher auch zwei Tage später, den 28. October, an seinen Bruder aus: „Du weißt es ja wohl schon längst, wie es mit mir steht, wenn ich in langer Zeit nichts von mir hören lasse, nehmlich daß ich sodann äußerst mißvergnügt bin. Wer wird durch Mittheilung und Freundschaft die Sphäre seines Lebens auch zu erweitern suchen, wenn ihn beinahe des ganzen Lebens ekelt. Oder wer hat auch Lust, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umherzujagen, wenn er in der Nähe nichts um sich sieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren könnte. Krank bin ich nun schon seit geraumer Zeit nicht mehr, und bin daher auch schon seit geraumer Zeit nicht müssig gewesen. Ich habe gearbeitet, mehr als ich sonst zu arbeiten gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die, ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stümper eben so gut hätte machen können. Ehestens will ich Dir den ersten Band von Beyträgen zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ꝛc. schicken, womit ich so lange ununterbrochen fortzufahren gedenke, bis ich Lust und Kräfte wieder bekomme, etwas Gescheidteres zu arbeiten. Das dürfte aber sobald sich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünsche. Solche trockene Bibliothekar-Arbeit läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Troste

beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue und manches dabei lerne, gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen werth wäre gelernt zu werden". An Frau König, den 8. Januar 1773: „Wahrlich, meine Liebe, ich hätte Ihnen mehr Kummer gemacht als erspart, wenn ich Ihnen eher geschrieben hätte, als jetzt. Denn nun fange ich eben wieder an mich aufzuheitern, und noch vor acht Tagen würde Ihnen jedes Wort verrathen haben, in welcher unglücklichen Gemüthsverfassung ich mich befunden. Ich kann mir es leider nicht länger bergen, daß ich hypochondrischer bin, als ich jemals zu werden geglaubt habe. Das Einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: „„Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben?"" Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort". An Karl Lessing, den 14. Julius: „Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie angenehm mir Deine Briefe allezeit sind. Wenn Du Dich aber dadurch, daß ich nicht auf jeden gehörig antworte, abhalten lässest, mir so oft, als Dir möglich, eine gute Stunde damit zu machen, so strafst Du mich für etwas, wofür ich nicht kann. Denn Du glaubst nicht, wie sauer es mir wieder wird, nur ein Paar Zeilen zu schreiben, die einen zusammenhangenden Verstand haben sollen". An Frau König, den 17. September: „Lassen Sie sich das Format und die Züge dieses Briefes nicht befremden. Er ist bei Lichte geschrieben, wo ich ganz weitläuftig schreiben muß, um noch schreiben zu können. . . . Denn meine Augen! meine Augen!" An Heyne, den 30. Oktober: „Wenn doch nur schon der garstige Winter vorüber wäre, der mir um so trauriger werden wird, da ich, meiner Augen wegen, die langen Abende nicht nutzen, und aus Mangel guter Gesellschaft, sie nicht unbereuet verlieren kann". An Frau König, den 1. December: „Was soll ich sagen, daß ich Ihnen abermals so lange nicht geschrieben habe. Noch immer die alte Leyer: Ich bin mißvergnügt, ärgerlich, hypochondrisch, und in so einem Grade, daß mir noch nie das Leben so zu-

wider gewesen. . . . Am besten würde ich thun, wenn ich an alle meine Bekannte, von deren vielen ich auch nicht einmal einen Brief zu sehen verlange, ein Circulare ergehen ließe, mich für todt zu achten. Denn wahrlich, meine Liebe, es ist mir fast unmöglich zu schreiben. . . . Die einzige gute Nachricht kann ich Ihnen schreiben, daß ich sehr gesund bin. Ich glaube, der Aerger hält mich gesund. ... Dieses ärgerliche Wesen verräth sich in jedem Worte, das ich spreche oder schreibe. ... W., dessen lächerlich traurige Geschichte Sie mir in Ihrem Letzten schreiben, habe ich immer für einen dummen Kerl gehalten. Aber nun sehe ich, daß er auch ein boshafter Schurke ist. Ein einziger Umstand in seiner Klätscherei ärgert mich, aber indem ich an diesen denke, werde ich so wild, daß ich meinen Brief gleich schließen muß. Sonst schreibe ich noch gewiß Dinge, die mich ihn zu zerreißen nöthigen". An Gleim, den 27. Februar 1774: „. . . Ich befinde mich seit acht Tagen so übel an Seele und Körper, doch mehr noch an jener, daß ich die wichtigsten Dinge versäumen muß, weil mir Hand und Kopf ihre Dienste verweigern". An Frau König, den 8. April: „Bei allem, was heilig ist! wenn ich die ganzen langen vier Monate, in denen ich nicht an Sie geschrieben, einen einzigen vergnügten oder nur ruhigen Tag gehabt hätte, so könnte mir selbst mein Stillschweigen nicht anders als sehr schurkisch vorkommen. Das wäre der wahre Ausdruck dafür! Und nun, wollen Sie mich noch für schuldig halten? Verwünscht sei jedes Wort, das Ihnen in meinem letzten Briefe zu dem geringsten Verdachte Anlaß gegeben! Aber daraus sehen Sie auch, wie dumm und unbesonnen ich in den Tag hinein schreibe und rede, wenn ich das Herz voll Verdruß und Galle habe. Was kann ich denn besser thun, als daß ich meine Raserei nur in der Stille abwarte und keinem Menschen damit beschwerlich falle?" An Karl Lessing, den 11. November: „Ich freue mich, daß Du Dich wohl befindest, und daß die hypochondrische Laune, in welcher Du einen von Deinen letzten Briefen schriebst, nur ein Uebergang gewesen. Die meinige ist etwas hartnäckiger, und das einzige Mittel sie zu betäuben ist, mich aus einer nichtswürdigen litterarischen Untersuchung in die andere zu stürzen. Daher kommt es, daß meine Beyträge noch



das Einzige sind, was ich fortsetze. Und doch fürchte ich, daß ich auch diese nicht mehr lange werde fortsetzen können. Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein". An Ramler, den 12. November: „. . . Mit mir ist es aus; und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen". An seine Braut, den 10. Januar 1775: „Sie wollen es selbst nicht, daß ich es Ihnen mit Worten viel betheuern soll, wie sehr ich mich freuen werde, Sie wiederzusehen. Wenn ich anders noch weiß, was sich freuen heißt! Gesund werden Sie mich finden, und gesunder, als ich leider! vermuthen darf Sie zu finden: ich scheine also auch meinen Bekannten so vergnügt, als man nur sein kann. Aber Gott gebe, daß sie nicht einmal sagen mögen: wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen. So weit bin ich schon, daß ich sehe, alle mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus den verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll! Entziehen Sie mir nur, meine Liebe, Ihre gute Meinung nicht, und wenn ich das nehmliche auch noch von einigen andern Personen, die ich schätze und liebe, hoffen darf, so bin ich zu allem sehr gefaßt". An Karl Lessing, den 14. Januar: „Ich schreibe dieses, um Dir voraus zu melden, daß ich bald das Vergnügen haben werde Dich zu sehen. Ich befinde mich seit vierzehn Tagen in Braunschweig, in einer höchst unangenehmen Lage, so daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen muß, wenn ich hier nicht im Schlamme ersticken soll".

Hierauf war Lessing ein ganzes Jahr, vom 9. Febr. 1775 bis 23. Febr. 1776, auf Reisen, seine italienische Reise mit eingerechnet. Alsbald nach seiner Rückkehr that er die Schritte beim Erbprinzen von Braunschweig, welche sehr bald zur Verbesserung seiner Lage in Wolfenbüttel führten, indem ihm „200 Thlr. Zulage, Befreiung von allem Abzuge (des empfangenen Vorschusses) und Zurückgabe des bisherigen erlittenen Abzuges, welches doch auch über 300 Thlr. beträgt, Vorschuß von 800 bis 1000 Thlrn. auf die Zulage, ein andres Logis oder Entschädigung an Gelde" (s. den Brief an Frau König vom 11. April 1776) angeboten wurden. —

Kehren wir nun zu Herrn Röpe zurück, so fährt dieser auf S. 156 f. fort: „Die fünf folgenden Fragmente erschienen erst drei Jahre später. Lessing hatte unterdessen seine unglückliche Reise nach Italien gemacht und kam den 23. Februar 1776 verdrießlich, krank, unzufrieden mit seiner Stellung, zugleich auch in noch gesteigerter pecuniärer Bedrängniß in Wolfenbüttel wieder an. Es ist herzzerreißend, wenn man aus den in diesem Jahre 1776 geschriebenen Briefen Lessing's an seinen Bruder und an seine Braut, die ihm selbst zweimal auf feine Weise Geldhülfe anbietet, und mehr noch aus Stahr's ergreifender Schilderung, II, 108—112, die Lage des edlen Dichters in diesem Unglücksjahre sich lebendig vor die Seele stellt. Und dazu die Kränkung, von dem Erbprinzen, der ihm schon längst eine Verbesserung seines Einkommens zugesagt, immer länger hin- und hergezerrt zu werden, bis ihm endlich um Johannis eine kleine Zulage von 200 Thalern, ein Vorschuß von etwa tausend Thalern und — der Hofrathstitel zu Theil ward. Aber ehe es auch nur so weit kam, mußte er wohl literarische Unternehmungen machen, um sich zu helfen, und zwar solche, „„welche fördern, indem man einen Wisch nach dem andern in die Druckerei schicken kann"". Auch zu „„trockenen Bibliothekar-Arbeiten"" war er schwerlich aufgelegt; wer könnte es ihm verargen! Soweit wir nachzuweisen im Stande sind, hat er in diesem Jahr 1776 nur zwei Bücher herausgegeben, beides fremde Arbeiten: die philosophischen Aufsätze des jungen Jerusalem, der durch Goethe's Werther gerade damals eine so traurige Berühmtheit erlangt hatte, und — den vierten Beytrag zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Wolfenbüttelschen Bibliothek, welcher nichts enthielt als fünf neue Fragmente, die doch wahrlich nicht aus den Schätzen dieser Bibliothek stammten".

Welche schwere Anklage Herr Röpe in diesen Worten gegen Lessing erhebe, bedarf keiner Erläuterung mehr. Dieselben sind aber nur ein neues Gewebe von Unwahrheiten. Es ist, um zunächst blos einige Punkte zu bezeichnen, nicht wahr, daß Lessing von der Reise nach Italien verdrießlicher, kranker, unzufriedener mit seiner Stellung und in größerer Geldbedrängniß zurückgekehrt sei, als er sie angetreten, nicht wahr, daß er im Jahre 1776 herz-



zerreißendere Briefe geschrieben habe, als in den Jahren vorher; es ist gar kein Grund vorhanden, weder, seine italienische Reise eine unglückliche, noch, das Jahr 1776 ein Unglücksjahr für Lessing zu nennen; es ist eine Verleumdung, zu sagen, er habe in diesem Jahre die fünf neuen Fragmente herausgegeben, um seiner Geldnoth abzuhelfen, und es ist unrichtig, daß der vierte Beytrag „zur Geschichte und Litteratur u. s. w." nichts als diese enthalten habe, da er zu diesen auch (S. 494 bis 543) die Gegensätze, darunter die größere erste Hälfte „der Erziehung des Menschengeschlechtes" enthielt.

Die ganz zufällige Reise nach Italien konnte, das mußte Lessing vorherwissen, für ihn das nicht sein und werden, was eine vorbereitete und von ihm allein unternommene Reise dahin gewesen sein würde. Nichtsdestoweniger nahm er das ihm gemachte Anerbieten an und schreibt seinem Bruder darüber aus Mailand den 7. Mai 1775: „Als ich etwa zehn Tage in Wien war, wo ich überall die allerbeste Aufnahme erhalten, auch gleich die ersten Tage den Kaiser und die Kaiserin gesprochen hatte, langte der jüngste Prinz von Braunschweig daselbst an, welcher in seinen Angelegenheiten eine Reise nach Venedig machen wollte. Weil er mir nun sehr anlag, ihn dahin zu begleiten, mit der Versicherung, bei seinem Vater alles gut zu machen, so habe ich es endlich gethan, in Betrachtung, daß meine Umstände dadurch nicht schlimmer werden können, und ich auf diese Weise, gesetzt, daß wir auch nicht weiter reisen als Venedig, dennoch wenigstens einen Vorgeschmack von Italien bekomme. Dieser Vorgeschmack, will ich Dir nur mit wenigem sagen, hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz erneuert; so sehr gefällt mir alles was ich in dieser Gegend höre und sehe". Den Tag darauf schreibt er an Frau König: „Gestern sind wir in Mayland angelangt und ich befinde mich noch recht wohl, außer daß meine Augen von der Sonne und dem Staube, die wir so häufig unterwegens gehabt, sehr gelitten haben. Den 12ten gehen wir nach Venedig ab, wo wir den 20ten einzutreffen gedenken. Daß unsere Reise von da wieder zurückgeht, ist vors erste so gut als ausgemacht. . . . Wenn meine Augen mir wieder besser werden, so ist alles gut". In einem Briefe an dieselbe vom 2. Juni

aus Venedig nennt er allerdings die Reise ein dem Prinzen gebrachtes Opfer, und in dem nächsten, vom 10. Juni, „bereut" er sie ganz, während er doch „noch so ziemlich gesund" ist, setzt aber auch hinzu: „Merken Sie es, daß ich Ihnen in einer hypochondrischen Stunde schreibe?" Nachdem er sich in München, „wo ich ohnedem nicht weiter mit dem Prinzen gehen konnte", von diesem getrennt, und sich dann in Wien, Dresden und Berlin aufgehalten hatte, schreibt er aus der letztern Stadt unterm 11. Februar 1776 nochmals in einer hypochondrischen Stunde an seine Braut: „Ich bin über 14 Tage in Berlin, ohne Ihnen zu schreiben — immer noch der alte Fehler, den ich wohl schwerlich ablegen werde, als bis ich Ihnen nicht mehr zu schreiben brauche. Wenn aber üble Laune, Unentschlossenheit und Ekel gegen Alles, was um uns ist, Krankheiten sind, so bin ich die ganze Zeit über recht gefährlich krank gewesen, und Sie müssen mir diesmal schon wieder verzeihen". Sonst sind die Briefe während der Reise und überhaupt während des Jahres 1776, was Lessing's Stimmung betrifft, ein glücklicher Wechsel gegen die vorhergegangenen Jahre seines Wolfenbüttler Aufenthaltes.

Wie die „unglückliche" Reise nach Italien, bei Stahr: „die unglücklichste, die je ein Schriftsteller gemacht hat", so schreibt Herr Röpe Stahr auch nach, was dieser mit den Worten ausspricht, II, 109: „Seine Mittel waren übrigens so erschöpft, daß er bei seinen Brüdern Anlehen machen mußte, um seine Reise nach Braunschweig bestreiten zu können". Auch dies ist entstellt. Die Reise mit dem Prinzen geschah natürlich auch auf Kosten des Prinzen, nach ihrer Trennung war Lessing noch über zwei Monate unterwegs, und in einem solchen Falle kann jedem die Baarschaft ausgehen. Das Geld, welches er von seinen zwei Brüdern (Theophilus in Pirna und Karl in Berlin) geliehen, schickte er ihnen schon in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr wieder. In einem Briefe aus Braunschweig vom 3. März 1776 an seinen Bruder Karl heißt es: „Gegenwärtig, lieber Bruder, darf mir nichts angelegener sein, als Dir Inliegendes zu übermachen. Es ist freilich weiter nichts, als das, was Du mir baar vorgeschossen. . . . Wenn ich Zeit habe, lege ich noch ein Paar Worte an den Bruder mit bei, dem ich gleichfalls noch eine Kleinigkeit zu bezahlen habe".

Wie es eigentlich um Lessing's Geldverlegenheit stand, wie viel größer und drückender ihm dieselbe in hypochondrischen Stunden erschien, als sie in Wirklichkeit war, geht hinlänglich aus demjenigen hervor, was er den 10. März 1776 seiner Braut schreibt: „Für Ihr gütiges Anerbieten, meine Liebe, mir mit guter Art Geld zu schicken, danke ich Ihnen herzlich. Aber ich werde keinen Gebrauch davon machen. Ich hätte schon behutsamer in diesem Punkte mit Ihnen sein" (d. h. mich behutsamler über diesen Punkt gegen Sie äußern) „sollen. Dieses sage ich nicht aus Mißtrauen in Sie, sondern blos in Absicht meiner eigenen Beruhigung. Auch können Sie gewiß versichert sein, daß ich auch nicht einmal 1000 Rthlr. schuldig bin. Wenn ich den Sch...schen Wechsel vom Halse hätte, so könnte ich mich für so gut als ganz rein halten". Seine Braut wiederholt ihr Anerbieten in einem Briefe vom 31. Mai, worin sie u. a. sagt: „Ich finde die Delicatesse ganz sonderbar, daß sie lieber einem fatalen Menschen, als mir schuldig sein wollen", und Lessing erwiedert unterm 5. Juni: „. . . Gott gebe, daß Sie sich jetzt wieder völlig hergestellt befinden mögen. Sie sind so besorgt um mich, daß ich es für Sie, schon aus bloßer Dankbarkeit, nicht genug sein kann. Aber beruhigen Sie sich nur meinetwegen. Mein Verdruß befällt mich immer am lebhaftesten, wenn ich an Sie schreibe, und da entfahren mir denn manchmal Ausdrücke, die die Sache ärger zu machen scheinen, als sie ist. — Für Ihre Bedenklichkeiten, mir das Geld zu übermachen, bin ich Ihnen mehr verbunden, als ich Ihnen für das Geld selbst sein würde. Ich glaube auch in der That, es nun nicht nöthig zu haben. . . . Das Schlimmste bei allem dem aber ist dieses, daß ich nun doch noch in meiner gegenwärtigen Lage bis zu Johannis warten muß. Denn mit Johannis fängt das Kammerjahr an, und eher können keine neue Arrangements gemacht werden. Ich kann also auch nicht eher meinen Vorschuß erhalten, nicht eher bezahlen und reisen. Doch diese drei Wochen werden auch noch zu verleben sein. Sobald ich hier fortkommen kann, seien Sie versichert, meine Liebe, daß ich nicht einen Augenblick zaudern werde, mich auf den Weg zu Ihnen zu machen". Noch ehe die drei Wochen bis Johannis herum sind, schreibt er, den 16. Juni,

seinem Bruder Karl: „. . . Noch muß ich Dir doch ein Paar Worte von meinen Umständen schreiben. Sie scheinen besser auszufallen, als ich hoffen durfte. Ich kann gewiß sein, nächstens so gestellt zu werden, daß ich doch noch einmal wieder in Ruhe kommen kann. Ich will sodann Dich auch redlich, in Ansehung unsrer Mutter und Schwester, wieder ablösen, weil ich mir leicht einbilden kann, daß Du schon mehr gethan, als Deine Kräfte erlauben wollen. Ich habe auch bereits einen kleinen Anfang damit gemacht und dem Bruder in Pirna jüngst etwas überschickt". Schon den 23. Juni schreibt er seiner Braut, „seine Sache sei nun so völlig geordnet, als sie es habe werden können", den 15. Juli schickt er seiner Mutter 10 Ld'or, den 3. August reist er zu seiner Braut, ist Anfang Septembers wieder in Wolfenbüttel, trifft die Vorkehrungen zu seiner Verheirathung, schreibt seiner Braut den 17. September: „wohl und gesund befinde ich mich, welches ich auch von Ihnen und den Ihrigen hoffe", und reist im October wieder nach Hamburg, sich dort trauen zu lassen und seine Frau mit ihren Kindern nach Wolfenbüttel zu holen, welche, nach einem Briefe von ihr vom April 1776, „zwischen 4 bis 500 Thlr. Louisd'or Renten" in die jetzt gemeinschaftliche Haushaltung mit einbrachte.

Nun beurtheile man die Wahrheit der mit so großer Dreistigkeit vorgetragenen Röpe'schen Behauptungen über Lessing's Umstände und Verhältnisse in dem Jahre 1776, über die Ursachen seiner geringen literarischen Thätigkeit in demselben, über den Beweggrund, aus welchem er die zu Anfang des Jahres 1777 erschienenen fünf neuen Fragmente herausgegeben habe, über „das Unglücksjahr 1776", welches in der That in Beziehung sowohl auf äußere Lage, als innere Befriedigung zu den glücklichsten seines Lebens zu zählen ist.

Doch Herr Röpe bezieht sich, wie wir auch angeführt haben, für seine Behauptungen auf den nämlichen schwunghaften und begeisterungsvollen Lessingianer, welchen er in Betreff Goeze's oder da wo ihm seine Darstellung nicht in den Kram paßt nur bestreitet, auf Adolf Stahr, und auf die Schilderung, welche derselbe von Lessing's Verhältnisse in Wolfenbüttel und zum Braunschweiger Hofe entwirft. Aber diese Schilderung ist nicht blos nachtheilig für den Erbprinzen, welchen Stahr hauptsächlich

anklagt, sondern sie läßt auch — obwohl dies nicht in Stahr's Absicht lag — Lessing selbst in einem unvortheilhaften Lichte erscheinen.

Stahr hat „eine möglichst Vielen zugängliche Darstellung" des Lebens Lessing's*) liefern wollen und sagt im Vorwort: „daß eine solche grade jetzt zur rechten Stunde komme, sei wohl eben so gewiß, als es für Kundige unzweifelhaft sei, daß eine populäre Biographie des großen Befreiers auch nach dem gelehrten und verdienstvollen Danzel-Guhrauer'schen Werke noch ein Bedürfniß genannt werden dürfe". Aber sollte Stahr wirklich das eigenthümliche und angeborne Talent populärer Darstellung zu besitzen glauben, und nicht vielmehr unter „einer populären Biographie" Lessing's nur eine nach sogenannten demokratischen Grundsätzen aus dem Jahre 1848 geschriebene verstehen? Eine daher stammende Gesinnung und Ueberzeugung scheint uns wenigstens bei ihm eine gerechte und billige Beurtheilung fürstlicher Personen und ihrer Handlungsweise zu verhindern.

Nach unserm Dafürhalten muß die Berufung Lessing's nach Wolfenbüttel als ein Glück und eine Wohlthat für das letzte Jahrzehent seines Lebens betrachtet werden. Das Benehmen des Herzogs, wie des Erbprinzen von Braunschweig gegen ihn erscheint uns von Anfang bis zu Ende edel und wohlwollend, und wenn Lessing in seinen vertrauten Briefen über den letztern auch wohl klagt, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese Klagen theils aus Lessing's hypochondrischer Krankheit und Ungeduld fließen, theils Nebendinge und Kleinigkeiten betreffen, daß aber der Erbprinz Lessing in der Hauptsache befriedigt, so daß dieser in dem Briefe an seine Braut vom 5. Juni 1776 sagt: „endlich habe ich den E. Pr. nun gesprochen und kann mit ihm zufrieden sein".

Das Benehmen des alten Herzogs Karl, so wie des Erbprinzen gegen Lessing ist um so löblicher, als dieser bei der völligen Freiheit, deren er in seiner Wolfenbüttler Stellung genoß, sich nicht nur keinen Zwang auferlegte, sondern selbst Rück-

*) G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Stahr. Zwei Theile. Berlin, 1859. (2. verm. Aufl., 1826.)

sichtslosigkeiten und Schroffheiten erlaubte. Daß ihm dies bei Hofe durchaus nicht schadete, ihm weder nachgetragen, noch übel vergolten wurde, bezeugt, wie sehr Lessing bei beiden Fürsten in Achtung stand, und verdient auch deshalb gerühmt zu werden, weil sie Lessing's bei scheinbarer Gesundheit kranken Zustand nicht so kennen konnten, wie wir ihn jetzt aus seinen vertrautesten Briefen erkennen müssen. Und der sollte in der Beurtheilung Lessing's während dieser Zeit nur ihm selbst, nicht auch andern, nicht auch dem Erbprinzen zu gute, nicht bei Erwägung einiger Lessing'scher Aeußerungen über und gegen diesen mit in Betracht kommen? Wie unbillig, wie wenig Lessingisch würde dies sein! Kurz, wegen Lessing's auch noch mit Steinen beworfen zu werden, hatte der in seinem Alter unglückliche Fürst (der damalige Erbprinz ist der 1806 bei Jena tödtlich verwundete Herzog Ferdinand) gewiß nicht verdient.

Eigentlich gelten Stahr's Vorwürfe auch wol mehr der Sache, als den Personen und werden nur um jener willen auf diese ausgedehnt. Schon die Berufung nach Wolfenbüttel verdrießt ihn, und er sagt, was nicht minder den Berufenen und den Ruf Annehmenden, als den Berufenden trifft: „Lessing habe im Jahre 1769 im Begriff gestanden, sich in die Bande des Herrendienstes zu begeben und in einem Winkel zu begraben, wo ein sechsjähriges Martyrium die besten Kräfte seines Geistes verzehren und ihn leiblich und geistig für immer knicken sollte". Aber worin das Martyrium bestand, haben wir gesehen, und vielleicht verhinderten nur Wolfenbüttel und der Erbprinz, der ihn dorthin berief, daß Lessing nicht schon mit dem Jahre 1776 leiblich und geistig geknickt war, sondern noch in den letzten fünf Jahren seines Lebens die besten und höchsten Kräfte seines Geistes durch Werke bethätigen konnte, welche wie die Erziehung des Menschengeschlechts, die Anti-Goezen, Nathan u. s. w., zu dem Besten und Edelsten gehören, was er hervorgebracht hat.

Außer den Ausfällen auf den Erbprinzen entlehnte Herr Röpe der Stahr'schen Darstellung die Geringschätzung, womit er von einer kleinen Zulage von 200 Thalern, einem Vorschuß von etwa 1000 Thalern und — dem Hofrathstitel spricht, die Lessing'en „endlich" zu Theil geworden. Auch thut Stahr ihm zu der Anwendung, die er hiervon macht, allen möglichen Vor-



schub, indem er, II, 111, ausruft: „Und was war es, um dessentwillen ein deutscher Fürst den Stolz deutscher Nation sich Jahre lang in Sorge, Noth und Verzweiflung verzehren, seine Geisteskräfte untergraben oder in unwürdigen Arbeiten zur Gewinnung des täglichen Brodes abstumpfen ließ? — Eine Gehaltserhöhung von zweihundert Thalern!! denn nicht höher belief sich die endlich nach sechsjährigem Harren gewährte Zulage, die sein Gehalt von sechs= auf achthundert Thaler brachte! Als Wundpflaster für alle die erlittenen Kränkungen verlieh man ihm den Hofrathstitel! bei einem Lessing eine Ironie, wie sie schärfer die deutsche Literaturgeschichte nicht kennt".

Daß Lessing über die Zulage und die andern gleichzeitig erhaltenen oben erwähnten Vortheile nicht so verächtlich dachte, wie Stahr, haben wir schon früher angeführt. Daß er sechs Jahre auf dieselbe geharrt, ist blos nicht wahr, denn nachdem er im März 1776 zum erstenmal darauf angetragen hatte, wurde sie ihm schon im April zugesichert*), und von Johannis desselben Jahres an trat er in ihren Genuß ein. Daß ihm der Hofrathstitel „als Wundpflaster für alle die erlittenen Kränkungen" verliehen worden, ist nicht minder unwahr. Kränkungen hatte Lessing nicht erfahren, nur seine kranke Stimmung hatte einige Zufälligkeiten in dem Betragen des Erbprinzen gegen ihn als Kränkung ausgelegt, und zwar in vertrauten Briefen, in denen er dieser kranken Stimmung Ausdruck geben durfte und sich doch auch selbst wieder deshalb tadelte. Den Hofrathstitel hatte ihm der alte gutmüthige Herzog Karl, dem nicht einmal Stahr nachsagt, daß er Lessing je gekränkt, aus eigenem Antriebe verliehen, und Lessing schreibt seiner Braut den 23. Juni 1776: „Worüber Sie sich vielleicht am meisten wundern werden, ist dieses, daß ich nicht umhingekonnt, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht gesucht habe, sind Sie wohl von mir überzeugt, daß ich es sehr deutsch herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben; aber ich mußte endlich besorgen, den Alten zu beleidigen." Stahr nimmt die Sache ernster und wichtiger und drückt sich stärker darüber aus, als Lessing.

*) Sti. Schr. XII, 527, 529 f.

„Wie Lessing selbst darüber dachte," sagt er, „wie gründlich er die Belehnung mit einem solchen Kinderspielzeuge armseliger Eitelkeit verachtete, haben wir bereits oben gesehen."

Aufrichtig gesagt, rechnen wir dergleichen Entrüstung bei Stahr auch nur zur „populären" Ausdrucksweise. Sonst wäre es erst recht „eine Ironie, wie sie schärfer die deutsche Literaturgeschichte nicht kennen würde", daß seit einer Reihe von Jahren und noch bis auf diesen Tag er selbst in dem durch den Buchhandel jedem Leser zugänglichen „Hof- und Staats-Handbuch des Großherzogthums Oldenburg" mit zwei Titeln, dem Doctor- und dem Professortitel, unter den „Pensionisten" des Großherzogthums aufgeführt wird. Stahr war bekanntlich mehrere Jahre als Conrector am Gymnasium in Oldenburg thätig, und er mag bis 1848 die Pension der Gnade des vorigen, nun noch absolut regierenden, Großherzogs, eines der gutmüthigsten und wohlwollendsten vormärzlichen deutschen Fürsten, oder rechtlichem Anspruch verdanken, so kann sie ihn doch nicht zu den Urtheilen berechtigen, welche er über Lessing's Wolfenbütteler Verhältniß fällt. Denn wenn ihm schon eine Staatsanstellung für Herrendienst gilt, wofür sollte ihm erst eine lebenslängliche Pension gelten, für welche man dem Lande, aus dessen Kasse sie fließt, nichts leistet? Doch verwahren wir uns dagegen, als ob wir auch gegen Gewährung und Beziehung einer solchen Pension, sobald sie berechtigt und wohlverdient ist, irgend etwas einzuwenden hätten.

Stahr spricht nicht nur von der Zulage, die Lessing erhielt, sondern auch von dessen ursprünglichem Gehalte von „nur 600 Thalern" geringschätzig. Lessing dachte darüber ganz anders. „Ich war endlich," schreibt er seinem alten Vater am 27. Juli 1770, „in eine Last von Schulden gerathen, von der ich mich noch lange nicht durch den gänzlichen Verkauf aller meiner Bücher befreien können, und es war die höchste Zeit, daß ich durch die hiesige Versorgung wiederum eine gewisse Einnahme erhielt. Eigentlich ist es der Erbprinz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigste Art zu sich einladen; und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende



Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwiesen, deren ich mich von dem gesammten Hause zu rühmen habe, welches aus den leutseligsten besten Personen von der Welt besteht.... Die Stelle selbst ist so, als ob sie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es um so viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen. Sie ist auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erst wieder auf dem Trocknen, das ist, aus meinen Schulden sein werde: Sechs Hundert Thaler Gehalt, nebst freier Wohnung und Holz auf dem fürstlichen Schlosse". Diese Besoldung war damals so viel, wie heute das Doppelte und war für ein kleines Land und einen kleinen Fürsten unstreitig mehr, als die tausend Thaler, mit welchen Friedrich der Große Winkelmann in Berlin anstellen wollte*).

Stahr nennt es, II, 40, „ein Unglück für Lessing, daß er seine stolze langbewahrte Unabhängigkeit aufgab, ein Unglück für ihn und die Welt." „Das klingt! das thut Wirkung!" sagte Lessing, und wir setzen diesen, wie viele andere Aussprüche Stahr's, z. B. den, daß auch Lessing, wie Stahr selbst, Republikaner, „theoretischer Republikaner" gewesen, gleichfalls auf Rechnung seiner „populären" Darstellung. Lessing hat nie, weder vor seiner Uebersiedlung nach Wolfenbüttel, noch an Ort und Stelle, den Verlust einer Unabhängigkeit beklagt, deren Gewähr er in seinem Charakter mit sich trug, und, was wie ihm selbst, so auch dem von Stahr geschmähten Fürsten zum Lobe gereicht, jederzeit die „völlige Freiheit" anerkannt, in der er in Wolfenbüttel lebe**). Die „stolze Unabhängigkeit" Stahr's hatte Lessing auch während seiner Breslauer Zeit nicht bewahrt, hatte er nach derselben in Berlin aufzugeben gewünscht, als er hier vergeblich Friedrich dem Großen zweimal zu der erledigten Stelle eines Bibliothekars und Aufsehers des Münzen- und Antikenkabinets vorgeschlagen wurde, zu welcher dieser, nachdem Winckelmann sie ausgeschlagen, einen französischen Benedictiner verschreiben ließ***); und so oft Lessing auch Wolfenbüttel zu ver-

*) Lessing's stl. Schr., XI, b, 46.

**) Lessing's stl. Schr. XII, 553. X, 193.

***) Lessing's L. u. s. w. von Guhrauer, II, a, 134 f.

lassen gedachte, so hatte er darum doch nie die Absicht, in seine alte Unabhängigkeit zurückzukehren, wohl aber mehr als einmal den Plan, in andere als Braunschweig'sche „Herrendienste" zu treten.

Daß er überhaupt von der Schriftstellerunabhängigkeit weniger überschwänglich dachte, als Stahr, und die Schriftstellerabhängigkeit, die man heutzutage nicht Wort haben will, vollkommen kannte und zu würdigen wußte, dafür wollen wir uns hier der Kürze wegen auf die Worte in dem Briefe an seinen Bruder Karl vom 4. Januar 1770 berufen: „Freilich hättest Du schlechterdings meinem Rathe und Deinem eignen Vorsatze treuer bleiben und Dich einer ernsthaften bürgerlichen Beschäftigung widmen sollen*). Auch die glücklichste Autorschaft ist das armseligste Handwerk."

---

*) Noch im Jahre 1770 erhielt Karl Gotthelf Lessing die mit 600 Thlrn. Gehalt verbundene Assistentenstelle bei dem General-Münzdirectorium in Berlin. Im Jahre 1779 ward er königl. preuß. Münzdirector in Breslau. Vgl. Jördens Lex. unt. K. G. Lessing.

Fünfter Abschnitt.

„Goeze und Lessing im Fragmentenstreite."

A. Fortgesetzte grundlose Verdächtigung Lessing's. Züge in Lessing's Charakter.

Nach allen den gelungenen Beweisen in den ersten fünf Hauptstücken seines Buches, deren Prüfung wir uns angelegen sein lassen, wird es Herrn Röpe im sechsten (S. 163—210), mit der Ueberschrift dieses Abschnittes, und in dem eng damit zusammenhängenden siebenten („Die Grundfrage und das Ergebniß des Fragmentenstreites", S. 211—231) erstaunlich leicht, Lessing völlig zu Boden zu legen.

Er beginnt auch hier damit, ihn zu entschuldigen, d. h. so zu verdächtigen, daß er ihn als einen blos durch neues Mißgeschick und daher rührende Verlegenheit und Verstimmung zum Unrecht gegen Goeze, zur Feindschaft gegen das Christenthum fortgerissenen Menschen darstellt; denn an diesem Unrecht, an dieser Feindschaft ist Herrn Röpe nun kein Zweifel mehr, und er hat auf einmal alles vergessen, was er früher über das Veraltete und Mangelhafte an Goeze's Standpunkte und über die unausbleiblichen Gegensätze einer Uebergangszeit zugegeben hatte, in welche der Kampf zwischen Goeze und Lessing fiel, und worin wir noch heute stehen. Auch davon, daß er selbst sich vortheilhaft von Goeze unterscheide und in verschiedenem Betracht über denselben hinausgeschritten sei, wie er sich früher vorbehalten, ist kaum eine Spur und gar keine Wirkung mehr wahrzunehmen: wir werden ihn fast ganz in Goeze'n aufgehen sehen.

Er spricht zuerst von den Schriften Schumann's*) und Räß'**), welche vor Goeze gegen die Fragmente auftraten, und von Lessing's Erwiederungen auf dieselben. Er sagt, S. 169: „Der Anfang dieser Duplik" (gegen Joh. Heinr. Räß, Archidiaconus und Superintendenten zu Wolfenbüttel) „ist sehr ruhig und milde gehalten, aber in der Mitte des Buches wird Lessing auf einmal herbe und bitter, und von nun an beginnt in Lessing's Streitschriften die leidenschaftliche Heftigkeit, der schnöde höhnende Ton, die Verläugnung so vieler Wahrheiten, die er früher erkannt und bekannt, die Vertheidigung der Aufklärer, eines Bahrdt und Basedow, die er früher verachtet, die Anwendung von Instanzen, die er erweislicherweise nicht glaubt, dazu die Uebergehung der Widerlegungsgründe seiner Gegner, das Streiten um Worte, das absichtliche Nichteingehen auf den Kernpunkt der Frage und das leider nur zu wohl gelungene Bemühen, den Gegner in eine falsche Position zu verlocken und lächerlich zu machen, kurz, die Anwendung aller möglichen Maßregeln wohlüberlegter Taktik, die dem Leser erst dann recht zum Bewußtsein kommen, wenn er diese öffentlichen Schriften Lessing's mit seinen Privatbriefen aus dieser, wie aus früherer Zeit, und mit den Antworten desjenigen Gegners vergleicht, der nun als Hauptstreiter auf den Kampfplatz tritt, Goeze".

Diese schweren Anklagen sollen also wieder mit der wohlausgedachten, aber schlechtüberlegten Taktik, die uns auch im vorigen Abschnitt entgegentrat: aus Lessing's vertrauten Briefen und Privatverhältnissen gerechtfertigt werden! Herr Röpe fährt fort, S. 170: „Guhrauer macht die Bemerkung, daß es gerade Goeze's Angriff gewesen, welcher die plötzlich veränderte Stimmung und Taktik Lessing's veranlaßt habe, II, b, 167.

*) „Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christl. Rel. Hannover, 1778", mit dem Motto, „Ich weiß, an wen ich glaube, 2. Tim. 1, 12". Der „Vorbericht . . . Geschrieben im September 1777" ist unterschrieben: „Joh. Daniel Schumann, d. W. D. Director des Lyceum zu Hannover".

**) Die Auferstehungsgesch. Jesu Christi geg. einige im vierten Beytrage zur Gesch. u. Litteratur 2c. gemachte neuere Einwendungen vertheidigt. Braunschw. im Verlage der Fürstl. Waysenhausbuchhandlung, 1777.

Die Taktik: ja; die Stimmung: nur zum Theil. Die veränderte Stimmung Lessing's erklärt sich zunächst dadurch, daß ihn mitten in seiner Arbeit an der Duplik der härteste Schlag seines Lebens traf, der Tod seiner Frau. Nun war er auf einmal aus dem eben begonnenen häuslichen Glück herausgerissen, er sah sich plötzlich wieder in finanzielle Mißverhältnisse hineingestürzt, das Vermögen seiner Stiefkinder betreffend; er unterlag den schlimmsten sittlichen Verdächtigungen in dieser Hinsicht, wovon er sich rein wußte: vgl. Guhrauer II, b, 304, Lessing's stl. Schr. XII, 625; kurz, der Streit, den er als geistiges Spiel mit frischem Muth begonnen, mußte er plötzlich mit zerrissenem Herzen, in seinem Innersten gebrochen fortsetzen. Und der Trost der Religion, der einen frommen Christen in solchen Schreckenszeiten tröstet, fehlte ihm auch.... Er suchte Zerstreuung, Betäubung. So erklärt sich zunächst die veränderte Stimmung."

Ungegründet ist zunächst die Behauptung, von welcher Röpe hier ausgeht, daß mitten in Lessing's Arbeit an der Duplik der Tod seiner Frau gefallen sei. Ebert hat die Duplik schon am 28. Jan. 1778 (vgl. dessen Brief an Lessing von diesem Tage), Karl Lessing in Berlin sie schon am 7. Febr. (s. dessen Brief von diesem Tage) gelesen, und Lessing schreibt dem Bruder am 5. Jan. über das Befinden seiner Frau, welche wenige Tage darauf starb: „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte." Die Duplik muß daher jedesfalls vor diesen vierzehn Tagen, wenn nicht fertig gedruckt, doch fertig geschrieben gewesen sein.

Röpe fährt fort: „Dieses schon im Michaelisprogramm der Realschule 1859 mitgetheilte (sechste) Hauptstück unsrer Schrift hat in einem Hamburger Wochenblatt die abgeschmackte Mißdeutung erfahren, als wäre durch diese Hinweisung auf Lessing's häusliche Leiden und finanzielle Mißverhältnisse eine ganz besonders gehässige Anklage gegen ihn erhoben worden."

Hier können wir Herrn Röpe einmal beipflichten. Diese Hinweisung brauchte an und für sich nichts Gehässiges zu haben. Sie erhält es erst durch die Verbindung, worin er sie vorbringt, durch die Folgerungen, welche er aus ihr zieht. Derselbe Grund machte auch in seinem fünften Hauptstück die Hinweisung auf

Lessing's „finanzielle Mißverhältnisse" in „dem Unglücksjahre 1776" zu einer so gehässigen, als unwahren Anklage, welche aber Herr Röpe durch die so eben angeführten Worte seines sechsten Hauptstücks wieder zurückzunehmen scheint: Lessing habe den durch die fünf neuen Fragmente, deren Herausgabe dort auf Rechnung seiner Geldnoth gesetzt war, hervorgerufenen „Streit als geistiges Spiel mit frischem Muth begonnen."

Sich gegen eine „abgeschmackte Mißdeutung" zu vertheidigen, sollte doppelt abgeschmackt erscheinen. Nichtsdestoweniger thut es Herr Röpe, und zwar so ausführlich, als unglücklich. „Wer", sagt er, „lesen kann und will, wird doch erkennen müssen, daß wir, die wir oben Goeze's Rechtfertigung ganz besonders durch Lessing's früheres Verhältniß zu ihm und durch Lessing's ehrendes Urtheil über ihn zu führen gesucht haben, doch sicherlich Lessing's geistige und sittliche Größe aufs bereitwilligste anerkennen müssen und folglich hier unmöglich die Absicht haben können, ihn herabzuwürdigen."

Auch hier können wir Herrn Röpe so viel zugeben, daß er, gleichwie er zu „Goeze's Rechtfertigung" ein früheres Freundschaftsverhältniß desselben zu Lessing und ein „ehrendes Urtheil Lessing's über denselben" annahm, so auch Lessing's geistige und sittliche Größe nicht in der Absicht verkenne, „Lessing herabzuwürdigen," sondern Goeze blos ferner auf Lessing's Kosten zu „rechtfertigen." Die Wirkung bleibt aber die nämliche. Lessing könnte kein geistig und sittlich großer Mann gewesen sein, wenn ihn Verstimmung und Geldverlegenheit oder, denn Herr Röpe ist nicht um Beweggründe verlegen, wenn ihn der Wunsch, sich zu „zerstreuen" und zu „betäuben", vermocht hätten, Händel mit Goeze zu suchen und diesem unwahr und ungerecht zu begegnen.

Was überhaupt Lessing's, von Röpe auch für das Jahr 1778 wieder heraufbeschworne, Geldverlegenheiten betrifft, so bestanden dieselben fast während seines ganzen Lebens, mit Ausnahme etwa seines Breslauer Aufenthalts, als der sorgenfreisten Zeit, die er je gehabt, in welcher er aber auch nichts herausgegeben hat. Um Ostern 1765 kehrte er nach Berlin zurück, welches er zu Ende des Jahres 1760 mit Breslau vertauscht hatte. In Kurzem befand er sich hier, erzählt sein Bruder, wieder

so reich wie vor fünf Jahren. Er hatte seinen jüngsten Bruder zu sich genommen. Daher war er genöthigt, desto fleißiger zu sein, und, ob er gleich dieses immer gewesen, doch vorzüglich seinen Fleiß auf die baldige Vollendung einiger Werke zu richten, die er in Breslau schon angefangen. Gott weiß, ob wir ohne diesen äußern Drang noch so zeitig den Laokoon und die Minna von Barnhelm erhalten hätten*).

Wenn aber Lessing seine Geldverlegenheiten gerade in Wolfenbüttel am schmerzlichsten zu empfinden schien, so rührte das von den Ursachen her, die wir im vorigen Abschnitt mitgetheilt haben. In Wahrheit hatten sie mit Wolfenbüttel ihr Ende erreicht, und so sah es Lessing selbst auch an.

„Daß ich in Braunschweig gewesen, und was ich daselbst ausgerichtet," schreibt er, Hamburg, den 4. Januar 1770, an seinen Bruder Karl, „brauche ich Dir wohl nicht erst zu erzählen. Das Ergebniß von allem weißt Du, wodurch ich freilich für die Zukunft so ziemlich aus aller Verlegenheit gerissen bin. Aber für das Gegenwärtige ist darum meine Verlegenheit um nichts geringer, und es wird mir noch viele Mühe und Sorge kosten, ehe ich mich ganz auf das Trockne setze. Ich stecke hier in Schulden bis über die Ohren und sehe schlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren wegkommen will.... Ich muß alles zu Gelde machen, und Bücher kann ich nun am ersten entbehren." An seinen Verleger Voß in Berlin schreibt er den 5. Januar: „Nun lassen Sie mich Ihnen auch danken, daß Sie so gütig sein wollen, meine letzte Anweisung so prompt zu bezahlen. Ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt und würde Noth gehabt haben, meine Reise nach Braunschweig ohne diesen Zuschub zu thun."

Nichtsdestoweniger denkt er zugleich darauf, wie er wieder für Eltern und Geschwister sorgen will, und schreibt noch in dem Briefe an seinen Bruder: „Ich wünschte nur, daß unsre Eltern hiervon überzeugt sein möchten, damit sie nicht etwa glauben, es liege blos an meinem Willen, daß ich mein längst gethanes Versprechen noch nicht gehalten habe. Gott weiß, daß es mir nicht möglich gewesen, und daß ich noch nicht gewiß sagen

*) Lessings Leben, S. 253.

kann, wann es mir möglich sein wird. Ehe ich in Wolfenbüttel eingerichtet bin, werde ich von meinem ordentlichen Gehalte wenig erübrigen können. Aber es ist mein fester Vorsatz, alles was ich erübrigen kann dazu anzuwenden, daß ich mein Wort halte."

Hätte Herr Röpe mit seiner Wiederholung „des Mährchens von 1000 Dukaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten*)" Recht — denn darauf kommt seine Beschuldigung doch blos mit dem Unterschiede hinaus, daß nach ihm Lessing um ein paar Dukaten, um das Honorar für die 230 Druckseiten, welche die fünf Fragmente im „Vierten Beytrag zur Geschichte und Litteratur u. s. w." einnehmen, den Verräther Christi gespielt hätte — so würde Lessing erst um des Geldes willen gegen seine Ueberzeugung gehandelt haben, seit er durch seine Anstellung in Wolfenbüttel „so ziemlich aus aller Verlegenheit gerissen war."

Was der Parteihaß während des durch die Fragmente hervorgerufenen Kampfes gegen ihren Herausgeber ausschäumte, ist nichts gegen eine Beschuldigung, vor welcher Lessing's Name endlich durch die allgemeine Anerkenntniß seines geistigen und sittlichen Werthes geschützt sein sollte. Wir wollen nichtsdestoweniger bei dem abermals angeregten Gegenstande noch einmal verweilen.

Bedeutend waren, wie schon im vorigen Abschnitt berührt ward, Lessing's Schulden eigentlich nie, aber auch die kleinste war ihm drückend und unangenehm. Er hatte, bei seiner strengen Rechtlichkeit, eine große Scheu, von seinem Credit einen unangemessenen Gebrauch zu machen, und welchen Grundsatz er in dieser Hinsicht selbst befreundeten Personen gegenüber befolgte, zeigen die Worte in einem Briefe vom 2. Januar 1770 an einen zweiten Verleger: „Hiernächst danke ich Ihnen, mein lieber Nicolai, für die Bezahlung meiner Anweisung und Ihre dabei geäußerten freundschaftlichen Gesinnungen. Ich mache mir kein Bedenken, meine Freunde in dergleichen Dingen zu brauchen, aber nur die äußerste Noth könnte mich zwingen, sie zu mißbrauchen." So antwortet Lessing auf einen Brief Nicolai's vom 8. November 1769, worin dieser gesagt hatte:

---

*) Lessing's stl. Schr., X, 275 ff.

„Ihre Anweisung wird gleich bezahlt werden, unsere Berechnung mag stehen wie sie will *). Auch künftig weisen Sie an, wenn Sie brauchen, und vergessen Sie nicht, daß die Freundschaft Sie dazu berechtigt." Daß aber Lessing von Nicolai's Bereitwilligkeit keinen Mißbrauch machte, läßt sich aus des letztern Briefe vom 23. Juni 1770 entnehmen, worin es heißt: „Ferner sollen Sie hiermit wissen, daß ich von dem ersten Theil Ihrer antiquarischen Briefe eine neue Auflage auf Michaelis werde machen müssen, weil ich sehr wenig Exemplare mehr habe."

Auch rührten Lessing's Schulden nicht von Verschwendung oder von kostspieligen Vergnügungen her, die man ihm wol vorgeworfen hat. Zu diesen Vergnügungen würde besonders das Pharao zu rechnen sein, welches er in Breslau anfing, in Hamburg aber wol nur ausnahmsweise fortsetzte. Die Gründe, welche ihn in seiner Breslauer Stellung mitten unter Kriegsleuten zur Theilnahme an diesem Spiel bestimmen mochten, gibt sein Bruder im Leben Lessings (S. 221 ff.) an, und sie sind um so einleuchtender, als das Pharao damals nicht wie heute beurtheilt wurde, wo es durch die vielen privilegirten Spielhöllen in Deutschland zum öffentlichen Aergerniß und Fluch geworden ist, und wo, ohne den größten Anstoß zu erregen, kein Geistlicher mehr wagen dürfte, was sich der Prälat Hebel, der liebenswürdige Humorist und Verfasser der allemanischen Gedichte, noch in diesem Jahrhundert in Baden-Baden ohne Bedenken erlauben konnte. Was die Folgen jenes Spiels für Lessing betrifft, so sagt sein Brunder: „Ist Lessings eigne Aussage von Gewicht, so gestand er, in Breslau oft und hoch gespielt, aber im Durchschnitt wenig oder gar nichts verloren zu haben."

„Die zweite Sünde," sagt Karl Lessing, „deren er in Breslau von seinen Freunden beschuldigt wurde, war das viele Bücherkaufen. Es war Speculation und Liebhaberei. Die Bücher gingen damals im schlechten Gelde fast wohlfeiler weg, als sonst im guten; er wußte, daß er Bücher besser verwahren konnte, als Baarschaften, die ihm der erste beste Dürftige ab-

---

*) Vgl. Lessing's Brief an Nicolai vom 30. October 1769.

jammerte, und sie waren auch das Einzige von Erheblichkeit, das er aus Breslau nach Berlin zurückbrachte."

Was vielmehr Lessing's Geldverlegenheiten verursachte, war seine Freigebigkeit. Sein Bruder sagt: „Das Sprüchwort: Geben ist seliger, denn Nehmen stand nicht blos in seiner Bibel, sondern lag in seinem Herzen viel zu tief, als daß Erfahrung etwas dagegen vermochte. Er borgte sogar, um seinen Eltern und Geschwistern beistehen zu können." Und seine Linke erfuhr dabei nicht, was die Rechte that. Denn der Bruder setzt hinzu: „Schwerlich wird er es jemals dem vertraut haben, dem er abborgte."

Diese Freigebigkeit erstreckte sich aber nicht blos auf seine Angehörigen, sondern, wie der Bruder sich ausdrückt, auch auf den ersten besten Dürftigen. Hiervon sind viele Beweise und Beispiele bekannt. Das folgende entnehmen wir seinen Briefen an Nicolai. Dasselbe erinnert, was die Bereitwilligkeit, zu helfen, betrifft, an das edle Benehmen Goethe's gegen Kraft*), aber mit dem Unterschiede, daß was beide gerne thaten dem einen leicht, dem andern sauer ward. „Ich schreibe", fängt ein Brief an Nicolai, vom 21. October 1768, an, „heute größtentheils an Sie in der Angelegenheit eines alten guten Bekannten, der sich gegenwärtig in Berlin befindet. Es ist Hr.** aus Leipzig, der von dort weggehen müssen und gern in Berlin unterkommen möchte. Ich habe ihn an *** empfohlen, aber es scheint, daß *** entweder nichts kann oder nichts will für ihn thun. Hören Sie also, was ich von Ihnen verlange. Herr Eberhard ist unser guter Freund; bitten Sie diesen, in meinem Namen, daß er bei dem Minister Horst diesem Manne irgend eine kleine Accisebedienung in der Provinz verschaffe. Ich sollte meinen, daß dieses etwas sehr leichtes sein müßte. ** ist ein geborner preußischer Unterthan; sollte er nicht eben so viel verdienen, als ein — Franzose? Oder wissen Sie, lieber Nicolai, sonst etwa einen Rath? Der Mann versteht sich auf den Wollenhandel, und, wie ich gehört habe, gut. Könnte ihn Moses nicht etwa bei einer dortigen Wollenfabrik

*) Briefe und Aufsätze von Goethe u. s. w. Herausgegeben durch A. Schöll, S. 165 ff.

anbringen? Indeß bitte ich Sie, ihm, **, auf meine Rechnung zwei oder drei Louisdor zu geben und ihm solche nebst beiliegendem Briefe zustellen zu lassen. Er logirt im schwarzen Adler, der Post gegenüber. — Wenn ich Ihnen sage, daß mir der Mann sehr nahe geht, so, weiß ich, werden Sie Ihr Bestes thun." Auch an Eberhard scheint sich Lessing gewandt zu haben, denn am 25. November schreibt er abermals an Nicolai: „Herr Eberhard hat mir versprochen, für ** bei dem Minister unfehlbar etwas auszuwirken. Haben Sie die Güte, ihn daran zu erinnern. Aber er muß es so bald thun als möglich. Der Mann geht mir äußerst nahe, und ich wollte gern niemanden mit ihm beschwerlich fallen, wenn ich ihm selbst helfen könnte." Am 20. December: „Was Sie oder Eberhard oder Moses für den armen ** thun können, das thun sie mir zu Liebe doch ja. Mit Geld ihn länger zu unterstützen" (wie Lessing hiernach schon länger gethan haben mußte) „fällt mir äußerst hart: ein Paar Louisdor unterdeß geben Sie ihm nur noch, wenn er sie äußerst brauchen sollte."

Mit Lessing's Freigebigkeit, mit „einem Uebermaß von Großmuth," wie es sein gleichgestimmter Bruder Karl nennt, hingen seine Sorglosigkeit und seine Geringschätzung des Geldes zusammen. „Ich weiß," schreibt ihm Ebert in einem Briefe vom 27. Febr. 1770, „wie leichtsinnig Sie in Ansehung des Geldes sind." Es ging ihm wie William Pitt der, uneigennützig und kein Verschwender, aber ganz den Angelegenheiten seines Landes hingegeben, gleichfalls für sich nicht haushalten mochte und sich von seinen Bedienten betrügen ließ. „Als Lessingen einstmals," lesen wir bei seinem Bruder, „ein guter Freund erzählte, daß einer seiner Bedienten, den er in Breslau gehabt, sich bei ihm etwas geschafft und nun ein Haus mit einem Kaffeeschanke gekauft habe, antwortete er: der hat es doch gut angewendet".

Erst als er geheirathet hatte, wünschte er sich wie seinen genannten Bruder zu bessern Haushaltern umzuschaffen. „Meine Heirath", schreibt er diesem am 4. Januar 1777, „hat mir allzuviel gekostet, und meine Einrichtung kostet mir noch fast mehr als ich aufbringen kann. Aber genug, daß ich in der Folge ordentlicher und vernünftiger zu leben, und auch was

übrig zu haben rechnen kann, welches ich wohl nimmermehr würde gehabt haben, wenn ich so fortgelebt hätte"; und am 8. Januar: „Empfiehl mich Deiner lieben Frau auf das herzlichste und sage ihr, sie solle ja nicht vergessen, warum ich sie bei meinem Abschiede gebeten habe. Ich will hoffen, daß Du ihr die Sache nicht sauer machen wirst. Es ist nichts geringeres, als Dich zu einem guten ordentlichen Hausvater zu machen, welches Leute, wie wir, doch nicht eher werden, als bis wir es jemanden zu gefallen werden".

Man hat gewissen Charakteren in Lessing's dramatischen Arbeiten von jeher einen Vorwurf gemacht, welchen ich mit Goeze's Worten anführen will. In dem Munde eines echten Jüngers Jesu, eines wahrhaften Verkündigers christlicher Nächstenliebe würde er etwas Sonderbares haben. Goeze fährt an der im ersten Abschnitt (S. 32) von uns benutzten Stelle seiner „Theologischen Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne u. s. w.", S. 104, fort: „Der Freygeist verdient unter den Lustspielen des Herrn Leßings die erste Stelle. Der junge Gelehrte hat wol mehr den Zweck, zu belustigen, als zu erbauen. . . . Die Moral, welche aus dem Lustspiele: Die Juden fließen sol, ist diese: daß es unvernünftig sey, die Juden blos darum zu verachten und zu verabscheuen, weil sie Juden sind, da es unter den Christen die verruchtesten Bösewichter gebe, und da unter den Juden sich Leute finden können, welche die Tugend in einer hohen Vollkommenheit ausübten; allein den Charakter eines tugendhaften Juden hat Herr Leßing nach meiner Ansicht zu idealisch gemacht und zu hoch getrieben; und gesetzt, es fände sich hier und da ein Jude, der demselben in etwas gleichte, so sagt dennoch der Titel zu viel.... Ein idealisch, und zwar im höchsten Grade, der möglich ist, tugendhafter Jude, wird zur Tilgung eines so stark eingewurzelten, im Grunde ungerechten, aber dennoch durch so viele Beyspiele bestätigten und täglich erneuerten Vorurtheils wenig beytragen, die bloße Belustigung der Zuschauer wird also von diesem, wie von den meisten Lustspielen, die vornehmste Wirkung bleiben. Und eben dieses besorge ich auch von dem, sonst in Absicht auf die Anlage, Kunst und Ausarbeitung so schönen und in Absicht auf die Moral völlig untadelhaften Stücke: Minna

von Barnhelm oder das Soldatenglück. Der Major und der Wachtmeister sind bis zum Enthusiasmus tugendhaft und uneigennützig. Minna wird den Zuschauern ein Wesen aus einer höhern Sphäre zu seyn scheinen. Eigensinn, Temperament und point d'honneur können zur Noth solche Gesinnungen erwecken und solche Handlungen hervorbringen, als der Major und der Wachtmeister sehen lassen. Indessen werden die Zuschauer gegen die Verbindlichkeit zu gleichen Gesinnungen und zur Nachfolge sehr vieles einzuwenden haben".

Ueber das schon im Jahre 1749 geschriebene Lustspiel in einem Aufzuge „Die Juden", welches der damaligen Zeit entsprach und oft gegeben ward, sagte Lessing selbst (IV, 6): „Es war das Ergebniß einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei". Also diesem zu jeder Zeit unnatürlichen und lächerlichen Zweifel sollte jenes Lustspiel entgegenwirken, und was von dem einen Juden darin gilt als etwas sich von selbst Verstehendes auch von mehr als einem im wirklichen Leben gelten dürfen.

Auf Goeze's Einwendungen gegen die Minna von Barnhelm läßt sich wol nichts Besseres erwiedern, als daß die genannten Personen darin „solche Gesinnungen" und „solche Handlungen" in gehobener Stimmung an den Tag legen, daß diese letztere sich nach der Absicht des Dichters auch den Lesern oder Zuhörern mittheilen soll, und daß er den Eigensinn und das point d'honneur, um mit Goeze zu reden, die jene Stimmung unterstützen, gehörig begründet hat.

Was wir aber hier eigentlich hervorheben wollten, ist, daß jene edlen Charaktere in Lessing's Lustspielen noch durch Lessing's eigenen Charakter eine nicht wegzuleugnende Wahrheit erhalten. Lessing's Charakter spiegelt sich in der Beziehung, worin wir ihn zuletzt betrachteten, auch in kleineren Zügen in seinen Dramen ab. Wenn z. B. im Nathan der Derwisch nicht länger des Sultans Schatzmeister sein will und an den Ganges zu seinen

Ghebern zurückeilt, so ist es echt Lessingisch, was Nathan ihm nachruft: „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König", so wie es Lessing ist, der auf Sittah's Frage: „Was klemmt? was fehlt?" aus Saladin spricht:

> Was sonst, als was ich kaum zu nennen würd'ge?
> Was, wenn ich's habe, mir so überflüssig,
> Und hab' ich's nicht, so unentbehrlich scheint —
> . . . Das leidige, verwünschte Geld.

Was aber hier vorzüglich noch hervorgehoben werden muß, ist Lessing's Uneigennützigkeit als Schriftsteller, welche ihm jetzt in dem Maße abgesprochen wird, daß er sogar das Christenthum um Geldes, um eines geringfügigen Honorars willen angetastet haben soll. Grade in Beziehung auf den „vierten Beytrag u. s. w." wegen dessen ihm dies vorgeworfen wird, ist in Lessing's Briefen von dem Honorar, welches er ihm einbringe oder einbringen solle, gar nicht die Rede, bei den Anti-Goezen und was dahin gehört scheint er gegen alles Honorar wenigstens sehr gleichgültig gewesen zu sein; wie sich aus verschiedenen Umständen schließen läßt.

Sein Bruder Karl schreibt ihm unterm 1. August 1778: „Moses, der Dich vielmals grüßen läßt, war der Meinung, man sollte die Handschrift, die Du mir geschickt, ohne Anfrage drucken und gratis ausgehen lassen; er wolle gar gern die Kosten über sich nehmen. Dies gefiel mir aber nicht recht, und ich gab sie Herrn Voß, der gleich bei dem Ober-Consistorialrath T** (Teller) die Erlaubniß erhielt, sie zu drucken und öffentlich zu verkaufen. Auf künftigen Dienstag sollst Du den Bogen schon abgedruckt haben". Dieser Bogen war Lessing's „nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze", den er dem Bruder unterm 23. Julius 1778 von Wolfenbüttel aus mit dem Bemerken geschickt hatte: „Ich habe den Bogen zwar schon nach Hamburg geschickt, um ihn da drucken zu lassen; wenn Du ihn indeß doch auch in Berlin willst drucken lassen, so kannst Du es nur thun". In dem Briefe an denselben Bruder vom 20. October 1778 schreibt er auch über seine letzte Flugschrift gegen Goeze „Der nöthigen Antwort u. s. w. Erste Folge": „Was ich die Zeit über in Hamburg gemacht habe? Beiliegenden Bogen, als die Antwort auf das dritte

Stück meiner Schwächen, die ziemlich stark zu werden anfangen. Will ihn Herr Voß gleichfalls drucken lassen, so kann er es immerhin thun". Hiernach hat Lessing, ohne, allem Anscheine nach, auf Honorar für diese Flugblätter zu sehen, die genannten beiden in Hamburg und Berlin drucken lassen. Wenigstens gibt es, was Lachmann und von Maltzahn entgangen ist (X, 230, Anm.) von der „nöthigen Antwort u. s. w." zwei verschiedene Ausgaben aus dem Jahre 1778, beide mit dem angeblichen Druckort: Wolfenbüttel, beide in Octav, die eine 16, die andere 14 Seiten stark, und diese letztere stimmt mit den von der erstern abweichenden Lesarten in dem sechsten Bande der vermischten Schriften von 1791 überein, ist also wahrscheinlich die bei Voß gedruckte.

Wie untergeordnet ihm überhaupt bei aller seiner Schriftstellerei die Rücksicht auf den Geldgewinn war, geht auch daraus hervor, daß er, immer mit neuen und höheren Absichten beschäftigt, den Vortheil seiner alten Schriften den Nachdruckern preisgab. So erschien von seinen „Kleinigkeiten" (Sammlung kleiner Lieder) noch 1769 als vierte Auflage ein Stuttgarter Nachdruck, und mit der neuen Herausgabe seiner 1753 bis 1756 zuerst herausgegebenen, auch jene Kleinigkeiten wieder enthaltenden, kleinen Schriften, deren erster Theil unter dem Titel Vermischte Schriften, Berlin, 1771, erschien, kam er selbst nicht weiter als bis zum fünften Bogen des zweiten Theiles; und dieser, sowie die folgenden Theile erschienen erst nach seinem Tode. „Daß er für die Aufführung seiner Stücke keinen Groschen einnahm, bedarf erst keiner weitern Bemerkung", sagt Guhrauer, sowie es bekannt ist, daß den Nutzen von der Dramaturgie die Nachdrucker Dodsley und Comp. an sich rissen. Erst beim Nathan war er wieder auf seinen nothwendigen Vortheil bedachter und trug von einem Theil dessen, was derselbe ihm einbrachte, eine Schuld von 300 Thalern ab, welche er nach dem Tode seiner Frau hatte machen müssen.

Es kommen zwar auch nach diesem Tode in Lessing's vertrauten Briefen Klagen über seine vielen nothwendigen Geldausgaben vor, sie sind aber theils, wie wenn er von „seiner weitläuftigen und kostbaren Haushaltung, da er seine Stiefkinder noch bei sich habe", spricht, sehr natürlich, theils wurden

sie dadurch verschärft, daß er sich außer Stande sah, Mutter und Schwester in dem Maße zu unterstützen, wie er es so gerne that. Daß er den von Röpe behaupteten „schlimmsten sittlichen Verdächtigungen unterlegen", was wol heißen soll, daß solche gegen ihn erhoben worden, er sich aber von denselben, was wol heißen soll, von den darin enthaltenen Beschuldigungen „rein gewußt", das ist rein ersonnen, und es kommt in Lessing's Briefen nicht die kleinste Andeutung davon vor. Lessing sagt, und das würde die einzige Stelle sein, welche sich hierherziehen ließe, in einem Briefe an Elise Reimarus vom 9. Aug. 1778: „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen möchte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, als andere Menschen!"

Diese Worte führt Guhrauer an dem zweiten von Röpe angezogenen Orte an, nachdem er das Gegentheil von dem vorausgeschickt hat, wofür sich dieser auf ihn beruft: „. . . denn um auch nur den entferntesten Schein zu vermeiden, als zöge er aus dem Vermögen seiner Frau zum Nachtheil seiner Kinder Vortheile, ein Gedanke, der gewiß niemanden außer ihm einkam, ihm aber unerträglich ward, brachte er den Verhältnissen Opfer".

Nachdem, wie wir anführten, Herr Röpe bei jedem achtbaren Leser die Anerkennung vorausgesetzt, „daß er hier unmöglich die Absicht haben könne, Lessing herabzusetzen", fährt er zur Widerlegung der in dem „Hamburger Wochenblatt" erfahrenen „abgeschmackten Mißdeutung" fort: „Daß uns das nicht hindern darf, das eine große Unrecht, welches er Goeze angethan hat, weil die Pflicht der Wahrheit es fordert, anzuerkennen, sollte doch keines Wortes weiter bedürfen. Denn ein sündiger Mensch war Lessing, wie wir alle".

So unzählige mal Herr Röpe bisher auch schon die Behauptung wiederholt hat, so oft er sie ferner wiederholen wird, daß Lessing Goeze'n großes Unrecht angethan, so hat er doch

weder das Geringste beigebracht, noch bringt er ferner etwas anderes als neue grundlose Behauptungen bei, sie zu beweisen. Wir haben uns aus seinem Buche noch von keinem andern Unrechte, als demjenigen, welches er selbst Lessing'en anthut, überzeugen können, und nicht gefunden, daß ihm die Wahrheit oder, wie er sich ausdrückt, die Pflicht der Wahrheit Bedenken hiergegen erregt hätte. Und warum hätte sie das auch gesollt? Denn wenn Lessing ein sündiger Mensch war, wie wir alle, sind wir dann alle nicht auch sündige Menschen, wie Lessing, und bleibt es sich nicht ganz gleich, ob er oder ob wir sündigen, wenn überhaupt nur gesündigt wird?

„Frei von Unrecht und ohne Tadel ist", setzt Herr Röpe hinzu und wäscht sich dadurch von seiner Sünde sogleich wieder rein, „nur Einer, den wir ehren, wie wir den Vater ehren".

„Das junge Geschlecht", fährt er fort, „der heutigen meist im Cultus des Genius befangenen Literaten verlangt aber unbedingte Verehrung für die Personen der Heroen unsrer Literatur, eine Verehrung, welche nicht selten zu ihrer Verehrung und Kenntniß der Werke dieser Heroen im umgekehrten Verhältniß steht".

In diesem Falle würden solche Literaten doch einigermaßen mit ihrer Unkenntniß entschuldigt werden können; aber womit kann es Herr Röpe, wenn ihm die Kenntniß, welche er vor jenen voraushaben will, dienen muß, die Wahrheit besser zu entstellen?

Er fährt weiter fort: „Wir hatten die Aufgabe, das psychologische Räthsel zu lösen, wie Lessing, der trotz seiner nicht orthodoxen Ansichten so lange Zeit die Orthodoxie anerkennend geschont und ihren Vertreter Goeze aufrichtig geschätzt und vertheidigt hatte, plötzlich dahin gekommen sei, diesen Mann mit so eclatanter Verachtung und unverdienter Feindseligkeit zu behandeln. War doch Goeze im Jahre 1777 kein anderer geworden, als welcher er 1769 gewesen war".

Die Leser haben sich dagegen überzeugt, daß auch dieses psychologische Räthsel sowohl eine bloße Erfindung Röpe's, als nicht von ihm gelöst ist, daß nicht blos Goeze, daß auch Lessing im Jahre 1777 und 1778 derselbe wie im Jahre 1769 war,

und daß dieser jenen zu keiner Zeit für den Vertreter der von ihm geschätzten Orthodoxie gehalten hat.

„Wir haben zuerst gezeigt, daß Lessing diesen Kampf wider die Orthodoxie bei Herausgabe der Fragmente keineswegs beabsichtigt habe. Vor dem Vorwurf, als habe er seine Grundanschauungen geändert, haben wir ihn ausdrücklich in Schutz genommen".

Diesen Vorwurf hatte aber niemand als Herr Röpe selbst aufgeworfen, und dadurch, daß er Lessing gegen denselben in Schutz genommen haben will, gewinnt er erst für den weit stärkern Vorwurf Raum, daß jener im Kampfe mit Goeze gegen seine nicht geänderten Grundanschauungen oder gegen seine Ueberzeugung gehandelt, Goeze'n geflissentlich und wissentlich Unrecht gethan habe!

„Nun lag uns ob, die leidenschaftliche Kampfweise Lessing's zu erklären und, wie es unser ganzes Interesse als Verehrer Lessing's und Vertheidiger Goeze's gleichermaßen erforderte, erklärend zu e n t s c h u l d i g e n".

Schöne Entschuldigung, das! und wozu entschuldigen, was gar keiner Entschuldigung würdig, was zu entschuldigen großes Unrecht wäre?

Dann wiederholt Herr Röpe „als Vertheidiger Goeze's" die von ihm behaupteten oft gehörten Umstände und Verhältnisse, aus denen er Lessing's bedauerliches Betragen gegen den einst so werthgeschätzten orthodoxen Mann „erklärt", „besteht" aber wiederum „als Verehrer Lessing's" „auch darauf, daß darin eine mildernde Entschuldigung des Unrechts liege, welches dieser Goeze'n angethan habe". Dies kann er nicht oft genug bekräftigen und betheuern: „Noch einmal, wir haben jene traurigen Mißverhältnisse nur zu Lessing's Entschuldigung erwähnt, weil wir sie für eine gültige halten, und w e i l e r s e l b s t d i e s e E n t s c h u l d i g u n g f ü r s i c h i n A n s p r u c h n i m m t".

Nimmt Lessing diese Entschuldigung für sich in Anspruch, so müßte er auch die Schuld, welche entschuldigt werden soll, oder das Goeze'n angethane Unrecht zugegeben haben. Aber hören wir Herrn Röpe erst weiter: „Am 22. October 1774 schreibt Lessing an seinen Freund, den Buchhändler Voß: Ach ich möchte, Sie könnten es wissen, in welcher unglücklichen Lage

ich mich befinde! Wie leicht würden Sie sich daraus alles erklären, was Ihnen in meinem Betragen vielleicht befremdlich und tadelhaft vorkömmt. In meinen verzweifelten Umständen sollte auch wohl der beste Mensch als der nichtswürdigste erscheinen".

Diese briefliche Aeußerung Lessing's gehört zu den vielen ähnlichen, welche wir im vorigen Abschnitt zum Beweise seiner Kränklichkeit und Hypochondrie zu jener Zeit angeführt haben. Wie sie im übrigen zu verstehen sei, ergibt sich aus demjenigen, was ihr unmittelbar vorhergeht, und wovon Herr Röpe schweigt: „Ich antworte Ihnen auf der Stelle, um Ihnen nur mit wenigem zu sagen, wie sehr mich Ihr Brief gerührt hat. Rechnen Sie darauf, daß, wenn ich je Wort gehalten habe, Sie sogleich nach Weihnachten die Handschrift zu dem zweiten Theile der vermischten Schriften unfehlbar erhalten sollen. . . . Wollen Sie mir nun aber auch verzeihen, daß ich Sie vergessen zu haben geschienen? Das hatte ich gewiß nicht. Aber ich wünschte," (bei Röpe: „Ach ich möchte,") „Sie könnten es wissen u. s. w."

Hat nun Lessing in der von Röpe angeführten Stelle eine Nichtswürdigkeit von sich eingestehen wollen, Voß eine solche daraus entnehmen oder dabei denken können und sollen? und ist es nicht eine der ewigen Behauptungen Röpe's, die zu seinen „Maßregeln wohlüberlegter Taktik" gehört, daß Lessing im Jahre 1774 noch der alte, auch gegen Goeze und die Orthodoxie noch der alte gewesen sei? führten wir nicht erst so eben von ihm an, wie Lessing „plötzlich dahin gekommen sei", Goeze'n im Jahre 1778 so feindselig zu behandeln?

Das einzige Nichtswürdige würde hier also nur diese Berufung auf jene Briefstelle sein können, wenn nicht auch Herr Röpe jede Nichtswürdigkeit weit von sich wiese. Denn er fährt wieder fort: „Von Nichtswürdigkeit ist doch bei uns nicht im entferntesten die Rede; nur was uns an Lessing tadelnswerth und befremdlich erscheint, hier mit aller Milde auszusprechen, und nur, weil wir es zu Goeze's Rechtfertigung nicht unterlassen können, daran darf uns die Mißdeutung unverständiger Recensenten nicht hindern, die wahrlich auf solche Weise Lessing schlecht vertheidigen. Wir fügen nun getrost, obwohl noch ärgere Mißdeutung vorhersehend, noch zwei andere Entschuldigungsgründe hinzu. Der erste: Ein Mensch von edlem Charakter

hat, eben weil ihm die Stimme seines Gewissens nicht gleichgültig ist, gerade dann die größeste Versuchung, jemanden Unrecht zu thun, wenn er, sei es auch nur dunkel, es fühlt, daß er gegen denselben keine ganz gerechte Sache hat; denn das natürliche Streben, sich innerlich zu rechtfertigen, erregt das meistens uneingestandene, ja oft unbewußte, aber doch wirksame Interesse, den Gegner schuldig zu finden, und die Selbsttäuschung der Menschen ist groß".

Dieser unvergleichliche „Entschuldigungsgrund" stellt Lessing in seinem reifsten Alter als einen über die wichtigsten Unternehmungen und Bestrebungen seines Lebens und über sein eigenes Innere unklaren Menschen hin.

Noch auf derselben Seite hatte Herr Röpe gesagt: „Wir aber werfen Lessing nichts vor, als daß seine Mißstimmung ihn mit einer tadelnswerthen Leidenschaftlichkeit einen Streit beginnen ließ, in welchem es ihm zuletzt nicht mehr allein auf die Sache ankam, und daß er am Ende seine Taktik vorwiegend darnach einrichtete, als persönlicher Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen".

Jetzt dagegen läßt er Lessing den Streit nicht beginnen, sondern in denselben gezogen werden, während in Wahrheit Lessing den Handschuh doch nur aufnahm, welchen ihm Goeze ohne Besinnen hingeworfen hatte. Herr Röpe fährt nämlich fort: „Wir denken hier ... an den Verdruß, den es ihm erregte, durch Goeze in einen Kampf gegen die unbesonnener Weise von ihm tief verletzte Orthodoxie hineingezogen zu sein, den er gar nicht beabsichtigt hatte, den er sein Leben lang zu vermeiden gesucht, dem er aber nun nach Goeze's Angriff nicht mehr ausweichen konnte".

Daß Lessing einen solchen Verdruß, erregt durch das Gefühl einer von ihm begangenen Unbesonnenheit, der Herausgabe der Fragmente, empfunden habe, ist eine eben so unwahre und durch nichts zu erweisende Behauptung, als daß er je einen Kampf mit der Orthodoxie zu vermeiden oder einem Kampfe mit Goeze mehr, als früher dem mit Klotz auszuweichen gesucht. Goeze war im Jahre 1778 viel weniger als früher Klotz der Mann, dem er hätte zu antworten gebraucht, wenn es ihm nicht dabei um die Sache zu thun gewesen wäre.

„Da hat er denn, so meinen wir," wiederholt Herr Röpe, „seinen Kopf darauf gesetzt, in demselben persönlich Recht zu behalten", obgleich er, wie Röpe drei Seiten später sagt, „wußte, daß Goeze Recht hatte". „Etwas Aehnliches, aber nicht ganz dasselbe, haben wir einmal — wir glauben bei Hamann — gelesen: Man haßt niemanden mehr, als dem man einmal Unrecht gethan hat".

Und ein solcher Haß gegen den, welchen man verletzt hat (nach dem bekannten, bei Tacitus auf den Domitian gehenden, Proprium humani ingenii est odisse quem laeseris), welches Röpe bei Hamann gelesen haben will) wäre, zumal wenn er auch noch, wie nach Röpe bei Lessing, in That überginge, keine Nichtswürdigkeit, wäre weniger eine Nichtswürdigkeit, als wenn ein Mann wie Lessing in den heiligsten Dingen seinen Kopf darauf gesetzt hätte, persönlich Recht zu behalten, mit dem Bewußtsein, in der Sache Unrecht zu haben?!

„Unsre zweite Entschuldigung Lessing's", fährt Röpe fort, „steht aber geschrieben 1. Cor. 2, 14. Lessing war auf seinem religiösen Standpunkte nicht im Stande, die eigentliche Herrlichkeit der Person und die Heiligkeit der Sache Christi, an welcher er sich durch Herausgabe der Fragmente und seine Vertheidigung derselben so sehr versündigte, also auch nicht die Größe dieser Versündigung völlig zu würdigen. Man muß an Christum glauben, um ihn recht ehren zu können. Das wolle man ihm zu gute kommen lassen".

Die nämliche Anklage oder was ihr gleichkam, welche zugleich Christi und Goeze's Sache zu einer und derselben macht, brachte Lessing aus Goeze's Munde oder Feder im höchsten Grade auf, ohne daß dieser den Hohn hinzugefügt hatte, sie zur Entschuldigung Lessing's vorzubringen. Diese steht für Herrn Röpe geschrieben in der lutherschen Uebersetzung von 1. Cor. 2, 14: „Der natürliche Mensch aber (ψυχικὸς δὲ ἄνθρωπος) vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein". Den 15. Vers: „Der geistliche aber (ὁ δὲ πνευματικός) richtet alles und wird von niemand gerichtet" führt Herr Röpe aus Demuth zwar nicht an, er muß ihn aber schon des Gegensatzes

und Zusammenhanges wegen auf Goeze und sich beziehen und kann ihn auch den „unverständigen Recensenten" entgegenhalten, wenn diese ihre Anmaßung gegen Herrn Röpe fortsetzen und ihn z. B. fragen wollten: ob der „geistliche" Mensch nicht gleich dem „natürlichen" die sittliche Pflicht habe, im gewöhnlichen Leben und in Druckschriften bei der Wahrheit zu bleiben?

Auf die Unwahrheit und Grundlosigkeit des Vorwurfs, daß Lessing die Wolfenbüttler Fragmente nicht blos herausgegeben, sondern auch vertheidigt habe, ist von mir schon bei einer andern Gelegenheit aufmerksam gemacht worden*). Nicht minder habe ich schon an andern Orten**) den Gebrauch gerügt, welchen Herr Röpe von Lessing's Briefen und von einzelnen Aeußerungen in denselben zu machen nicht müde wird.

Auch unmittelbar nach der zuletzt angeführten Stelle kommt er auf solche Aeußerungen zurück, fügt dann aber hinzu: „So war die damalige Stimmung Lessing's.... Und das wäre seine wahre Gesinnung gewesen? Nun und nimmermehr werden wir das zugeben".

Aber wer wird denn auch aus der Stimmung eines Menschen sofort auf seine Gesinnung schließen, wer nicht vielmehr, wenn ihm diese Gesinnung anderweitig bekannt ist, die Stimmung mit ihren dem Augenblick angehörenden und in vertrauter Mittheilung laut gewordenen Eingebungen nach der Gesinnung beurtheilen und berichtigen? Herr Röpe macht es umgekehrt, verwechselt vorübergehende Stimmung mit bleibender Gesinnung. Denn wenn er auch fortfährt: „Das war nichts als die Folge jener fast verzweiflungsvollen Stimmung, in der er sich in jenem Unglücksjahre befand", so soll doch Lessing in diesem zweiten „Unglücksjahre" (1778) auch für sein öffentliches Wirken ganz unter der Herrschaft solcher Stimmung gestanden haben und von seiner Gesinnung verlassen gewesen sein: „Sein Witz wider Goeze sei wie der in dem berühmten Briefe, durch welchen er Eschenburg den Tod seines Sohnes anzeige, der Witz der Ver-

*) In meiner Schrift: Dr. W. Menzel's in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" gegen die Größen unsrer klassischen Literatur erhobene Anklagen u. s. w., S. 31 ff.

**) In Nr. 24 der Heidelb. Jahrb. der Literatur von 1860; Nr. 37 und Nr. 51 der „Blätter für literarische Unterhaltung" von 1860.

bitterung über die Herbigkeit seines Schicksals gewesen. Darin liege für ihn eine Entschuldigung, aber auch die Rechtfertigung Goeze's".

Glücklicherweise bedarf Lessing der Entschuldigung Röpe's so wenig, als Goeze'n durch Röpe's Rechtfertigung geholfen wird. Wer den Briefwechsel Lessing's seit dem Tode seiner Frau lesen will, wird in ihm eben so wenig, als in dem früheren die daran geknüpften Beschuldigungen Röpe's gerechtfertigt finden und in Lessing keinen Mann entdecken, der in demselben Jahre, wo er den Nathan dichtete, seine Besonnenheit eingebüßt gehabt hätte, seiner selbst nicht Herr gewesen wäre.

B. Was hat es mit der Beschuldigung auf sich, daß Goeze Lessing'en wegen einer bibliothekarischen Ungefälligkeit zuerst angegriffen habe?

Die fünf Fragmente („Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln"; „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Weise glauben können"; „Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer"; „Daß die Bücher des A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren"; „Ueber die Auferstehungsgeschichte") im „Vierten Beytrag zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, Braunschweig, im Verlage der Buchhandlung des Fürstlichen Waysenhauses, 1777", begleitet Lessing mit „Zusätzen", welche im Inhaltsverzeichnisse als „Gegensätze" angekündigt sind, indem sie jenen Fragmenten theils geradezu widersprechen, theils Gesichtspunkte aufstellen, nach welchen sich die Folgerungen des Fragmentisten auch aus einzelnen, ihm als richtig zuzugebenden Vordersätzen und Beweisen als unrichtig ergeben. Dieselben bezeugen demnach einen, demjenigen des Fragmentisten ganz entgegengesetzten Standpunkt Lessing's und legen sein Verhältniß zum Christenthum und zu den zwei theologischen Hauptparteien seiner Zeit so ernst, ruhig und milde dar, daß die ersten Angreifer der Fragmente den Herausgeber und seine Gegensätze auch fast ganz aus dem Spiele ließen; und nicht, daß sie jene überhaupt bestritten,

sondern die Art, wie sie es thaten, bestimmte Lessing und mußte ihn bestimmen, ihnen zu antworten. Goeze dagegen trat schon sogleich in seinem ersten Aufsatz in den „Freywilligen Beyträgen zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", der sogenannten Schwarzen Zeitung, gegen die Person des Herausgebers und dessen Gegensätze in der anmaßendsten und leichtsinnigsten Weise auf, während er den Fragmentisten selbst mit bloßen Ausdrücken der Verachtung und des Abscheus abfertigt. So wenig war er fähig und geneigt, weder die Absicht zu ahnen, in welcher Lessing die Fragmente herausgegeben hatte, noch den Zweck und Inhalt der Gegensätze zu verstehen.

Einige Schriftsteller haben Goeze's Angriffe auf die letztern mit einem zufälligen Umstande in Verbindung gebracht. Am entschiedensten, so wie am unrichtigsten Gervinus, welcher das Erscheinen der Fragmente, über welche der Streit entstand, um drei Jahre zu früh oder in das Jahr 1774 setzt, indem er (Geschichte der deutschen Dichtung, vierte verbesserte Ausgabe, IV, 371) sagt: „Als Bibliothekar fand Lessing gleich anfangs den Berengar von Tours, nachher gab er, 1774, die viel berufenen Fragmente heraus, die einen Hauptsturm gegen das Christenthum unternahmen... Im Anfang machte dies Werk gar so viel Aufsehen nicht, erst nach Jahren, als Lessing gegen den Pastor Goeze in Hamburg eine bibliothekarische Ungefälligkeit beging, griff ihn dieser Mann mit der heillosen Beschuldigung an, daß er ein heimlicher Feind der christlichen Religion... sei, und suchte ihn dem Hofe durch die Bemerkung zu verdächtigen, daß der Herausgeber solcher Schriften wohl auch andere veröffentlichen könnte, die den Gerechtsamen und der Ehre des herzoglichen Hauses gefährlich sein könnten".

Minder beschwerend für Goeze erzählt Stahr, Leben Lessing's, II, 191: „Goeze hatte sich mit der Bitte um eine bibliothekarische Gefälligkeit an Lessing gewendet. Sein Brief traf diesen am Sterbebette seiner Gattin und blieb deshalb unbeantwortet. Goeze gerieth über eine solche Vernachlässigung, deren Ursache er in die Ungefälligkeit und den Hochmuth des „„Hofraths"" setzen zu müssen glaubte, auf das äußerste in Harnisch, und wenn es gleich gewiß ist, daß er auch ohnedies die Veröffentlichung der Fragmente angegriffen haben würde, so

ward doch die Heftigkeit, mit welcher er es that, durch jene persönliche Gereiztheit noch um vieles verstärkt."

Stahr beruft sich auf Karl Lessing's Leben seines Bruders, wo, S. 401—403, gesagt wird: „Der Bruch des Hauptpastors Göze soll daher entstanden sein. Göze, der seinen Sohn in Helmstädt besuchen wollte oder ihn dahin brachte, reiste durch Braunschweig, und von da aus nach Wolfenbüttel, um Lessingen zu sprechen, der an eben dem Tage mit einigen Hamburgischen Freunden nach Braunschweig gegangen war. Da sie einander also verfehlt hatten" (vielmehr: da Goeze also Lessingen verfehlt hatte), „so ging Lessing, der es erfuhr, mit dem Herrn Professor Eschenburg in das Wirthshaus, wo Göze in Braunschweig abgestiegen, aber von Wolfenbüttel noch nicht zurück war. Sie gaben also Karten ab. Den Morgen darauf reisete Göze in aller Frühe wieder fort. Nicht lange hernach schrieb er an Lessingen und ersuchte ihn, eine in der Wolfenbüttelschen Bibliothek befindliche Bibelausgabe, wegen einer gewissen Stelle, zu vergleichen und, wenn diese sich so verhielte, wie er auf einem Zettel bemerkt hätte, blos das Wort: concordat darunter zu schreiben. Lessing versäumte, ihm zu antworten. Göze beklagte sich darüber in der schwarzen Zeitung, nannte ihn aber nicht bei seinem Nahmen, sondern nur den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek und fügte hinzu: er habe sich darauf an einen berühmten Geistlichen eben dieses Orts, den eligen Generalsuperintendenten Knittel, gewendet, der ihm sogleich mit umgehender Post alle erwünschte Auskunft gegeben habe. Lessing, da er dieses las, wollte Gözen schreiben und sich entschuldigen, aber auch das vergaß er, und Göze, der ein besseres Gedächtniß hatte, nicht. Er erzählte diesen Vorfall der Welt, Lessings Schwächen, S. 28, und blies darauf in den schwarzen Zeitungen gegen die Fragmente, wie es einem Wächter Zions gebührt".

Das Thatsächliche dieser Mittheilung Karl Lessing's wird im Allgemeinen in der nicht ohne Vorwissen Lessing's durch seinen Stiefsohn veröffentlichten „Noch näheren Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten u. s. w." bestätigt, worin es u. a. heißt: „Herr Lessing hatte das Unglück gehabt, den Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg, in einem kleinen Auf-

trage die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich gewesen wäre, und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden: und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm sein, den undienstfertigen Bibliothekar der Lutherischen Christenheit zugleich als den ruchlosesten und dem herzoglichen Hause als den gefährlichsten zu schildern" u. s. w.

Karl Lessing fährt a. a. O. fort: „Allein ehe dieser theologisch-komische Streit recht ausbrach, starb Lessingen seine Frau im Kindbette. Dieses Unglück, dem er noch wenige Tage vorher zu entgehen glaubte*), drückte ihn sehr nieder und war vielleicht Schuld, daß er bei Gözen eine Gefälligkeit unterließ, die er dem unbekanntesten Gelehrten nicht so leicht zu versagen pflegte, so geringfügig die Sache an und für sich selbst sein mochte. Hätten sich aber alle diese kleinen Umstände auch nicht ereignet, Göze hätte wahrscheinlich doch gegen die Fragmente und ihren Herausgeber zu schreiben nicht unterlassen" u. s. w.

Aus der Erzählung Karl Lessing's folgt hiernach nicht mit Bestimmtheit, was Stahr voraussetzt, aber noch viel weniger ist Röpe mit der Behauptung, S. 229, im Recht: „Goeze hatte ihn früher einmal, „„er war damahls noch nicht Hofrath"", also nicht, wie Stahr sagt, während des Sterbelagers seiner Frau, schriftlich um die Gefälligkeit gebeten u. s. w."; denn die Worte Goeze's, welche Röpe hier anzieht, beziehen sich auf die Zeit, wo Lessing noch in Hamburg lebte, und kommen in der im Ersten Abschnitt, S. 8, von uns angeführten Stelle aus „Leßings Schwächen" vor, wo Goeze u. a. sagt: „... er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kenntnis andern mitzutheilen", und wo er durch den unmittelbar hierauf folgenden Zusatz: „er war damahls (im Jahre 1769) noch nicht Hofrath" zu verstehen geben will, daß jene Willigkeit Lessing's aufgehört, seit er Hofrath geworden.

*) Vgl. den Brief Lessing's an Karl Lessing, XII, 599.

Hieraus geht zunächst so viel hervor, daß die Lessing'en von Goeze vorgeworfene Ungefälligkeit allerdings in die Zeit gefallen sein müsse, wo jener bereits Hofrath war, also in die Zeit seit dem Juni 1776, denn in dem Briefe vom 23. Juni dieses Jahres meldet, wie wir schon früher anführten, Lessing der Frau König, daß er nicht umhin gekonnt, jenen Titel anzunehmen.

Hätte Herr Röpe die Augen nur ein klein wenig aufgethan, wäre es ihm überhaupt irgendwo um das Richtige zu thun gewesen, so hätte er mit sehr leichter Mühe Karl Lessing's unbestimmte Angaben und Stahr's daraus gezogenen bestimmten Schluß berichtigen können, denn die von ihm gepriesenen „Freywilligen Beyträge u. s. w." befinden sich auf der Hamburger Stadtbibliothek, und sie geben zufällig ziemlich genaue Auskunft darüber, wann Goeze die Reise nach Helmstädt gemacht, auf welcher er auch Lessing in Wolfenbüttel hatte besuchen wollen, so wie, wann er auf Lessing's Ungefälligkeit gestichelt habe.

Was den ersten Punkt betrifft, so sagt Goeze in einem Aufsatze über die Ausgabe von Luther's N. T. von 1527 in den „Freyw. Beytr." vom 15. November 1776: „Ich besuchte in diesem Sommer die Helmstädtische Universitätsbibliothek, welche an Autographis und Original-Ausgaben von Lutheri Bibeln einen ganz vorzüglichen Reichthum besitzet". Ueber Lessing's Ungefälligkeit gegen ihn läßt er sich in einem „den 25. September 1777" unterzeichneten, aber schon im „33. Stück, ausgegeben den 9. September 1777" der Freyw. Beytr. abgedruckten*) Aufsatze in folgender Weise vernehmen: „Als ich anfing an der Historie der niedersächsischen Bibeln zu arbeiten, so war das niedersächsische N. T., das zu Wittenberg von Melchior Lotthern 1523 in Fol. gedruckt war, das erste, das ich genau und kritisch beschreiben mußte. Ich besaß damahls solches noch nicht selbst, ich hatte nur ein Exemplar der hiesigen Stadtbibliothek in Händen, dem aber das letzte Blat fehlete. Ich sahe mich also nicht im Stande, den Lesern eine ganz zuverlässige Versicherung zu geben, daß das Exemplar, das ich

*) „Den 25. September 1777" scheint daher ein Schreib- oder Druckfehler zu sein statt: den 25. August.

beschriebe, wirklich die Lottherische erste Original-Ausgabe sey. Ich wandte mich also zu einem berühmten Bibliothekario einer auswärtigen großen Bibliothek, von welcher ich zuversichtlich wuste, daß dieses Kleinod auf derselben verwahrt würde. Ich schrieb auf ein besonderes Blat gewisse unfehlbare Merkmale des vor mir habenden Exemplars, und bat ihn, nachzusehen, ob sich solche auch in dem dortigen befänden, und wenn sich solches so fände, blos concordat unter dieses Blat zu schreiben und es mir zurückzuschicken. Ich erhielt aber geraume Zeit keine Antwort... Zum Glücke hatte ich an dem Orte noch einen vornehmen Gönner, dem legte ich mein Anliegen vor, und ich erhielt den nächsten Posttag von der Güte desselben das was ich suchte".

Hierdurch wird die Vermuthung Karl Lessing's, daß der Tod seiner Frau die Ursache gewesen sein möge, warum Lessing die Anfrage Goeze's unbeantwortet gelassen habe, sowie die Voraussetzung Stahr's widerlegt, daß Goeze's Brief Lessing'en am Sterbebette seiner Frau getroffen habe.

Röpe bemerkt: „So gewiß diese Ungefälligkeit Lessing's eine bloße Zufälligkeit gewesen, so gewiß hat sie aber auch Goeze nicht bewogen, die Fragmente zu bekämpfen".

Daß Lessing's Ungefälligkeit eine nicht beabsichtigte war, vielleicht nur von der Geringfügigkeit der von Goeze erbetenen Auskunft herrührte, geht sowohl aus dem, was sein Bruder, als was durch seinen Stiefsohn Lessing selbst darüber sagt, hervor, und wird durch die Dienstfertigkeit bestätigt, welche ihm auch in seiner Eigenschaft als Bibliothekar eigen war. Hiervon legt sein Briefwechsel mit Reiske, Heyne, Herder, Ebert, Eschenburg, Schmid u. a. m. das sprechendste Zeugniß ab, und bezeichnend, da es mit seiner Handlungsweise übereinstimmt, ist was er in einem mit Klagen über seine „mißvergnügte, ärgerliche, hypochondrische" Stimmung angefüllten Briefe, dem vom 1. December 1773, an Frau König, schreibt: „Ich habe auch nun weit länger als an Sie, meine Liebe, an keinen Menschen in der Welt geschrieben, weder an meinen Bruder, noch an meine Mutter, noch an sonst jemanden. Ich antworte auch keinem Menschen, der in irgend einer andern Sache an mich schreibt, als in Sachen der Bibliothek". Aehnliches bezeugt

ein Brief Nicolai's, welchem Lessing Auskunft gegeben und ein Buch geschickt hatte: „Ich merke wohl, man muß nur über Bibliothekangelegenheiten an Sie schreiben, so bekommt man Antwort". Goeze's Behauptung, welche noch an der zuletzt benutzten Stelle der „Freyw. Beyträge u. s. w." vorkommt: „Endlich wurde mir durch die dritte Hand gemeldet, daß der Herr Bibliothekarius es sich zum Gesetze gemacht hätte, auf keine Anfrage auswärtiger Gelehrten zu antworten", trägt ganz den Charakter rachsüchtiger Lüge.

Hat Röpe daher auch zufällig darin recht, daß Lessing's Ungefälligkeit gegen Goeze eine bloße Zufälligkeit war, so ist es doch keineswegs eben so gewiß, daß dieselbe „auch Goeze'n nicht bewogen, die Fragmente zu bekämpfen". Jedesfalls rechtfertigt die Art, wie er sie bekämpfte, und sein bekannter Charakter die angeführte Meinung Lessing's, daß es Goeze'n zur „Freude" gereicht habe, den undienstfertigen Bibliothekar zugleich als den ruchlosesten u. s. w. zu schildern.

Dagegen hätte Röpe nicht sagen können, S. 173, Lessing habe die von ihm gegen Goeze bewiesene bekannte Rücksichtslosigkeit in einer bibliothekarischen Anfrage zuerst selbst wieder in den Streit hineingemischt", wenn er nicht Goeze's vorhergegangenes „Sticheln" darüber unerwähnt gelassen hätte.

In „Eine Parabel, nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg" (X, 118 — 128), sagt Lessing unter „der Bitte": „Ein andres ist ein Pastor, ein andres ein Bibliothekar ... Der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander wie der Schäfer und der Kräuterkenner. Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchziehet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären? — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind. Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur; und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind. So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich

bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht: ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Rauffe trägt" u. s. w.

Die letzten dieser Worte haben schwerlich eine Abfertigung der Sticheleien Goeze's auf den undienstfertigsten der Bibliothekare sein sollen, aber Goeze hat sie so aufgefaßt, und sein Vertheidiger spricht ihm in allem nach.

Da, wie Lessing an einem andern Orte (VIII, 292) sagt, „Kleinigkeiten es öfters sind, die gerade das meiste Licht auf den Charakter eines Mannes werfen", so wollen wir Goeze's Antwort auf die obigen Worte Lessing's ganz hierher setzen. Der Leser empfängt damit zugleich eine erste Probe von der nach dem Vorgange Röpe's neuerdings auch von anderen so sehr gerühmten Milde und Anständigkeit des von Goeze gegen Lessing angeschlagenen Tones. In „Leßings Schwächen u. s. w. Erstes Stück", unter „III. Schwächen in Herr Leßings kleinen Bitte" sagt Goeze, S. 25 ff.:

„Wie unerschöpflich der Witz des Herrn Leßings an Bildern und Gleichnissen sey, beweisen alle Seiten seiner fliegenden Blätter. Ich glaube nicht, daß je ein Schriftsteller diese Art des Vortrages so weit, und bis zum Unsinne getrieben. Es scheint, daß er gar nicht im Stande ist, eine Sache mit eigentlichen Worten vorzutragen, und bey seinen Lesern muß er keinen Menschenverstand, sondern blos und allein Phantasie voraussetzen. Kan es bey diesen Umständen fehlen, muß nicht sein Verstand gegen den Witz, der immer das große Wort haben wil, eifersüchtig werden, und demselben den Scheidebrief geben? und was für Früchte wird alsdenn der Witz hervorbringen? Mondkälber und Misgeburten, wovon seine Parabel den augenscheinlichsten Beweis abgiebt".

Nach dieser allgemeinen Einleitung, welche sogleich dem Begriffe nicht entspricht, den uns Herr Röpe von der Fähigkeit Goeze's beibringen wollte, die großen Talente Lessing's, zu denen auch seine bis auf diesen Tag bewunderte Darstellungsgabe gehört, zu würdigen und anzuerkennen, fährt Goeze fort:

„Er hätte die kleine Bitte mit deutlichen Worten vortragen sollen, so würden seine Leser und ich gewust haben, was er

gewolt hätte; allein so zu schreiben war für L. zu gemein. Also Bilder über Bilder, Gleichnisse über Gleichnisse. Er erzählt seinen Lesern erst einige Fäbelchen, von einem Schäfer, von einem Kräuterkenner, von dem neidischen Hunde und hungrigen Ochsen, von dem Stalknechte und hungrigen Pferden, von dem Fuhrmanne, der mit einem schwerbeladenen Wagen in einem grundlosen Wege vest gefahren ist. Und nun kommt erst die kleine Bitte".

Der neidische Hund, mit welchem Goeze hier auf Lessing anspielt, kommt in der Bitte gar nicht vor; eben so wenig der hungrige Ochse, mit welchem er auf sich selbst anspielen mag.

„Das erste Bild hat er nicht völlig ausgemählt. Einen öffentlichen Lehrer mit einem Schäfer und einen Bibliothekar mit einem Kräuterkenner zu vergleichen, schicket sich ganz wohl. Der Schäfer erfüllet seine Pflicht, wenn er seine Heerde dahin führet, wo sie gesunde Weide findet. Der Kräuterkenner sucht seine Kenntnis von Kräutern zu erweitern, und diejenigen, die er zuerst entdeckt, bekant zu machen, ohne darauf zu sehen, ob sie giftig oder nicht giftig sind. Bis hierher bin ich mit dem Herrn L. völlig eins. Allein nun weiter. Wenn aber der Kräuterkenner die giftigsten Kräuter, die in solchen Gegenden befindlich sind, wo die Schafe niemals hinkommen, aussucht, aushebt, solche den Schafen zum Fressen vorwirft und sie noch dazu mit giftigen darüber gestreueten Zucker süs und den Schafen angenehm zu machen sucht, handelt er alsdenn auch als Kräuterkenner oder als derjenige, von welchem der Erlöser Joh. 10, 1 sagt, daß er nicht zur rechten Thür in den Schafstal eingehe, sondern anderswo hineinsteigt? Ich ersuche den Herrn Leßing, diesen kleinen Zusatz zu seinem Bilde einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, und dabey die Stimme seines innern Richters nicht zu unterdrücken".

Lessing hat auf diese und ähnliche Vorwürfe genügend geantwortet*). Ein Mann aber, der so sehr stehen und hinter seiner Zeit zurückgeblieben war, daß er die Bedeutung von Lessing's Gegensätzen zu den Fragmenten auch nicht einmal ahnte und sie für „giftigen darüber gestreuten Zucker" erklärte,

*) Z. B. sämmtl. Schr. X, 160; 190—195; 228—229.

der konnte auch unmöglich über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Herausgabe der Fragmente selbst urtheilen.

Hierauf geht Goeze wieder zu seiner persönlichen Angelegenheit über:

„Daß Herr Leßing nicht gern der neidische Hund sein möchte, der das Heu bewacht, das er selbst nicht geniessen kan, und doch den hungrigen Ochsen die Zähne weiset, ist ein sehr kleiner Ruhm, den er sich selbst beylegt. Solte er ein solches Verhalten von sich blicken lassen, so würde er bald aus dem Munde seines Herrn das Wort hören: Du kanst nicht ferner Bibliothekar seyn: und das würde ihm ungelegen fallen; allein daß er auch der Stalknecht nicht seyn wil, der jedem hungrigen Pferde das Heu auf die Raufe trägt, das gereicht ihm gar nicht zur Ehre. Beyläufig merke ich an, daß der Witz des Herrn Leßings, da er unaufhörlich" (Lessing's „Bitte" gehört zu der ersten Antwort an Goeze) „angestrenget wird, die Kraft sich emporzuschwingen" (!), „völlig zu verlieren scheint und daher öfters in das Pöbelhafte fält. Was wil er eigentlich mit diesem niedrigen und schmutzigen Bilde sagen? Dieses. Ich erkenne mich als Bibliothekar nicht verbunden, Gelehrten, welche Nachrichten aus den Schätzen, die mir zur Aufsicht anvertraut sind," (wünschen) „die ich ihnen allein mittheilen kan, die sie zur Ausarbeitung nützlicher Werke nöthig haben, und sehr gut gebrauchen können, solche Nachrichten mitzutheilen, wenn auch sonst nicht die geringste Bedenklichkeit dabey wäre, wenn sie solche auf die bescheidenste und höflichste Art von mir suchen, und wenn sie mir auch die Mittheilung derselben noch so leicht und bequem machen. Das heißt durch ein ander Bild: Die mir anvertraute Bibliothek betrachte ich als einen Kirchhof. Ich bin der Todtengräber. So wenig es die Pflicht des Todtengräbers ist, die Leichen aus den Gräbern hervorzuziehen, so wenig ist es meine Pflicht, Bücher aufzusuchen, und andern die Nachricht, die sie davon verlangen, mitzutheilen".

Wenn hier von „niedrigen und schmutzigen Bildern" die Rede sein soll, wer hätte sie gebraucht, Lessing oder, der sie diesem vorrückt, Goeze?

Herr Röpe wirft noch die Frage auf und verneint sie: „Also Rache wegen einer kleinen Ungefälligkeit Lessing's wäre Goeze's Beweggrund gewesen, gegen die Fragmente aufzutreten!“ hätte er aber nicht den Ausweg gewählt, das Obige und noch Folgende seinen Lesern vorzuenthalten, so würde er zum wenigsten haben zugeben müssen, daß Goeze sich wegen jener „kleinen“ Ungefälligkeit Lessing's an diesem durch verletzende Worte zu rächen gesucht habe, daß also Rachsucht dem Gemüthe Goeze's nicht fremd gewesen sei.

Dieser fährt in seiner Erwiederung fort und wiederholt das bereits aus den „Freyw. Beytr.“ Angeführte etwas weitläuftiger: „Ich kan die Sache aus eigner Erfahrung mit einer kleinen Geschichte erläutern. Als ich anfing an meiner Historie der Niedersächsischen Bibeln — einem in den Augen dieses Bibliothekars so verächtlichen Buche, S. s. Antigoetzen, 1 St. S. 5.*) — zu arbeiten, und die erste Ausgabe des Niedersächsischen Neuen Testaments, welche 1523 zu Wittenberg von Melchior Lotther gedruckt worden, recensiren wolte; so hatte ich davon kein anders Exemplar, als ein, hier auf der Stadtbibliothek befindliches, dem aber das letzte Blat fehlete, auf welchem allein der Nahme des Druckers, der Ort und die Jahrzahl befindlich ist. Ich war also nicht im Stande, meinen Lesern die zuversichtliche Versicherung zu geben, daß das Exemplar, dessen genaue und kritische Beschreibung ich liefern wolte, das wahre Wittenbergische Original sey. Da ich aber wuste, daß sich davon ebenfals ein, und zwar volständiges Exemplar, in der vortreflichen Bibelsamlung der hochseligen Herzogin, Maria Elisabeth Sophia, befand, welche gegenwärtig das Gedächtnis ihres Nahmens, und ihrer Liebe zu dem göttlichen Worte, in der wolfenbüttelschen Bibliothek verewiget; so schrieb ich an den Herrn Leßing. Ich legte ihm ein Blat bey, auf welches ich verschiedene unfehlbare Merkmahle des in meinen Händen befindlichen Exemplars, mit Anführung der Blatzahl und der Columne verzeichnet hatte. Ich ersuchte ihn, diese Merkmahle mit dem dortigen Exemplare zu vergleichen, und wenn sich, wie

*) L. s. S. X, 160.

ich gewis glaubte, die Uebereinstimmung fände, unter das Blat blos das Wort: Concordat, nebst seinem Nahmen zu setzen und mir alsdenn solches zurückzuschicken. Ich machte mir die gewisseste Hoffnung, diese meine Bitte erfüllet zu sehen, um so viel mehr, da ich bey seinem hiesigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen lernen. . . .*) Allein meine Hoffnung war verlohren. Es erfolgte keine Antwort. Durch die dritte Hand wurde ich benachrichtiget, daß ich, wenn ich auch meine Bitte an Herr L. zehnmal wiederholen wolte, doch nichts erhalten würde, weil er sich ein vor allemal vest vorgesetzet hätte, keinem auswärtigen Gelehrten auf solche Art zu dienen oder, wie sich Herr L. selbst ausdrückt, weil er der Stalknecht nicht seyn wolte, der jedem hungrigen Pferde das Heu auf die Raufe trüge. Ich wurde darüber so verdrieslich, daß ich meine angefangene Arbeit würde haben liegen lassen, wenn ich nicht auf den glücklichen Einfal gerathen wäre, mein Anliegen an den Herrn Generalsuperintendenten Knittel in Wolfenbüttel, einen Man, der mit weit häufigeren und wichtigeren Geschäfften beladen ist, als Herr L. jemals unter die Hände bekommen wird, zu bringen".

In diesem Tone geht es noch eine Weile fort und schließt wie folgt: „Glaubt Herr Leßing, daß sich der Stalknecht unter seine Würde erniedrigen würde, wenn er jedem hungrigen Pferde das Heu auf die Raufe tragen wolte; was thut denn der Stalknecht, der jungen noch an lauter gesundes" (Goeze'sches) „Futter gewöhnten Pferden verdorbenes Heu oder Heu, von welchem er weis, daß solches von einem giftigen Mehltaue befallen worden, auf die Raufe wirft und dabey unbesorgt ist, ob sie sich den Tod daran fressen werden oder nicht".

Alle diese Ausfälle, zu welchen den Hauptpastor eine nicht erhaltene Antwort antreibt, übergeht, wie gesagt, Herr Röpe mit Stillschweigen, weil sie Goeze's „Rettung" nicht gefördert hätten. Wir wollen ein solches Stillschweigen nicht näher zu bezeichnen suchen; aber da auch Lessing auf dieses Goeze'sche Geklatsch und Geschimpf gar nichts erwiedert, so hätten wir

*) Vgl. oben S. 8.

doch von Herrn Röpe zu erfahren gewünscht, ob hier etwa ein Beispiel jenes „tückischen Schweigens" vorliege, welches er Lessing'en nur ganz im Allgemeinen Goeze'n gegenüber zum Vorwurfe macht.

C. Goeze's erste Angriffe. Lessing's Abwehr.

Der Aufsatz, womit Goeze, im 55. und 56. Stück des 5. Bandes der „Freywilligen Beyträge u. s. w." vom 17. December 1777, seine Angriffe auf Lessing eröffnete, beschränkt sich auf eine Kritik desjenigen, was dieser den eigentlichen Gegensätzen zu den fünf Fragmenten, seinen „jedem Fragmente insbesondere beigefügten Gedanken", einleitend vorausgeschickt hatte (X, 14—17). Lessing hat dieselbe in den „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt.. Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg" mit musterhafter Gründlichkeit und so eingehend widerlegt, daß man das Wesentliche des Goeze'schen Aufsatzes dem Wortlaute nach bei ihm angeführt findet. Die Leser werden daher den letztern in Lessing's sämmtlichen Schriften (X, 129—158) so gut als ganz vor sich haben, wenn wir aus dem Anfange und Schlusse Einiges hinzufügen.

„Es ist", beginnt derselbe, „vor einiger Zeit eine Schrift an das Licht getreten, von welcher ich gegenwärtig aus gegründeten Ursachen" (eine solche Ausflucht, auf die Hauptsache, hier die Fragmente und die eigentlichen Lessing'schen Gegensätze, nicht einzugehen, ist bei Goeze von vornherein fast stehend) „keine nähere Anzeige geben wil, als diese: Sie bestehet aus zween Haupttheilen. Der erste enthält Fragmente, welche Angriffe gegen die heilige Schrift darlegen, und der zweite Gegensätze des Herrn Herausgebers dieser Fragmente gegen dieselben."

„Der Herr Herausgeber ist eben so wenig mit den bisherigen Widersachern, als Vertheidigern der christlichen Religion zufrieden. . . . Ich wil es einräumen, daß einige Vertheidiger der christlichen Religion sich der von dem Herrn Herausgeber gerügten Fehler schuldig gemacht haben; verdienen sie darum

alle verworfen zu werden? Und der ganze Vortrag des Herrn Herausgebers ist doch augenscheinlich so eingerichtet, daß der Leser das Arge, das er von einigen sagt, von allen denken sol. . . ."

Lessing sagt vielmehr u. a., und Goeze hat dies auch mit angeführt: „Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite hat man nicht selten mit Stolz und Naserümpfen auf der andern erwiedert". Ueber dieses „nicht selten" sieht Goeze ganz hinweg.

„Meine Absicht ist gegenwärtig nicht," fährt er, sich schon hier wiederholend, fort, „über die in den Fragmenten enthaltene Angriffe oder über die in den Gegensätzen befindlich seyn sollende Vertheidigung der christlichen Religion eine genaue Untersuchung anzustellen", d. h. er verdächtigt sofort die Gegensätze und den Zweck, zu welchem Lessing die Fragmente herausgab, lehnt aber ein folgerechtes Eingehen auf die Hauptsache ab, und obgleich er hinzusetzt: „Dieses kan und wird zu einer andern Zeit geschehen", so hat er doch nie Wort gehalten.

„. . . Ich werde gegenwärtig", fährt er weiter fort, „nur über eine Stelle des Herrn Herausgebers, welche vermuthlich" (so muß er sich ausdrücken, weil er die Gegensätze nicht genauer untersuchen will) „die Grundlage zu den Gegensätzen enthalten sol, eine kurze Untersuchung anstellen".

Nachdem er hierauf die berühmte Stelle: „Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel ist nicht die Religion u. s. w." (X, 15) wörtlich angeführt hat, thut er den Machtspruch: „Ich finde in dieser Stelle auch keinen einzigen Satz, den ich in der Verbindung, in welcher er hier stehet, für richtig erkennen könte. Der Herr Herausgeber hat sie zwar alle als lauter Axiomen dahin gepflanzet, aber einige davon bedürfen allerdings noch einen sehr starken Beweis, die übrigen, und das sind die meisten, sind erweislich falsch".

Was jetzt kommt und den eigentlichen Goeze'schen Aufsatz ausmacht hat, wie gesagt, das Verdienst, Lessing's „Axiomata u. s. w." (auch den Ausdruck nahm er von Goeze'n an) hervorgerufen zu haben. Den Schluß des Aufsatzes bildet Folgendes:

„Dieses also wäre, setzet der Herr Herausgeber hinzu, die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieser Fragmente, — wie gesagt, in dem schlimmsten

Falle, in dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems, nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse".

„Ich würde den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich, aus Mangel anderer Gründe, in der traurigen Nothwendigkeit sehen solte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegenzuhalten. Ich würde ihm lieber rathen, gar die Flucht zu nehmen: denn durch die Anwendung dieser von dem Herrn Herausgeber an die Hand gegebenen Sätze würde er die Bibel Preis geben, um die Religion zu retten; aber welche Religion? gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel stehet und fält".

„Noch ein Wort von den Fragmenten überhaupt. Sie sind keine Einwürfe gegen die christliche Religion, sondern die lauteste Lästerung derselben. Ihre Wirkungen sind in unsern gegenwärtigen Zeiten schon sehr betrübt und werden noch schröcklicher werden. Den Juden wird insonderheit das letzte Fragment sehr willkommen seyn, und ihnen zur Bestärkung in ihrem Unglauben und in ihrer feindseligen Gesinnung gegen Jesum und gegen seine Religion bessere Dienste thun als ihr Toldos Jeschu*). Wie schwarz und wie stumpf zugleich die Sele des Verfassers gewesen, kan man allein aus dem vierten**) Fragmente sehen, in welchem seine Hauptabsicht dahin gehet, die Jünger Jesu als die ärgsten Bösewichter anzuschwärzen, indem er es als eine ausgemachte Wahrheit annimmt, daß sie den Leib Christi gestohlen und hernach die Welt mit der schandbaren Lüge von seiner Auferstehung betrogen hätten; ja da er so frech ist, S. 451 von der Erzählung Matthäi Kap. 28 f. zu sagen, daß er solche allein aus seinem Gehirne ersonnen habe, weil er auf die Beschuldigung etwas habe antworten wollen und nichts besseres finden können".

„Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müste, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, so

---

*) Vgl. den Siebenten Anti-Goeze (X, 195).

**) Schreibfehler st. fünften.

vielen Selen höchst gefährlichen und der Ehre unsers großen Erlösers so nachtheiligen Aufsätze die Rechenschaft an jenem Tage von mir würde gefordert werden. Ich wünsche, daß uns der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgesetzet ist, künftig etwas bessers liefern möge, als Gift und Aergernisse".

Auf diesen letztern Ausfall gibt Lessing in „Der Bitte" die bekannte treffende und schöne Antwort (X, 122), welche mit den Worten schließt: „Also, ehrwürdiger Mann: mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen bin, ebensowohl sehr unchristliche Fragmente, als eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten und ans Licht zu ziehen".

Hierauf kam Lessing bald darauf zurück und machte noch einen neuen Grund bekannt, welcher ihn zur Herausgabe der Fragmente bestimmt hatte.

„Gott weiß," sagt er im ersten Anti-Goeze (X, 160) „ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectores in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber, denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu sein scheinet: und sodann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größern Dienst erwiesen zu haben, als Sie, mit allen Ihren Postillen und Zeitungen".

Aber „wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion sein? Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht hereingeholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existiret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie verglichen hätte".

An das hier Gesagte erinnert Lessing wieder in der Vorrede zu „noch einem Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten“ („Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger“), welches er mitten unter dem Kampfe mit Goeze herausgab, X, 228: „Ich habe bereits an einem andern Orte*) gesagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet existiret und bereits in mehreren Abschriften, an mehreren Orten existiret, wovon ich nur den kleineren Theil in Fragmenten des ersten Entwurfs in Händen habe. Ich setze hinzu, daß dieses Buch geschrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird“ u. s. w.

Diese Angabe wird von Lessing's Bruder bestätigt. Bekanntlich mußte Lessing, nachdem er das letztgenannte Fragment herausgegeben, diejenige Abschrift, welche er in der Wolfenbüttler Bibliothek angefunden zu haben nur vorgab, auf höchsten Befehl nach Braunschweig einschicken, und „der fromme Eifer“, sagt Karl Lessing (XIII, 257), „des geheimen Raths von Praun hatte beschlossen, es nie wieder an das Tageslicht zu bringen, und schlug es mir daher rund ab, als ich es als ein Stück von dem Nachlasse meines Bruders zurückforderte. Ich konnte mir es leicht gefallen lassen, da ich unter meines Bruders Papieren eine andere getreue Abschrift davon fand, der aber doch noch etliche Bogen fehlten. Ich hatte also, was ich nicht haben sollte, und es wäre noch nicht gedruckt, wenn es außer mir nicht noch andere gehabt hätten“.

Und ein anderer, als er war es denn auch, der es nach einer noch andern Abschrift, als welche nun im Besitze von Lessing's Bruder war, unter dem Titel drucken ließ: „Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlischen Fragmentisten. Ein Nachlaß von Gotthold Ephraim Lessing, herausgegeben von C. A. E. Schmidt. 1787“ (ohne Druckort).

„Daß es“, bemerkt Karl Lessing, „des Herausgebers**) wahrer Name nicht ist, könnte man wetten, aber nicht, daß mein Bruder nicht einem seiner Freunde den Auftrag machen können, es nach seinem Tode drucken zu lassen, ob ich gleich

---

*) Außer in dem ersten auch im sechsten Anti-Goeze (X, 192).

**) Nach Meusel, Das gel. Deutschld. VI, 363, der Kanonikus Andreas Riem.

von meinem Bruder nie gehört, daß er auf so eine Profanität nach seinem Tode ausgehen wollen".

Der Herausgeber selbst sagt im „Vorbericht": „Lessing, von dem ich dieses nur in Handschriften bekannte Werk*) des Fragmentisten in einer seiner verdrießlichen Stunden erhielt, gab es mir mit der Bedingung, es so lange er lebte nicht herauszugeben. Ich habe mit Pünktlichkeit diese Bedingung erfüllt, welche jetzt nicht mehr verbindlich ist".

Daß Lessing noch eine dritte Abschrift besessen hätte, wäre immerhin denkbar, nur leuchtet nicht ein, warum der Herausgeber nach Lessing's Tode noch fünf Jahre mit der Herausgabe zögerte, indem er so die vorgebliche Bedingung wenigstens nicht pünktlich erfüllte. Daher ist es auch möglich, daß er die Abschrift erst später und anderswoher erhalten hatte, zumal er hinzusetzt, was er, wenn es ganz gegen die Wahrheit gewesen wäre, nicht wohl, ohne öffentlichen Widerspruch zu befürchten, hätte hinzusetzen können: „Ich gebe sie heraus, weil ich in Hamburg vier, in Berlin sechs bis acht, in Braunschweig nicht weniger Abschriften kenne, welche, wie Lessing sagt**), durch das Schleichen im Verborgenen mehr Proselyten machen, als sie im Angesichte einer widersprechenden Welt thun würden".

Als einen Nachlaß Lessing's und nicht des Fragmentisten kündigte er sie vielleicht an, um sich von vornherein als einen Mann zu erkennen zu geben, der des erstern Standpunkt dem letztern gegenüber theile, ganz in Lessing's Fußstapfen treten, nach Lessing's Beispiele handeln wolle. In diesem Sinne bemerkt er ferner: „Ich habe Anmerkungen hinzugesetzt, um das Buch unschädlicher zu machen, ob ich gleich am Ende mich überzeugte, daß es eine mißliche Sache für einen Laien ist, sich in theologische Streitigkeiten zu mischen. Widerlegt wird dieses Buch werden, weil es nöthig ist, und hierzu sind meine Kräfte zu schwach; sonst hätte ich es selbst gethan. Die Widerlegungen werden, wie ich hoffe, wenn sie gründlich genug sind, der Re-

*) Bekanntlich doch nicht das ganze Werk, sondern immer nur Theile, Bruchstücke desselben.

**) X, 228.

ligion Vortheil schaffen, da sie von der Art ist, daß Widersprüche ihre Wahrheit in ein helleres Licht setzen. ... Vernünftige Männer werden übrigens Verfasser und Herausgeber gehörig zu unterscheiden wissen".

Hiernach dürfen wir es wol als ein bisher immer noch zu wenig beachtetes und hervorgehobenes Verdienst Lessing's, welches noch nach seinem Tode fortwirkte, bezeichnen, daß er eine Herausgabe der Fragmente durch frevelhafte Hände und zu frevelhaften Zwecken verhinderte, welche ohne sein Zuthun vielleicht nicht ausgeblieben wäre. —

Wir wollen aber nicht weiter vorgehen, ohne uns mit demjenigen in Verbindung zu erhalten, der alles Unrecht in dem Streite zwischen Goeze und Lessing auf Seiten des letztern sieht.

Indem Herr Röpe sich darauf beruft, Goeze'n schon früher (S. 77 ff. seiner Schrift) von dem Vorwurfe der Intoleranz — er nennt sie „Goeze's vorgebliche Intoleranz" — reingewaschen zu haben, behauptet er, S. 202: Goeze, der „allerdings im Fragmentenstreite insofern der angreifende Theil war, als weder in den Fragmenten, noch in den Gegensätzen sein Name genannt war," ... „hatte in seinem ersten Aufsatz aus Schonung Lessing's Namen gar nicht genannt".

Aber was soll man zu solchem Vorgeben sagen, da Goeze in seinem ersten Aufsatz „den Herrn Herausgeber" der Fragmente in der von uns angeführten Weise wiederholt angreift, und als solcher „Gotthold Ephraim Lessing" auf dem Titel des die fünf Fragmente sammt den Gegensätzen enthaltenden „Vierten Beytrages u. s. w." gedruckt dasteht?!

„Nur die Herausgabe der Fragmente und die Gegensätze nannte er feindselige Angriffe auf die christliche Religion".

Was hätte er denn nach Herrn Röpe's Meinung noch sonst so nennen können und sollen?

„Und als Lessing dagegen zu den allerkränkendsten, allerverletzendsten Persönlichkeiten überging, hat Goeze nie gleichermaßen geantwortet, niemals seine Würde als Streiter für die heilige Sache Christi vergessen" u. s. w.

Um dies behaupten zu können, mußte Herr Röpe nicht nur bei seinen Lesern große Unbekanntschaft mit Lessing's Gegenschriften voraussetzen, sondern sich auch sorgfältig hüten, die

Ausfälle Goeze's anzuführen, wie sie schon in dessen erstem Angriff auf Lessing vorkommen. Denn der Vorwurf, S. 190: „aus Goeze's Schriften habe man stets nur sehr Einzelnes und Zusammenhangloses vorgebracht", paßt auf Keinen mehr, als auf denjenigen, der sich gleichwohl nicht scheut noch schämt, ihn anderen zu machen.

Wollte Herr Röpe der Wahrheit die Ehre geben, so mußte er finden, daß Lessing auf den ersten Angriff Goeze's sowohl in der „Parabel" und „kleinen Bitte," als in den „Axiomata u. s. w." noch in sehr gemessener Weise antwortete und erst, als Goeze in seinem zweiten Aufsatz bei dem im ersten angestimmten unwürdigen Tone verharrte, mit dem „Absagungsschreiben" — welches, wenn auch mit der Parabel und Bitte zusammen gedruckt, doch als nach den Axiomata geschrieben betrachtet werden muß — ihn so wie er es verdiente und die Sache es erforderte dafür zu strafen begann. Aber wie sticht dieses klassische Schreiben gegen die geschmacklose Goeze'sche Ausdrucksweise ab!

„Mit vorstehenden friedlichen Blättern" (der Parabel und der Bitte) „glaubte ich", so beginnt es, „von Ihnen abzukommen. . . . Indeß aber entweder mich die Presse oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61 bis 63ste Stück*) besagter (Freywilliger) Beyträge, — und bin wie vernichtet! Das hat der nehmliche Mann geschrieben? ... Goeze, wird die Nachwelt sagen, wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und ebendenselben Schriftsteller sauersüße Komplimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können? ... So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert uns die Nachwelt . . . ? . . . und ich berühre diese Seite blos, um bei der itztlebenden Welt . . . zu entschuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Pastor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten habe".

---

*) Des 5. Bandes vom 30. Januar 1778.

Herr Röpe sagt zu Ende seines sechsten Hauptstücks: „Wir ... fordern kühnlich jedweden auf, uns aus Goeze's Schriften gegen Lessing die Stellen vorzulegen, wo er sich zelotisch, hämisch, verdammungssüchtig, ja wo er sich bornirt oder geistlos gezeigt habe, so entschieden er allerdings nicht selten dem Gegner seine Unwahrheit, sein tückisches Schweigen und seine Winkelzüge zum Vorwurf macht".

Was Herrn Röpe betrifft, so bewundern wir den Muth, womit er diese und ähnliche zelotische, hämische, verdammungssüchtige und geistlose Ausdrücke Goeze's über Lessing sich angeeignet hat; und was Goeze betrifft, so wollen wir die kühnlich geforderten Stellen den Lesern um so eher vorzulegen fortfahren, je mehr dies Herrn Röpe durch den heuchlerischen Zweck seiner Schrift verboten war.

Zuvor lassen wir aber billig Lessing selbst fortfahren: „Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählich zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird. Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meinet, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte. Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? ... Sie? der Sie, mit stillschweigendem Beifall, von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Lutherischen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinausschrauben lassen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der, freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: schraubt dort nicht weiter! damit das ganze Gebäude hier nicht stürze! — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen? Und warum? Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? —

Nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt. O sancta simplicitas! ... Aber ... erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will! O, daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es itzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde!? Wer — — aber ich vergesse mich; und würde noch weit mehr Sie vergessen, wenn ich, auf eine dergleichen Aeußerung, Ihnen vertraulich zuspräche: Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie, noch ich erleben werden; bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß, gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen? unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? ... Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten sein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe. Doch nein; das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen. Er wird was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben sein. Ich beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich sein, nicht gegen Ihren Stachel zu läcken. ... Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freywilligen Beyträge spicken und würzen werden, aufmutzen oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Credit längst verloren. Sondern nur

eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht; der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. . . . Und sonach meine Ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, das mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, **wo Sie nicht Recht haben**, dann kann ich die Finger nicht mehr rühren".

Zu der Wärme, womit Lessing der Gegenstand erfüllte, gesellte sich der gerechte Zorn über die Beschränktheit und Rohheit eines Gegners, der ihn weder verstehen wollte, noch konnte, und es erfordert so viel Empfindsamkeit, als Unwahrheit, die man nicht selten mit einander gepaart findet, um wie Herr Röpe sagen zu können: „Es ist doch fast, wie wenn man einem Duell beiwohnt zwischen einem kaltblütigen, geübten Fechter, der alle Paraden, alle Hiebe, alle Finten, alle „„Maßregeln wohlüberlegter Taktik"", wie Dr. Schwarz es nennt, in seiner Gewalt hat und ausübt, so daß er im Grunde mit seinem Gegner nur spielt; dieser aber, nicht allzu stark und an Kunst jenem lange nicht gewachsen, kämpft für sein Leben, für seine heiligsten Interessen, und muß doch endlich unter dem Hohngelächter der parteiischen oder gleichgültigen Zuschauer unterliegen".

Der erwähnte zweite Aufsatz Goeze's in Nr. 61—63 der „Freywilligen Beyträge", war eine Anzeige derselben Schrift von Räß, gegen welche Lessing's „Duplik" gerichtet ist. Nicht ohne seiner Behauptung in dem ersten Aufsatz über die „schröcklichen Wirkungen" der Fragmente zu widersprechen, beginnt er dieselbe wie folgt:

„Die Erscheinung dieser Schrift ist ein abermaliger Beweis des Satzes: Es ist nichts so arg, das nicht zu etwas gutem dienen könte. Die Fragmente eines Ungenannten, welche der

Herr Hofrath Leßing durch den Druck der Welt mitgetheilet, sonderlich das fünfte unter denselben, in welchem der Verfasser die Wahrheit der Auferstehung Christi zu stürzen und die Apostel als die ärgsten Betrüger und Lügner darzustellen sucht, sind gewis das ärgste, das man denken kan. Nur derjenige kan Unternehmungen von dieser Art als etwas gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinst oder gar für einen schädlichen Aberglauben hält, und der nicht eingesehen hat oder nicht einsehen wil, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz hat: So bald ein Volk sich einig wird, Republik seyn zu wollen, so darf es, folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irthümer verwirft. Durch dieses arge Fragment ist die oben angeführte Schrift veranlasset worden, als welche, wenn Herr L. solches nicht zum Vorschein gebracht hätte, das Licht nie würde gesehen haben. Sol nun der obige Satz auch hier gelten, so muß bewiesen werden, daß diese Schrift nicht allein wirklich etwas so vorzüglich gutes sey, als jenes Fragment etwas vorzüglich arges ist; sondern auch, daß das in derselben befindliche Gute das in dem letztern befindliche Böse weit überwiege, und folglich daß der Nutze, der durch solche gestiftet werden kan, weit beträchtlicher sey, als der Schade, welcher von dem Fragmente zu besorgen ist. Und diese Wahrheit wird allen denen einleuchten, welche diesen Tractat mit Aufmerksamkeit und mit einem unverblendeten Herzen lesen werden."

Goeze will nun den Inhalt der Räß'schen Abhandlung „ausführlicher anzeigen". Diese ausführlichere Anzeige besteht aber in nichts weiterm, als daß er eine über zwei Drittheile der letztern ausmachende lange Stelle aus ihr abdrucken läßt, deren Bedeutungslosigkeit nur den Eindruck der Lessing'schen Duplik verstärken kann.

Vorher sagt er u. a.: „Ich wil den Fusstapfen des Herrn L. nicht folgen und meine Leser zum voraus mit Lobsprüchen meines Verfassers einzunehmen suchen, sondern ihnen sogleich den Anfang seiner Vertheidigungsschrift vorlegen, damit sie selbst ur-

theilen mögen, was für einen Gang er gehet und auf welche Art er die Angriffe des Widersachers abfertiget".

Damit sagt er aber eine zwei- und dreifache Unrichtigkeit, denn nicht nur hat er selbst allerdings „seine Leser zum voraus für seinen Verfasser einzunehmen gesucht", sondern Lessing hat im „Vierten Beytrag" den fünf Fragmenten seine Gegensätze nicht voraus-, sondern nachgeschickt und jene in diesen nicht mit Lobsprüchen begleitet, sondern einer so strengen als besonnenen Kritik unterworfen.

Nur weil er diese nicht zu würdigen weiß, setzt Goeze noch mit folgenden wiederholten „zudringlichen Griffen" an Lessing, welche wir als weitere Belege zu der Berechtigung des Lessing'schen Absagungsschreibens hersetzen: „Der Herr Leßing hat allen seinen Scharfsinn aufgeboten, um in der XVII. Nummer seiner Beyträge den zu den Türken übergelaufenen Adam Neuser gegen einige ihm ungegründet scheinende Beschuldigungen zu vertheidigen. Allein die Ehre und Unschuld der Apostel Jesu gegen diesen Verleumder zu retten, das war eine Sache, welche, wenigstens diesmal, nicht in seinen Plan gehörte. In den letzten vier Seiten des letzten Stückes sagt er etwas, aber wenig bedeutendes, gegen die von dem Urheber der Fragmente vorgegebenen Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte; aber die höllischen Beschuldigungen, wodurch der Verfasser den Matthäus zum ärgsten und dummesten Lügner, die Apostel zu den ärgsten Bösewichtern und Betrügern macht*), übergeht er mit völligem, aber sichtbar partheyischem Stillschweigen".

Es war sehr natürlich, daß ein Goeze Lessing's Gedanken auf den letzten Seiten seiner Gegensätze „über die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, welche das fünfte Fragment uns so nahe legt", als „wenig bedeutend" mit Stillschweigen übergehen konnte, denn er, wie Räß, leugneten, daß jene Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten vorhanden seien. „Mögte", ruft er gegen das Ende seiner Anzeige u. a. aus, „dieser Tractat doch in den Händen aller Christen seyn! Er

*) Vgl. hierüber den Fünften Anti-Goeze (Lessing's sämmtl. Schr., X, 186—189).

kan Ungelehrten eben so nützlich werden, als Gelehrten, und die ersten haben nicht Ursach, sich durch die Besorgnis, daß sie ihn nicht verstehen mögten, von dem Lesen desselben abschröcken zu lassen, da zu dem Verstande desselben nichts weiter, als ordentliche Menschenvernunft und ein gegen die Wahrheit aufrichtig gesintes Herz erfordert wird".

Diese Worte Goeze's haben große Verwandtschaft mit dem kurzen „Vorbericht", welchen der alte Räß seiner Schrift vorausgehen läßt, und welchen wir hier zugleich als Probe des Ganzen mittheilen wollen: „Gegenwärtige Schrift kann denen dienen, welche die darin beantworteten Einwürfe gegen die geschehene Auferstehung unseres Herrn lieber beantwortet lesen, als selber beantworten, die Erzählungen der Evangelisten von diesem Vorfalle lieber in Zusammenhang gesetzt sehen, als selber in Zusammenhang setzen, und die Größe dieses Vorfalls lieber ins Licht gestellt beurtheilen, als selber ins Licht stellen wollen. Mehr hat der Verfasser davon nicht zu sagen". Man thut der ganzen Schrift nicht Unrecht, wenn man sie nach diesem „Vorbericht" beurtheilt*).

„Ich wil indessen", fährt Goeze fort, „noch eine Anmerkung beyfügen, welche der Verfasser übersehen hat. Sie sol in

*) Einige andere Stellen aus der Schrift von Räß mögen hier noch angemerkt werden. S. 153: „Ich kann daher dreist und unumstößlich behaupten: wäre Christus nicht auferstanden, so hätten wir zuverlässig kein Evangelium durch seine Jünger; und so gewiß wir das durch sie haben, so unleugbar gewiß ist Christus auferstanden. Wenn nun eben so leicht erweislich ist, daß wir das Evangelium gar nicht haben würden, wenn wir es nicht durch Jesu Jünger hätten: so ist Christus so gewiß auferstanden als gewiß wir das Evangelium haben" S. 162: „Ich schließe: war Christus ohne Sünde, so muß er für andere gestorben seyn; ist er gleich am dritten Tage wieder auferstanden, so muß er nothwendig ohne Sünde gewesen, und daher für andere gestorben seyn. Seine Auferstehung setzt also seinen Tod für uns außer Zweifel". (S. 167: „Wir haben keinen Grund, zu leugnen, daß Christus ohne Sünde gewesen, und der Tod daher keine Gewalt über ihn gehabt".) S. 172: „Mein Grundsatz ist: gegen Erfahrungen und Thatsachen gilt keine Einwendung, so spitz sie auch seyn mag. Es ist Erfahrung, daß der Magnet Eisen ziehet und alle metaphysischen und physischen Gründe bestreiten sie nicht. Es ist Thatsache, daß Christus auferstanden, denn wir haben Evangelium, ein so sicherer Erfolg dieses großen Vorfalls, daß er ihn uns beynahe vor die Augen bringt".

diesen Fragen bestehen: Ist es so gewis, als es der elende Verfasser der Fragmente vorgiebt, daß die Jünger Christi seinen Leib gestohlen haben: hat der Verfasser der Fragmente dieses nach 1700 Jahren so leicht entdecken können; wie ist denn möglich gewesen, daß der hohe Rath zu Jerusalem nie darauf verfallen, darüber eine gerichtliche Untersuchung anzustellen? wie leicht hätte es ihm werden müssen, da mehrere darum wissen musten, die Wahrheit herauszubringen, ja den, von den Freunden Jesu versteckten Leib desselben, selbst aufzufinden? Warum machen sie den Aposteln in den nach Ap. Gesch. 4 und 5 mit ihnen angestellten gerichtlichen Verhören deßfals keine Vorwürfe? warum antworten sie diesen, wenn sie mit großer Freudigkeit sagen: Der Gott unserer Väter hat Jesum auferwecket, welchen ihr erwürget habt, nicht: ihr lüget! ihr habt seinen Leib gestohlen! warum stopfen sie mit dieser Antwort nicht dem Gamaliel den Mund, der ihnen so bittere Wahrheiten vorhielt? Ap. Gesch. 5. 34 f. Diese Frage müste der Verfasser des Fragments beantworten, wenn er noch lebte, und sein Vorgeben: daß die Freunde Jesu seinen Leib gestohlen und über die Seite gebracht haben, von dem gerechten Vorwurf der allerboshaftesten Verleumdung retten wolte. Nun aber fält diese Verbindlichkeit auf den Herrn Leßing, da er sich zum Pflegevater der von dem Verfasser der Fragmente hinterlassenen Mißgeburth aufgeworfen, da er die von ihm angegebenen Widersprüche für wahre Widersprüche erklärt, da er dem bisherigen algemeinen Lehrsatze und Glaubensartikel der ganzen christlichen und der evangelischen Kirche insonderheit, daß die Evangelisten in jedem Worte untrüglich gewesen, das ist, daß sie, da sie aus Eingebung des heiligen Geistes geschrieben, nichts offenbar Falsches niedergeschrieben haben, so ausdrücklich widerspricht".

Was Goeze hier einen allgemeinen Glaubensartikel der Kirche nennt, ist dasselbe, was Lessing in dem Absagungsschreiben als ein gefährliches Hinausschrauben einer Seite des Lutherischen Lehrgebäudes über den Wasserspiegel durch ungewaschene, auch wohl treulose, Hände bezeichnet. Hiervon geht aus, hierum dreht sich der ganze Streit zwischen Lessing und der Orthodoxie Goeze's.

Obgleich Herr Röpe mit und für Goeze durch Dick und Dünn geht, so widerspricht er ihm, um doch wieder als der Weisere zu erscheinen, grade in diesem Glaubensartikel. Er will, S. 219, Lessing nebst einigem Anderen „auch das noch zugestehen, daß die Stelle, an welcher er seinen Angriff gegen die damals bestehende kirchlich orthodoxe Auffassung der christlichen Religion und der heiligen Schrift, als ihrer Urkunde und Quelle, versucht hat, wenigstens wo Reimarus sein Vorkämpfer gewesen war, der schwächste Punkt im damaligen orthodoxen System gewesen sei, nämlich die Verbal-Inspiration der heiligen Schrift. So gewiß wir mit Goeze und allen aufrichtigen Christen es festhalten müssen, daß mit der Wahrheit der biblischen Geschichte die Wahrheit des Christenthums stehe und falle, so wenig möchten wir nun mit Goeze und fast allen Orthodoxen seines Jahrhunderts auch eben so unbedingt festhalten, daß die Wahrheit der biblischen Heilsgeschichte mit der wörtlichen Inspiration der Bibel stehe und falle, zumal nach der Auffassung dieser Inspirationstheorie bei den Dogmatikern des siebenzehnten Jahrhunderts. Wir sind vielmehr der festen Ueberzeugung, daß keine Theorie der feindseligsten Bibelfeinde der guten Sache des Evangeliums mehr Schaden gebracht hat, als diese in der Bibel nicht enthaltene, sondern nur, wenn auch in bester Absicht, doch irrthümlich aus ihr abgeleitete Theorie der wörtlichen Inspiration".

Aber hiermit, Herr Röpe, stellen Sie sich ja auf die Seite nicht bloß Lessing's, sondern sogar des Fragmentisten gegen Goeze, hiermit geben Sie ja zu, daß Leute wie Goeze in ihrer Verkehrtheit so weit gegangen waren, ihre Dinge so arg getrieben hatten, daß sie nicht durch Vernunft mehr zur Vernunft zu bringen waren, sondern daß es Männer wie des Fragmentisten bedurfte, sie aufzurütteln und unschädlich zu machen!

„Alle", fährt Herr Röpe nach einigem andern fort, „alle hämischen und triumphirenden Einwendungen und Einwürfe des Fragmentisten und andrer Gegner seiner Art, alle mit Grund oder Ungrund aufgespürten wirklichen oder scheinbaren Widersprüche in der Bibel haben ihren Stachel nur dadurch erhalten, daß durch sie jene Inspirationstheorie in Frage gestellt ward, und konnten nur demjenigen imponiren, der mit der

wörtlichen Inspiration der Schrift auch ihre Theopneustie, ihre volle göttliche Wahrheit vernichtet wähnte".

Diese Wahrheit der Schrift oder, wie man sich im Sinne Lessing's richtiger ausdrücken wird, der von der Schrift mit bezeugten christlichen Offenbarung mußte, scheint Herr Röpe sagen zu wollen, also besser, als es durch den Calov-Goeze'schen Glaubensartikel von ihrer wörtlichen Untrüglichkeit hätte geschehen können, begründet werden, und es war, sagen wir, Lessing, der dies, zuerst in seinen Gegensätzen, auf eben so neue, als geistvolle und tiefsinnige Weise unternahm und den Begriff der Offenbarung so zu bestimmen und festzustellen versuchte, daß er gegen Angriffe wie die des Fragmentisten gesichert würde und des strohernen Schildes jenes Goeze'schen Glaubensartikels nicht mehr bedürfte.

Von diesem Standpunkte aus unterschied Lessing zwischen dem frommen Christen, den die Einwürfe gegen den Buchstaben nicht in seinem Glauben an die Sache erschüttern und irre machen können, und dem bloßen Theologen, der mit seinem System dadurch in Verlegenheit gerathen möge; von diesem Standpunkte aus konnte er ohne Gefahr fürs Christenthum die Widersprüche zwischen den Evangelisten zugeben, die der voreingenommene Orthodoxist leugnete, und aus denen der nicht minder voreingenommene Fragmentist seine irrigen Folgerungen zog.

Denn der Fragmentist nahm die Lehre von der Theopneustie grade so, wie Goeze und Genossen sie vorstellten, an, um aus den Widersprüchen, welche er unter den Evangelisten nachwies, ohne daß jene ihn zu widerlegen vermocht hätten, die Nichtigkeit eines Offenbarungsglaubens abzuleiten, wie ihn jene behaupteten. Goeze dagegen hielt, wie Räß, die Evangelisten für untrüglich in jedem Worte, und wer, wie Lessing und auch Röpe, wirkliche Widersprüche zwischen den Evangelisten annahm, war ihm so gut ein Feind des Christenthums, als der Fragmentist, wenn jener gleich durchaus nicht die Folgerungen des letztern daraus zog, wenn er gleich leugnete, daß diese daraus gezogen werden könnten, wenn er es selbst für unverständig erklärte, sie daraus zu ziehen.

Goeze, in dessen Kopf nichts einging, was mit der ihm zur Gewohnheit gewordenen Vorstellung von der „Untrüglichkeit

der Evangelisten in jedem Wort", mit „der Theorie der wörtlichen Inspiration" stritt, behandelte Lessing's Gegensätze zu dem fünften Fragment, als wären sie nicht vorhanden, und Röpe geht auf dieselben nicht ein.

Letzterer fährt fort: „Daß dieses" (nämlich „mit der wörtlichen Inspiration der Schrift auch ihre Theopneustie, ihre volle göttliche Wahrheit vernichtet zu wähnen") „ein Irrthum sei, das erkannt zu haben, ist der große Fortschritt der neuern Theologie, ihn theoretisch zu begründen und praktisch klar zu machen, ist die große Aufgabe, die den gläubigen Theologen in unsern Tagen obliegt. In Lessing's Zeiten war aber die herrschende Meinung, daß wörtliche Inspiration der Schrift und gewisse Wahrheit des Evangeliums von Christo eins und dasselbe sei; jene, so meinte man, sei durch den Fragmentisten widerlegt, folglich sei auch diese für immer gefallen".

Aber jene, wie Herr Röpe sagt, „in Lessing's Zeiten herrschende Meinung" bestritt gerade Lessing in den Gegensätzen und widerlegte damit auch was aus der durch den Fragmentisten versuchten Widerlegung hätte gefolgert werden können.

Doch um Goeze zu retten, durfte Röpe Lessing'en keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er behauptet zwar, S. 180, von den Anti-Goezen, „daß sich auch manche fruchtbare Gedanken darin fänden, die eine Regeneration der theologischen Wissenschaften, wie unsre Zeit sie herankommen sehe, hätten herbeiführen helfen"; er sagt zwar, S. 187, „es sei nicht zu leugnen, daß auch die Axiomata fruchtbare Gedanken enthielten, die in der neuern Theologie nicht ohne fördernden Einfluß geblieben seien", aber er gibt weder diese fruchtbaren Gedanken an, noch weist er die ihnen widersprechenden verderblichen Gedanken nach, um deren willen er Lessing's, wie er sie verdächtigend nennt, „angebliche" Gegensätze wieder mit Goeze um die Wette verdammt und als eine Feindseligkeit gegen das Christenthum darstellt. Lessing war ein folgerichtiger Denker, der nicht mit der andern Hand nahm, was er mit der einen gab, seine Gegensätze, Duplik, Axiomata, Anti-Goezen u. s. w. hängen enge zusammen, und nützliche und verderbliche Gedanken liegen darin nicht wie Kraut und Rüben durch einander. Wer das Gegentheil annimmt, für den waren sie nicht geschrieben, aber

er mag der rechte Mann sein, Goeze'n gegen Lessing Recht zu geben. „Selbst die Theopneustie", meint Herr Röpe, S. 214, „hatte" (in dem Streite zwischen beiden) „nur eine secundäre Bedeutung, der eigentliche Kernpunkt war die Frage nach der Geltung des Historischen im Christenthum". Vielmehr hing die Frage nach der wörtlichen Eingebung der Schrift aufs engste mit der nach dem Geschichtlichen in ihr zusammen; ohne sich über die erstere klar zu sein, konnte man sich auch über die zweite nicht klar werden, und Lessing wollte das Historische der Schrift sowohl gegen die Räß und Goeze, als gegen den Fragmentisten sichern. Herr Röpe zwar setzt hinzu: „Lessing wollte, darin hat Herr Schwarz ganz recht, das Christenthum von der Geschichte befreien*), und darum leugnet er die Autorität der Bibel, Goeze wollte die Historicität des Christenthums festhalten und darum behauptete er ihre Autorität". Aber diese Behauptung Röpe's ist ganz grundlos, denn Lessing kannte, wie u. a. auch die „Erziehung des Menschengeschlechts" zeigt, deren erste 53 Paragraphen schon einen Theil der Gegensätze ausmachten, gar kein anderes als das geschichtliche Christenthum und hat nie und nirgends die Autorität der Bibel geleugnet, sondern er versuchte einen Begriff von derselben aufzustellen, mittelst dessen, um dies wiederholt zu betonen, das Geschichtliche des Christenthums gegen die durch den falschen Begriff, den die Goeze und Genossen von der Autorität der Bibel hatten, begünstigten Angriffe des Fragmentisten gesichert werden sollte. Alles, wodurch Röpe das Gegentheil darthun und Lessing zu einem Feinde des geschichtlichen Christenthums machen will, geht über nackte Behauptungen nicht hinaus, die dadurch an Beweiskraft nicht gewinnen, daß er sie alle Nase lang wiederholt.

Sowohl Goeze, als Röpe folgen der Taktik, Lessing als einen Mann darzustellen, der von seinen Gegnern Niederlagen über Niederlagen erleide, immer ausweiche und nie zu antworten verstehe. Beide preisen — von Goeze haben wir das bereits

*) Schwarz hat dies schwerlich in dem Sinne gemeint, worin es Röpe, die Worte aus dem Zusammenhange reißend, nimmt. Siehe Schwarz a. a. O., S. 154; vgl. S. 32.

oben angeführt — auch Räß' Schrift und behandeln Lessing's Antwort auf dieselbe, die Duplik, aufs geringschätzigste. „Lessing", sagt Goeze, „hat in seiner Duplik geantwortet, aber wie? Das wird sich künftig finden", und Röpe papagaiet seinem Goeze nach, S. 183 (vgl. 169): „Reß hatte die Angriffe des Fragmentisten gegen die Wahrheit der Auferstehungsgeschichte mit großem Geschick zurückgewiesen". Ja, so behauptete Goeze, aber Lessing zeigte das Gegentheil, und der Vertheidiger des erstern hätte nun doch wol auch das von Goeze'n blos behauptete, aber mit keinem Worte bewiesene Geschick Räß'ens gegen Lessing retten müssen. Das fällt ihm aber auch nicht von ferne ein, und er fährt fort: „Lessing schrieb gegen ihn die Duplik, in welcher er seinen Ungenannten vertheidigt und zehn große angebliche Widersprüche der Evangelisten in der Erzählung von der Auferstehung des Herrn mit großer Energie aufrecht zu erhalten bemüht ist. Reß hat darauf noch einmal geantwortet und Lessing's Gründe kräftig widerlegt. Darauf hat Lessing nichts erwiedert".

Wie schnöde ist dieser Ausfall auf Lessing, dessen ausführliche und treffliche Erwiederung auf Räß' „Einwendungen und Widerlegungen" aller Welt vorliegt, und wie zweideutig drückt Herr Röpe sich aus: Lessing habe in der Duplik seinen Ungenannten vertheidigt. Was kann das nicht alles bedeuten? Er habe zehn große angebliche Widersprüche (an der andern, S. 235 angeführten, Stelle, gab Röpe neben „scheinbaren" auch „wirkliche" Widersprüche zu) mit großer Energie aufrecht zu erhalten sich bemüht. Herr Röpe will sich also nicht darüber aussprechen, ob dieses Bemühen Lessing'en auch gelungen sei. Räß habe Lessing's Gründe (die hatte also Lessing doch) kräftig, also auch „mit großer Energie", widerlegt. Herr Röpe will sich also auch darüber nicht aussprechen, ob diese Widerlegung gelungener und mehr werth gewesen, als Räß' erste Schrift, und dies wahrscheinlich aus dem guten Grunde, daß er die eine so wenig, als die andere je gesehen hat. Er hilft sich mit der allgemeinen Ausrede: „Es sei zu beklagen, daß die Gegenschriften gegen die Fragmente so wenig beachtet worden seien, es finde sich ungemein viel Treffendes darin". Daß „die Ungläubigen es damals machten, wie jetzt, auf Einwendungen

und Widerlegungen nicht hören", darin wird er eben so Recht haben, als daß die „Gläubigen" es jetzt machen, wie damals.

Wir kehren daher auch von einem „Gläubigen" von jetzt zu einem solchen von damals zurück. Goeze schließt da, wo wir ihn zuletzt unterbrachen, seine Anzeige der Räß'schen Schrift wie folgt: „Ueberhaupt ist die Reihe zu reden nun an dem Herrn L." (Lessing's Duplik war, als Goeze dies schrieb, noch nicht erschienen, oder doch noch nicht in Goeze's Händen). „Unbekant kan ihm die hier recensirte Beantwortung der 5. Fragmente nicht sein, da sie mit seinen Beyträgen aus einer Handlung an das Licht getreten ist. Er muß entweder augenscheinlich beweisen, daß der Verfasser dieser Widerlegung die in dem Fragmente gerügten Widersprüche nicht hinlänglich oder daß er sie nicht alle beantwortet habe; oder er muß es sich gefallen lassen, daß Freunde der Ehre und der Wahrheit Jesu sein Stilschweigen als ein lautes Bekentnis ansehen, daß er sich schäme, die Fragmente für erheblich gehalten und solche aus dem Grunde der Welt in offenem Drucke vorgelegt zu haben, da sie als Früchte der Finsternis billig in der Finsternis hätten bleiben sollen. Ob aber ein solches Stilschweigen hinlänglich seyn werde, das Aergernis, das er durch Veranstaltung des Druckes derselben verursacht, zu heben, diese Frage mag sein Gewissen beantworten, und jener Tag wird sie entscheiden. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß ich die Gegensätze des Herrn L. mit viel größerer Betrübnis gelesen habe, als die Fragmente des gegen unsre allerheiligste Religion so feindselig gesinten und so frech und grob lästernden Verfassers".

Dieser zweite herausfordernde und plumpe Angriff Goeze's, von welchem Herr Röpe seinen Lesern nicht mehr Kunde gibt, als von dem ersten, war es, wie gesagt, auf welchen Lessing's Absagungsschreiben erfolgte. Noch ehe Goeze sowohl dieses, als die vorausgegangenen Gegenschriften Lessing's kannte, hatte er schon in Form einer Anzeige der Schrift: „M. Friedrich Daniel Behns, des Lübeckischen Gymnasii Subrector 2c. Vertheidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu, ein Fragment", einen dritten Angriff, der gleichfalls für die „Freywilligen Beyträge u. s. w." bestimmt gewesen war, geschrieben. Darin „wil" Goeze wieder „den Hauptinhalt kurz anzeigen".

„. . . In dem dritten Abschnitt“, sagt er, „zeigt der Herr Verfasser die Schwäche in Herrn Leßings Satze: daß der heil. Geist bey den Evangelisten nichts weiter gethan, als daß er einen jeden zu schreiben getrieben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekant gewesen. Woraus folgt, daß, da sich, nach Herrn Leßings Vorgeben, wahre Widersprüche in den Berichten der Evangelisten finden sollen, unter welchen ein Theil nothwendig falsch seyn muß, der heilige Geist sie angetrieben, wirklich etwas falsches zu schreiben, welches aber der theuren Versicherung des Heylandes, daß der Geist der Wahrheit sie in alle Wahrheit leiten würde, Joh. 16, 13, geradezu widerspräche“.

Alles was dem Glaubensartikel Goeze's von der „Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Wort“ entgegensteht und entgegengesetzt wird, übergeht er mit dem Stillschweigen der Verachtung, die Beweise des Fragmentisten, daß wahre Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten vorhanden, widerlegt er durch Schimpfen auf jenen, als einen Lästerer, und in dieses Schimpfen schließt er Lessing ein, der den Lästerer herausgegeben und sich dadurch derselben Lästerung theilhaftig gemacht. Er geht daher auch gar nicht auf dasjenige ein, wodurch Lessing die Wahrheit der evangelischen Geschichte, trotz wahrer Widersprüche unter den Evangelisten, wahrt und die Einwirkung des heiligen Geistes auf diese in einer sowohl der Vorsehung, als des menschlichen Geistes würdigeren Weise auffaßt.

Lessing hatte in den Gegensätzen u. a. gesagt: „Vielmehr so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten, als man will! Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber, nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen. — Aber der heilige Geist ist bei diesen Aussagen wirksam gewesen. — Ganz recht; nehmlich dadurch, daß er jeden zu schreiben getrieben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen. Wenn sie nun dem einen so, dem andern anders bekannt war, bekannt sein mußte? — sollte der h. Geist in dem Augenblicke, da sie die Feder ergriffen, lieber ihre verschiedenen Vorstellungen einförmig und eben durch diese Einförmigkeit verdächtig machen,

oder sollte er zugeben, daß die Verschiedenheit beibehalten wurde, auf die jetzt gar nichts mehr ankömmt? Sagt man, Verschiedenheiten sind keine Widersprüche? — Was sie nicht sind, das werden sie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verschiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerspruch bei denen, welche die Sache nur von Hörensagen haben. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangelisten schrieben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferstehung sich nicht ereignet hätten. Aber was für ein Recht haben wir, dieses Wunder anzunehmen? Und was bringt uns, es anzunehmen? Wer sich irgend einen solchen Drang muthwillig schafft, der hab' es. Aber er wisse auch, was ihm sodann obliegt: alle die Widersprüche zu heben, die sich in den verschiedenen Erzählungen der Evangelisten finden; und sie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als in den gewöhnlichen Harmonien geschehen ist".

Unmittelbar vor dieser Stelle heißt es: „Sind wahre Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? solche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verschwinden? — Woher sollen wir das wissen? Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigstens ist das Protokoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht eben so viel Grund für sich, als wer Nein sagt. Nur daß, wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die jener nicht kann. Diese nehmlich. Der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhing, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt. Es ist da. Und wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen gewonnenen Proceß nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schließen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen nochmals nach zweitausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr!"

Aber diese verständigen und wohlgemeinten Grundsätze, diese, so zu sagen, Vorschläge zur Güte, wie den Angriffen des Fragmentisten die Spitze abzubrechen, welche Aufnahme fanden sie bei Goeze und Genossen? Eine feindseligere, als

jene Angriffe selbst, denn sie schütteten nicht gleich jenen das Kind mit dem Bade aus, aber gingen dem erstarrten, verknöcherten, geistlos und dumm gewordenen oder gemachten Systeme zu Leibe, das dem Fragmentisten das Spiel gegen das Christenthum so erleichtert, bedrohten den geistlich theologischen Schlendrian, der ihm die Waffen gegen dasselbe in die Hände gegeben hatte, der also unschädlich gemacht werden mußte, wenn sie ihm wieder entwunden werden sollten.

Daher fährt Goeze fort: „Er (Behn) zeigt zugleich, wie nichtig der Grund sey, mit welchem sich der Herr L. das Ansehen geben wil, als ob er die Wahrheit der christlichen Religion gegen solche Angriffe damit retten wolte, da er schreibt: Der große Proces u. s. w. Der Herr Behn antwortet: Allein ist der Mohamedismus nicht auch da? Ist nicht auch dadurch ein großer Theil des Heidenthums besiegt? hat er nicht aus vielen Ländern das Christenthum verdrängt? darf der Mohamedismus auch deswegen ausrufen: Unser Proces ist gewonnen! Solten wir nach zwölfhundert Jahren eine Revision desselben vornehmen? Nimmermehr! Was werden wir antworten? Es werden auch ungerechte Processe gewonnen. Wie wenn der eurige ein solcher wäre? Wir müssen revidiren. Werden wir nicht auch eben dieses Recht den Zweiflern gestatten müssen?"

Dieser Behn'sche, von Goeze gutgeheißene Einwand hätte einen Platz unter den Gründen verdient, durch welche im zweiten Fragment die Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können, bewiesen werden soll, und welche Lessing sowohl in den Gegensätzen, als in der Erziehung des Menschengeschlechts widerlegt hat, in den Gegensätzen eingehender, in der E. d. M. G. mit den bekannten erhabenen Worten, auf welche sich selbst Herr Röpe berief: „Geh Deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! . . . Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! u. s. w." Auch die Worte Lessing's in „Der Bitte" lassen sich gegen Einwürfe wie den Behn'schen anführen: „Das Christenthum geht seinen ewigen allmählichen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht".

Goeze fährt weiter fort: „Ich würde hier geantwortet haben: der Herr Leßing hat viel Geschicke, Gleichnisse im Fluge zu schießen, aber die Gabe, richtig einzusehen, ob seine Gleichnisse seiner Sache vortheilhaft oder nachtheilig sind, ist ihm versagt. Wil er keine Revision unsers Processes zugeben, warum schreyet er denn: der Man sol noch kommen, der das Christenthum auf eine der Würde seines Gegenstandes gemäße Art angreift? warum glaubt er denn, in dem Verfasser der Fragmente ein Ideal dieses Mannes zu erblicken?" (Goeze citirt gerade so ungenau, wie sein Schüler Röpe. Lessing hat sich so widersprechend nicht ausgedrückt, vgl. Vierter Beytrag u. s. w., S. 497 f., Sämmtl. Schr. X 16 f.) „warum hat er denn die Fragmente drucken lassen? Weis er denn nicht, mit welchem Nahmen die Gerichte diejenigen belegen, welche gegen Urtheile, die seit Jahrhunderten Rechtskräftig geworden, von neuem durch Chikanen Angriffe versuchen? Nach seinem eigenen Ausspruche sind also sein Fragmentenschreiber und er selbst temerarii litigatores und er verdiente nach seinem eignen Urtheile, daß er, mit seinem aus dem Staube hervorgesuchten Klaglibelle, wenigstens mit einem nachdrücklichen Verweise und ernstlichem Befehle, künftig ruhig zu seyn, abgewiesen würde".

Ein solcher hochobrigkeitlicher Befehl an Lessing würde Goeze'n als ein Triumph für seine Person und Sache wohl das Angenehmste gewesen sein, und um ihn wo möglich zu veranlassen fährt er fort: „Wie wenn dem Herrn Leßing Fragmente in die Hände fielen, in welchen die Gerechtsame und Besitzungen des hochfürstlich Braunschweigschen Hauses auf die Art angegriffen und die durchlauchtigsten Erwerber derselben und ihre unbescholtene Ministres*) so gelästert würden als in diesen Fragmenten der Stifter unsrer allerheiligsten Religion und seine Apostel gelästert werden, und Herr Leßing wolte sie mit einem solchen Brandbriefe in die Welt schicken, als er diesen Fragmenten mitgegeben hat, was würde sein Lohn seyn?"

Zum Beweise, daß er gar nicht einsehe, um was es sich in einem Streite, in den er sich eindrängte, handle, und daß er

*) So steht da.

es ablehne, auf die eigentlichen Fragen desselben einzugehen, fährt er selbstgefällig fort:

„Ich kan das, was Herr L. in Absicht auf das Christenthum einräumet, noch in einem andern Falle gegen ihn anwenden. Der große Proces für unsre Bibel ist gewonnen. Seit vier tausend Jahren haben alle Juden das alte Testament, und seit beynahe zwey tausend Jahren alle Christen das alte und neue Testament für das Wort Gottes erkant. In keinem Glaubensartikel findet sich zwischen Catholiken, Lutheranern, Reformirten, Socinianern u. s. f. eine größere Uebereinstimmung, als in diesem, daß die heil. Schrift von Gott dem heil. Geiste eingegeben sey, daß also alles, was in derselben enthalten, es betreffe Historie, oder Lehre, untrügbare Wahrheit sey*). Und nun komt ein Fragmenten-Schreiber und schreyet: nein! alles was von der Auferstehung Christi da stehet, sind Lügen! Herr Leßing schreyet: nein! kaum zwey Drittheile, ja kaum die Hälfte der Bibel" (Lessing hat sich nirgends so ausgedrückt) „sind Wahrheit. Der heil. Geist hat nichts mehr gethan, als die Verfasser der Bibel angetrieben, alles so niederzuschreiben, wie sich ein jeder die Sache vorstellete. Semler insonderheit wil uns sogar überreden, daß sie ihren dummen Landglauben von ein und mehr tausend Teufeln mit eingeknetet hätten. Bahrdt schreyet: die Verfasser des neuen Testaments waren unwissende ungelehrte Leute, die weder Plan noch Ausdruck zu wählen wusten. Und was ist das Resultat von allem diesem Geschrey? kein anderes als dieses: Eure Bibel ist das ungereimteste und unzuverlässigste Buch, und ihr seyd Narren, daß Ihr solches für die untrügliche Richtschnur eures Glaubens und eures Lebens erkennet, und eure Hofnung auf die Ewigkeit darauf gründet. Was sind also, nach Herrn L. eignem Grundsatze, der Fragmenten-Schreiber, Semler, Bahrdt, er selbst? Chikaneurs, oder nach der Sprache der Rechtsgelehrten: temerarii litigatores, auf deutsch: frevelhafte Zänker. Von diesen solten wir uns unsern so wichtigen und seit vielen Jahrhunderten gewonnenen Proces über unsre Bibel revidiren lassen? Nimmermehr!"

*) Vgl. Lessing, X, 133; 239.

So wirft der Mann Lessing und Semler mit dem Fragmentisten und Bahrdt unterschiedslos zusammen; so war ihm jede Forschung fluchwürdig, die an seinen wurmstichigen orthodoxen Besitzstand rührte. —

Die drei Aufsätze, deren wesentlichsten Inhalt wir unsern Lesern bisher bekannt gemacht haben, gab Goeze, mit einigen weitern gegen Lessing's „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft", „Das Testament Johannis" und „Eine Duplik" gerichteten, als besondere Schrift unter dem Titel heraus: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Leßings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift, von Johan Melchior Goeze, Hamb. 1778".

Gegen das Ende derselben, S. 66, sagt er: „Eben da ich schließen wil, lese ich in dem hiesigen Correspondenten, daß in der Bohnischen Buchhandlung (in Hamburg) zu haben wäre: Eine Parabel, eine kleine Bitte, ein eventuales Absagungsschreiben u. s. w." Er stellt sich, als hätte er dieselben nicht gelesen; was aber sowohl nach der Bosheit, als nach dem Inhalt desjenigen, was er vorläufig dagegen losläßt, eine offenbare Unwahrheit ist. „Herr Leßing", sagt er, S. 67, „hat sich bereits in die Lage gesetzt, daß seine bittersten Angriffe einem rechtschaffnen Theologo eben so gewis zur Ehre gereichen, als ehemahls die Lästrungen eines Dippels und Edelmans und in unsern Tagen die Anfälle der Berlinischen und mietauischen Bibliothek. Es sollen hernach noch Axiomata dazu gekommen seyn. Vor dem Osterfeste habe ich wichtigere Geschäfte, als solche fliegende Blätter zu lesen. Nach dem Feste wil ich eine müßige Stunde daran wenden, und zusehen, ob es der Mühe werth sey, mich ferner mit ihm einzulassen...."

So hochmüthig und leichtfertig behandelte der Mann Fragen und Untersuchungen, denen ein Lessing sein ganzes Sinnen und Denken widmete. Ihm ist es nur um seine Person zu thun, und dasselbe setzt er auch von seinem Gegner voraus. „Hat", fährt er fort, „Herr Leßing mir die Ehre erwiesen, nahmentlich gegen mich zu schreiben; so kan ich leicht gedenken, wie liebreich er mit mir umgegangen seyn werde; da er in seiner Duplik gegen seinen lieben Nachbar das Testament Jo-

hannis so heilig beobachtet hat: aber sein lieber Nachbar hatte auch nicht bedacht, daß Herr Leßing eine jede deductionem ad absurdum, die man seinem lieben Fragmenten-Schreiber entgegensetzt, als einen Schlag ansiehet, den man ihm selbst ins Angesichte giebt. Eine Anmerkung, welche künftig allen denen nützlich seyn kan, welche glauben, daß Gewissen und Beruf sie auffordern, die Ehre Jesu, seiner Zeugen und seiner Religion gegen die Fragmente zu vertheidigen. Ich hatte noch dazu die unverzeihliche Sünde begangen, Herrn L. an seine Todesstunde zu erinnern; und das ist gerade dasjenige, was diese Herren am wenigsten vertragen können. Vermuthlich wird er, eine solche Verwegenheit zu rächen, alles niedergeschrieben haben, wovon er glaubt, daß es mir am wehesten thun möchte. Mag er doch! Aerger wird er es doch wohl nicht machen, als Abbt, als Basedow, als Semler, Bahrdt, die Verfasser der algemeinen deutschen Bibliothek*) und Consorten es gemacht haben. Und solte er es auch noch ärger machen, so wird er mir doch damit so wenig schaden, als diese mir geschadet haben. Sein spöttischer Witz, und wenn er auch zur höchsten Stufe der höhnenden Bitterkeit hinaufstiege, ist kein Arsenik, sondern nur Salz. Vordem war es nach Beschaffenheit der Personen und der Wunden, auf welche es gestreuet wurde, ziemlich beizend; man wil aber angemerket haben, daß solches nach der Ausgabe der Emilia Galotti etwas dumpfig geworden. In der Duplik ist es das gewis".

Als er dieses schrieb, wußte Goeze aus Lessing's „Absagungsschreiben", welches Schicksal ihm bevorstehe, und sein Gewissen mußte ihm sagen, daß er verdient habe, was ihm

---

*) „So arg wird er wenigstens nicht lügen, als diese sehr oft gelogen haben. Doch wer kan es diesen ehrlichen Leuten verdenken, daß sie dem Grundsatze, auf welchem ihr ganzes Gebäude errichtet ist, calumniare audacter etc., treu bleiben. Jes. 28, 15. Jedoch Schmach von ihnen ist für redliche Knechte Gottes Ehre, aber ihr Lob Schande. Sie mögen also ihren Weihrauch opfern wem sie wollen: mich bewahre Gott vor demselben. Was kan man von Leuten erwarten, die, wenn sie Brodt verdienen wollen, nichts anders schreiben dürfen, als was dem, der sie lohnet, gefält: und was für gründliche Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe kan man von einem Verfasser eines Nothankers hoffen?" u. s. w.

nun zu Theil ward, und was er immer reichlicher zu verdienen sich angelegen sein läßt. Da Herr Röpe dem Zwecke seiner „Rettung" gemäß alles, was diese sogleich als ein ganz eitles Unternehmen dargestellt hätte, nicht anführen konnte, so sind wir in dem Fall, die Leser mit noch mehr Auszügen aus Goeze's erster Schrift unterhalten zu müssen; wäre es auch nur, um sie von der Geistesarmuth eines Mannes zu überzeugen, dem sein großer geistvoller Gegner keinen Gedanken-Funken zu entlocken vermag, der sich vielmehr ewig in demselben engen Kreise von wenigen rohen theologischen Begriffen herumdreht, über Wiederholungen und Abwechselungen des schon Gesagten und schon Geschimpften nicht hinaus- und nicht davon loskommt, und hierdurch auch diesmal den Ruf seiner klopffechterischen Abscheulichkeit behauptet, von dem ein Röpe ihn erlösen will.

Goeze schickte seinem „Etwas Vorläufigen u. s. w." eine vom 7. April 1778 datirte ausführliche „Vorerinnerung" voraus, worin er, nachdem er den Inhalt der Schrift kurz angegeben, ihren Titel rechtfertigt, indem er sagt: „Durch seine mittelbare Angriffe auf unsre Religion und auf die heilige Schrift verstehe ich den von ihm veranstalteten Druck der Fragmente und die von ihm übernommene Advocatur des Verfassers derselben*). Ich wil es ihm einräumen, daß die Gründe, welche er hier zur Rechtfertigung seines Verhaltens in dieser Sache vorwendet, etwas beweisen, wenn er mir zugestehet, daß eben diese Gründe hinreichen würden, sein Verhalten zu rechtfertigen, wenn er Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, dem er dient, die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen und unbescholtenen Minister desselben, und selbst des regierenden Herrn, so angegriffen würden, als hier die Wahrheit der christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der heiligen Apostel und selbst unsers ewigen Königes angegriffen wird, und wenn er uns desfals von seinen Obern ein glaubwürdiges Zeugnis darlegen würde, daß sie in diesem Falle mit seinen Rechtfertigungsgründen zufrieden seyn würden"**).

*) Vgl. den siebenten Anti-Goeze (X, 196 ff.).
**) Vgl. hierüber den dritten Anti-Goeze (X, 173 f.).

Was Goeze mit diesem beständigen Hereinziehen des Braunschweigschen Fürstenhauses anders habe wollen können, als dasselbe gegen Lessing aufhetzen, ist nicht wol abzusehen.

„Durch seine unmittelbare Angriffe auf unsre Religion verstehe ich seine, den Fragmenten entgegengesetzten Scheingründe, welche mehr den Zweck haben, dieselbe zu untergraben, zu stürzen, wenigstens sie lächerlich zu machen, als sie zu vertheidigen: den bittern, aber kraftlosen Spot, den er über die bisherigen Vertheidigungen derselben ausgeschüttet hat: insonderheit aber den Rath, den er uns gibt, daß wir die Wahrheit unsrer Religion vornehmlich, ja allein auf das: possidemus, quia possidemus gründen sollen. Ein eben so kluger Rath, als wenn er den Vertheidigern einer Vestung rathen wolte, die metallenen Kanonen bey Seite zu schaffen und an deren Stat hölzerne aufzuführen. Ich rechne ferner dahin sein Vorgeben, daß nicht alles, was in der heiligen Schrift enthalten ist, von Gott eingegeben sey, und daß der heilige Geist dabey nichts weiter gethan habe, als daß er die Verfasser angetrieben, daß ein jeder die Sache so niederschreiben müssen, wie er sich solche vorgestellet, daher denn nothwendig zwischen ihnen Widersprüche erfolgen müssen: denn eben damit sucht er den Fels des vesteren prophetischen und apostolischen Worts in einen nichtswürdigen Sandhaufen zu verwandeln, und giebt einem jeden Widerwärtigen das Recht, die göttliche Eingebung der Stellen, aus welchen wir die Glaubensartikel beweisen, vor der Faust weg abzuleugnen. Sind die erschröcklichen Worte in dem Beweise des Geistes und der Kraft, S. 11: meine ganze Vernunft streubet sich gegen den Satz, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey, aus Herr Leßing's Feder geflossen, so kan man aus denselben nicht allein einen volständigen Abriß der Leßingischen Theologie und Religion herleiten, sondern man kan auch zum voraus sehen, was er uns auf die Stellen, mit welchen wir diese allerwichtigste Grundwahrheit unsrer Religion beweisen, antworten werde."

„Daß diese Angriffe, und zwar im recht hohen Grade, feindselig sind, darf ich wol nicht erst beweisen, und derjenige würde sich selbst bey allen Freunden und Verehrern des Herrn L. lächerlich machen, der aus denselben beweisen

wolte, daß er gegen die christliche Religion auch nur gleichgültig gesinnet oder gar ein Freund und Verehrer derselben sey."

„Die Art, wie Herr Leßing streitet, ist sonderbar. Seine Bemühungen gehen nicht dahin, den Verstand seiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern sich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen. Er bestimt daher nichts durch richtige Erklärungen, er führet nie einen einleuchtenden und gründlichen Beweis, sondern er spielt beständig mit Gleichnissen, Instanzen oder Antithesen. Er nimt die Worte in verschiedenen Bedeutungen und gerade jedesmal in derjenigen, von welcher er sich die meiste Hofnung macht, daß sie am ersten blöde Augen blenden werde. Er erlaubt sich Sophismen, Equivocen*) und Fallacien. Vielleicht entschließe ich mich, wenn ich keine wichtigere und nothwendigere Geschäfte habe, aus den neuesten Schriften des Herrn L. die Bilder und Gleichnisse auszuziehen, von denselben nach dem Alphabete ein ordentliches Regiment zu formiren und alsdann diese Leßingischen irregulairen Trouppen und Marodeurs die Musterung vor dem gesunden Menschenverstande durchgehen zu lassen. Hier werden seltsame Gestalten zum Vorschein kommen... und ich verspreche meinen Lesern und mir von dieser Arbeit viel Vergnügen**)."

Hierauf folgt die einzige Stelle in der ganzen Schrift, welche mit einigen verständigen Vorstellungen beginnt:

„Es ist wahr, daß die Lehrsätze der christlichen Religion nicht so bewiesen werden können, als der Satz: zweymal zwey ist vier. Allein so sollen sie auch nicht bewiesen werden. Denn wenn sie also bewiesen werden könten und solten; so würde die menschliche Freiheit dabey völlig zu Grunde gehen, und es würde alsdann heißen: entweder Christ oder ins Dolhaus!"

Gerade was Goeze hier sagt, hatte Lessing mit andern Worten in den Gegensätzen gegen den Fragmentisten, der aus den Widersprüchen in den Erzählungen der Evangelisten die Unwahrheit der evangelischen Geschichte folgerte, und in der Duplik gegen Räß geltend gemacht, der jene Widersprüche

*) Vgl. den zweiten Anti-Goeze (X, 166, Anm.).
**) Vgl. den Achten Anti-Goeze (X, 205).

nach hergebrachter Art der Harmonisten auf die gezwungenste Art leugnete, um die Wahrheit der evangelischen Geschichte wie zweimal zwei vier zu beweisen.

„Auf solche Weise wil unser Jesus keine Jünger machen. Der Weg, den Er uns Joh. 7, 16. 17. angewiesen hat, und auf welchem wir zur Ueberzeugung von der Göttlichkeit seiner Lehre kommen sollen, ist von ganz anderer Art. Das innere Zeugnis des heiligen Geistes, welches sich durch die Kraft der heiligen Schrift an den Selen derer offenbart, welche der Wahrheit nicht muthwillig widerstreben (vielleicht ist dieses dem Herrn L. lächerlich? auf seine Gefahr!) muß hier nothwendig die Ehre behaupten, unser Herz in der Wahrheit Gottes vest zu machen. Auf diesem Wege sind Millionen Christen zu ihrer ewigen Ruhe eingegangen."

Diese Stelle führt auch Herr Röpe an, ohne aber zu sagen, wie vereinzelt und verlassen sie in der „Vorerinnerung" dastehe, wie wenig ihr alles Uebrige in dieser entspreche. Denn nur so konnte er behaupten, S. 191: „Diese Vorrede könnte allein schon genügen, uns mit Respect, ja mit Hochachtung gegen ihren Verfasser zu erfüllen, so ernst, so bündig, so treffend stellt er den ganzen Gegenstand des Streites dar. Gleich anfangs" (vielmehr ungefähr gegen die Mitte der „Vorerinnerung"!) „kommt er auf den Punkt, den er nur consequenter hätte festhalten dürfen, um allem Streite ein Ende zu machen.... Mit diesen" (den von uns angeführten) „Worten ist alles gesagt, was zu sagen noth that. Schade, daß Goeze sich von diesem Standpunkt durch Lessing's Winkelzüge weglocken ließ, was freilich geschehen mußte, wenn er vor dem Publicum die Nichtigkeit Lessingischer und Reimarischer Instanzen gegen die Wahrheit der in Christo geschehenen Erlösung auch im Einzelnen darthun wollte".

Dies wird heißen sollen: Lessing mußte durch seine Winkelzüge Goeze'n von diesem Standpunkte weglocken, um zu verhindern, daß Goeze die Nichtigkeit Lessing'scher und Reimarus'scher Instanzen u. s. w. darthäte.

Als wenn Goeze, wofern er „diesen Standpunkt" gehabt oder festgehalten, sich nicht vielmehr, wie es ihm Lessing noch in

dem Absagungsschreiben anheimgab, mit diesem friedlich hätte auseinandersetzen können, denn wie nahe sind nicht die hier fraglichen Worte Goeze's mit denen Lessing's in den Gegensätzen verwandt: „Aber was gehen den Christen dieses Mannes" (des gelehrten Theologen, der als solcher um die Antwort auf die Fragmente verlegen wäre) „Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet" u. s. w.

Diese berühmten Worte waren bei Lessing nicht blos zufällig und vereinzelt, sondern er wiederholt ihren Inhalt mehr als einmal und hält den Standpunkt, von welchem aus er sie ausspricht, sowohl dem Fragmentisten, als Goeze'n gegenüber fest. Aber Goeze wußte sie so wenig zu würdigen, daß er in ihnen „den" (schon oben angeführten) „ironischen Rath" erblickte, „daß wir die Wahrheit unsrer Religion vornemlich, ja allein auf das possidemus quia possidemus gründen sollen", und diese Goeze'sche Auslegung eignet sich Röpe zweimal (S. 162 und 215) so an, als ob sie, d. h. als ob ein solcher Rath und in solchen Worten bei Lessing vorkomme!

Goeze fällt daher auch sogleich nach der Stelle, welche wir zuletzt von ihm anführten, wieder in den Ton gegen Lessing zurück, worin die ganze „so ernste, so bündige, so treffende Vorrede" geschrieben ist:

„Ich ersuche den Herrn L. um seines ewigen Heyls willen, diese Vorstellungen in reife Erwägung zu nehmen, ehe er die Feder ansetzet, um die Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion zu verhöhnen. Wil er indessen diesen von dem Geiste Gottes selbst angewiesenen Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit verlästern und seinen Witz, den Gott ihm zu einem ganz andern Gebrauche verliehen hat, verschwenden, um unschuldige Herzen zu ärgern, sie von diesem Wege abzuführen und ihre Sinne zu verblenden, daß sie die Herrlichkeit des HErrn, der sie erkauft hat, nicht sehen, so wird sein Urtheil nicht säumen, und Christen, die wissen, an wen sie glauben, werden seine unglücklichen und ihm selbst äußerst verderblichen Unternehmungen mit innigem Mitleiden ansehen und für ihn desto herzlicher beten".

Diese letztern seelsorgerischen Zeilen theilt auch Herr Röpe noch mit, eben so die unten vorkommenden, worin Goeze Lessing'en falsche Würfel vorwirft.

Goeze fährt fort und wiederholt schon Gesagtes: „Ob ich es nöthig finden werde, auf die letzten, nahmentlich gegen mich gerichteten, Schriften des Herrn L. zu antworten, oder ob ich ihm, wenn ich finde, daß es ohne Nachtheil der Wahrheit geschehen kan, die Ehre, das letzte Wort zu haben, lassen kan, darüber werde ich mich, g. G., nach dem Feste entschließen. So viel kan ich zum voraus sagen: werde ich in diesen Blättern eben die Logik finden, welche Herr Leßing in den übrigen die Fragmente betreffenden Schriften gebraucht hat, so ist er keiner Antwort würdig. Denn Sophismen, Equivocen, Fallacien, falsche und schwache Leser blendende Bilder, stat der Gründe, Schlüsse und Axiomen, aus vieldeutigen, und von ihm nicht bestimten Worten, Hohn und Naserümpfen über die Gegner haben in der gelehrten Welt eben den Werth, den falsche Würfel in der bürgerlichen haben. Die Theaterlogik und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten, insonderheit in denen, welche die Wahrheit der christlichen Religion entscheiden sollen, gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden*). Die erste kan auf die Zuschauer große Wirkung thun, und diejenige, welche Göthe in seiner schändlichen Stella gebraucht hat, um die Hurerey und Vielweiberei zu rechtfertigen, hat öfters den Zuschauern ein lautes Jauchzen und ein heftiges Klatschen abgelocket. Allein alle Rechtschaffene verabscheuen solche auf dem theologischen Kampfplatze, so wie sie in juristischen Streitigkeiten die Chikanen verabscheuen. In der Theaterlogik ist Herr L. ein großer Meister, aber er hat von derselben in seinen bisherigen, in ein ganz anderes Feld gehörigen Schriften beständig Gebrauch gemacht, auch das Vergnügen genossen, daß die Witzlinge, und daß alle diejenigen, welche schon lange gewünscht haben, daß der Heilige in Israel bey uns aufhören möchte, für Freuden, daß er endlich ihre Wünsche erfüllet und sich in seiner wahren

*) Hierüber Lessing im zweiten Anti-Goeze (X, 167 ff.) „Die gute Logik ist immer die nehmliche, man mag sie anwenden, worauf man will“.

Gestalt gezeiget hat, ihn mit lautem Jauchzen und freudigem Händeklatschen empfangen haben. Allein es werden sich Männer finden, die seinen Fechterstreichen mit gehörigem Nachdrucke zu begegnen wissen, und die ihm zeigen, daß er mit seiner Uebertragung der Theaterlogik auf den theologischen Kampfplatz selbst die von Aristoteles so hoch verbotene *μεταβασιν εἰς ἀλλο γενος* begehe, mit welcher der Verfasser des Bogens: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft den Herrn Dir. Schumann, aber zu seiner eigenen Schande, zu verwirren gesucht hat*).

„Beyläufig eine Probe von der Theaterlogik des Herrn Leßing. Er schreibt in dem 4ten Stück der Beyträge, S. 495:" (X, 15). Nun führt Goeze abermals einen Theil der Sätze („Axiomen"), gegen welche sein ganzer erster Aufsatz gerichtet gewesen war, wörtlich an, und ohne der Widerlegung, welche dieser in den ihm bereits vorliegenden, jedoch, nach seiner Behauptung, noch nicht von ihm gelesenen „Axiomata u. s. w." Lessing's schon erfahren hatte, zu achten, nicht aber ohne sich für diese Widerlegung durch die Wahl seiner Ausdrücke wieder zu rächen, sagt er über die Sätze, welche den Schluß der hier von ihm angeführten bilden, nämlich über die Sätze Lessing's: War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwol noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich sein, daß alles,

---

*) Wie wenig der niedrige und rohe Ton, in welchem Goeze sich wiederholt anmaßt Schumann gegen Lessing zu vertreten, nach Schumann's Geschmack war, zeigen die Worte, womit dieser seine zweite (30 weit gedruckte Seiten große) Schrift („J. D. Schumanns Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft. Hannover, 1778." „Geschrieben im Dec. 1777") beginnt. „Mein Herr," redet er Lessing an, „Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihren Bogen mit erwartungsvoller Aufmerksamkeit gelesen habe. Dies Geständniß sagt schon, daß ich von Hochachtung für den Verfasser eingenommen war, der, auch wenn er Fehde ankündigt, Geist und freien Sinn mit so vieler Eleganz als Würde in seine Ausforderungen schreibt u. s. w."

was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände, hierüber sagt er:

„Ich gestehe es gern, daß dieser Schlus eine große Kraft habe, schwache Selen zu überraschen. Wenn Herr L. denselben einem Freygeiste auf dem Theater in den Mund legte, so würde unfehlbar ein lautes Geklatsche von allen denen erfolgen, welche ohnedem die Bibel schon längst gern aus der Welt geschaffet hätten, nur nicht wissen, wie sie es anfangen sollen. Wenn aber ein Mann, der auch nur gesunden Menschenverstand hat, den Grundsatz: War ein Zeitraum u. s. w. und die Folge: so muß es auch möglich seyn u. s. f. mit einander vergleicht und untersucht, ob und wie die letzte aus dem ersten fließet, so kan er nicht anders denken, als daß Herr L. seine Leser für Kinder ansehen müsse."

Vielmehr muß die Art, wie Goeze hier schließt, für kindisch gelten, indem er nicht allein übersieht, daß Lessing nur *γυμναστικῶς*, nur von dem was unter einer bestimmten Voraussetzung möglich sei, spricht, sondern bei seiner Auslegung die gleichfalls von ihm angeführten, dem „Schlus" vorhergehenden Worte ganz unbeachtet läßt: „Es mag also von diesen Schriften (der Evangelisten und Apostel) noch so viel abhängen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der (christlichen) Religion auf ihnen beruhen"; denn diese Worte sind *δογματικῶς* von Lessing gemeint und lassen das nicht als wirklich zu, was als möglich blos gedacht werden soll.

„Ich wil", fährt Goeze fort, „die Sache mit einem Bilde aufklären. Herr L. wird solches um so viel weniger an mir tadeln, da seine größeste Stärke in dem Gebrauche dieser Methode bestehet, und ich bin hier um so viel mehr dazu berechtigt, da ich in dem ersten Aufsatze die Gründe angeführet habe, durch welche dieser Trugschlus über einen Haufen geworfen wird."

Nach dieser unwahren Prahlerei klärt nun Goeze die Sache durch ein Bild auf, welches Herr Röpe als ein „ergötzliches Gleichniß" (S. 192) mittheilt, das Lessing's „Trugschluß" „schlage" und „vernichte" (S. 194, 195). Darauf heißt es weiter:

„Wil Herr L. durchaus nicht einsehen, daß dadurch, daß die unmittelbare Eingebung des heiligen Geistes, aus welcher die Apostel redeten, daß die Wundergaben, mit welchen sie die von ihnen gepredigten Geheimnisse des Glaubens bestätigten, in der Kirche aufhöreten, eine solche Veränderung in derselben vorgegangen, wodurch eine geschriebene Offenbarung, zur Fortpflanzung und Erhaltung der Lehre und Geschichte derselben schlechterdings nothwendig wurde; so ist von ihm nichts weiter zu hoffen, und der beste Rath ist dieser, daß man ihn seinem Dünkel überlasse. Vielleicht thut künftig die Zeit dasjenige, was gegenwärtig auch die stärksten Gründe bey ihm nicht ausrichten können, da er sich einmahl vorgesetzt hat, seine Phantasien durchzusetzen."

„Der Ton, aus welchem Herr Leßing spricht, ist durchgängig so stolz, und die Art, wie er seine Gegner behandelt, so verachtend, so wegwerfend, so höhnend, daß er, wenn er auch eine bessere Sache hätte, als er wirklich hat, dennoch solche allein dadurch völlig verderben, und billig denkenden Gemüthern unerträglich fallen würde. Er ist ein wahrer Chineser. Er allein hat zwey Augen. Seinem Fragmenten-Schreiber gestehet er eines zu. Alle übrige aber, die von der Gründung der christlichen Religion an bis hierher anders gedacht haben, und anders denken, als er und sein Fragmenten-Schreiber, sind, doch Gottlob nur nach seinem Urtheile, blinder als Maulwürfe." (Nirgends hat Lessing dergleichen gesagt oder angedeutet.)

„Ich habe bey dem ersten Anblicke der Fragmente besorget, daß sie die Klippe seyn würden, an welcher der bisherige Ruhm des Herrn Leßings scheitern wird. Der Ausgang wird meine gegründete Vermuthung rechtfertigen. Gott gebe, daß er noch zu dieser seiner Zeit bedenken möge, was zu seinem Frieden dienet, damit er durch den unbesonnenen Druck der lästernden Fragmente, wodurch er der ganzen Christenheit in das Angesicht Hohn gesprochen, und durch seine eignen feindseligen Angriffe auf die christliche Religion und auf die heilige Schrift nichts mehr verlieren möge, als diese Seifenblase". —

Von der „Vorerinnerung", welche wir dem Leser hiermit fast ganz vorgelegt haben, kehren wir zu der Schrift selbst zurück, vor welcher sie steht. Auf die drei ersten, welche wir

kennen lernten, folgen darin noch fünf andere, wie jene mit römischen Zahlen bezeichnete, Aufsätze, vorgeblich nur durch Lessing's Gegenschriften gegen Schumann und Räß veranlaßt. Beide waren gegen die Fragmente, nicht gegen Lessing's Gegensätze aufgetreten, deren sie nur gelegentlich gedenken. Lessing's Antworten an Schumann liegen in seinen Werken vor und werden wol die Kritik Röpe's ebenso überdauern, als sie diejenige Goeze's überdauert haben. In der ersten („Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft") kommt die Stelle vor, über welche Goeze und sein Nachbeter ihr wiederholtes Entsetzen äußern. Wir müssen sie, weil dies beide unterlassen haben, dem Leser, so viel in der Kürze thunlich, in ihrem Zusammenhange gegenwärtig machen.

„... Oder ist," sagt Lessing, „ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich eben so gewiß, als was ich selbst erfahre? Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte: sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstrirt werden: aber demohngeachtet müsse man sie eben so fest glauben, als demonstrirte Wahrheiten".

„Hierauf nun antworte ich. E r s t l i c h, wer leugnet es — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können? — Aber nun: wenn sie n u r eben so zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger? Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist".

„Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nicht d u r c h historische Wahrheiten demonstrirt werden. Das ist: z u f ä l l i g e G e s c h i c h t s w a h r h e i t e n k ö n n e n d e r B e w e i s v o n n o t h w e n d i g e n V e r n u n f t w a h r h e i t e n n i e w e r d e n".

„Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre

Wahrheit völlig aufgehöret hat durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind — mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen — mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an".

„Denn zweitens: was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anders: als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts dawider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein anderer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andere historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe sich genau! ... Wenn ich folglich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß Christus einen Todten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet? Wenn ich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei? Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn seine Jünger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Klasse, folgen ganz natürlich aus einander. Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andere Klasse von Wahrheiten herüberspringen und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegensetzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzu-

ändern: wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden".

„Man sagt freilich: aber eben der Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß Er dieser Sohn sei. Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre. Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „„O doch! das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte Schriftsteller versichern es, die nicht irren können"", so ist auch das, leider, nur historisch gewiß: daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren und nicht irren konnten. Das, das ist der garstige breite Graben u. s. w."

Aus dem hier Angeführten reißt Goeze in seinem IVten Aufsatz einzelne Sätze heraus. An Lessing's Worte: „. . . seitdem ihre (der Wunder) Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder bewiesen zu werden" knüpft er die Bemerkung: „Ich weis nicht, ob der Verfasser dieses wirklich als einen nothwendigen Beweis der Wahrheit der christlichen Religion fordert? Wäre dieses, so würde es die thörigste Forderung seyn, die man denken könte. Jeder Mensch würde das Recht haben, diese Forderung zu machen; alsdenn würden die Wunder weit häufiger werden, als natürliche Veränderungen, und beyde würden ihre Stellen gegen einander vertauschen müssen".

Daß er diese Forderung nicht mache, und warum sie nicht gemacht zu werden brauche, dies zu zeigen hatte Lessing sich sowohl in den Gegensätzen, als in dem Aufsatz gegen Schumann und der Duplik angelegen sein lassen, und Goeze selbst in seiner Anzeige der Behn'schen Schrift ihm darin bereits widersprochen.

Zu Lessing's Worten: „. . . Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an" bemerkt Goeze: „Möchte es doch dem Verfasser gefallen haben, uns diese anderweitige Gründe bekant zu machen. Die Lehre, daß Jesus der Heyland der Welt sey, der sein Leben gegeben zur Erlösung für viele, Matth. 20, 28, ist doch wohl eine von den anderweitigen Lehren Christi. Ich möchte die anderweitigen Gründe

sehen, aus welchen der Verfasser dieselbe annähme, da er alle diejenigen verwirft, aus welchen alle Christen solche bisher angenommen haben. Indessen hoffe ich, daß verständige Leser auf diese Versicherung des Verfassers so gar viel nicht bauen werden. Schon auf der folgenden 11. Seite hat er solche vergessen, da er schreibt: „(Folgt die oben mitgetheilte Stelle: Wenn ich folglich historisch nichts dawider einzuwenden habe bis wogegen sich [hier schiebt Goeze ein „NB." ein] meine ganze Vernunft sträubet.) „Also streubet sich des Verfassers ganze Vernunft gegen die Lehre, daß Gott einen Sohn habe, der mit Ihm gleiches Wesens sey: und diese Lehre gehöret doch auch zu den anderweitigen Lehren Christi, Joh. 5, 21—27: 10, 30—38, also hat gewis hier der Verfasser keine anderweitige Gründe, aus welchen er diese Lehre annimt. Also werden denn wohl von den anderweitigen Lehren Christi, die er aus anderweitigen Gründen annimt, keine andere übrig bleiben, als die Lehren der natürlichen Religion, oder der vernünftigen Moral, und unter denselben werden auch manche seyn, gegen welche sich seine ganze Vernunft streuben wird. Wir haben ein vollkommenes Recht, dieses zu besorgen, so lange bis er uns sein volständiges Glaubebekäntnis eröfnet. Eine Forderung, die ihm sehr ungelegen fallen, und welche er bald mit einem höhnenden Gleichnisse abweisen wird".

Durch nichts hatte Lessing Goeze'n das Recht zu jener Besorgniß, zu dieser höhnenden Forderung gegeben. Das Bemühen, ihm denselben Standpunkt mit dem Fragmentisten anzuweisen, ihn zu einem Leugner des Christenthums, zu einem Bekenner blos der natürlichen Religion, ja zu noch weniger zu machen, ist von Goeze'n auch auf Röpe übergegangen.

Lessing hatte die anderweitigen Gründe, aus welchen er die anderweitigen Lehren Christi annehme, schon in den „Gegensätzen" angegeben, was aber Goeze für gut fand nicht zu beachten.

„Hat man", sagt Lessing in den Gegensätzen zum ersten Fragment (Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln) „den Mantel nicht längst auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun

von nichts, als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimnisse giebt es entweder darin gar nicht, oder wenn es welche giebt, so ist doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet".

Sehen wir auf die Vorwürfe, welche Goeze Lessing'en macht, auf die Art, wie er ihn auffaßt, auf die Stellung, welche er ihm zum Christenthum anweiset, so ist es freilich nicht unmöglich, daß er den Tadel, welchen Lessing hier ausspricht, gar nicht verstanden, daß er die Ironie dieser Worte ganz übersehen und in ihnen Lessing's eigentliche und eigne Meinung, statt derjenigen der Aufklärer seiner Zeit, erblickt habe.

Darüber hätte ihn jedoch was Lessing weiter sagt vollständig aufklären können und sollen, wenn ihm nicht alle und jede Aufklärung verhaßt gewesen wäre. Vielleicht entschuldigt ihn so wie Herrn Röpe auch, daß sie Lessing eines Lesens mit Nachdenken gar nicht gewürdigt haben.

„Wie leicht", fährt dieser fort, „waren jene Theologaster" (jene Theologen wie Goeze) „zu widerlegen, die außer einigen mißverstandenen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft in Harnisch erhielten! Sie brachten alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte, und hatte".

„Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien! Sie bestechen alles, was Vernunft haben will und nicht hat".

Hierauf folgt nun Lessing's eigne Ansicht, nach welcher er aus andern Gründen, als denen, daß Christus einen Todten erweckt oder selbst von den Todten auferstanden, glauben und für inhaltsreich halten konnte, wogegen die bloße Vernunft sich sträube: daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei.

„Gleichwohl muß", sagt er nämlich, „die Wahrheit auch hier liegen, wo sie immer liegt, zwischen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung sein kann und sein muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sei, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine sein kann und eine sein muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf dawider sein, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspoliret, hätte eben so gut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?"

„Eine gewisse Gefangennehmung unter den Gehorsam des Glaubens beruhet also gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle, sondern blos auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. . . . Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung scheinet Gewaltsamkeit auf der einen, und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen, — die Vernunft giebt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dies also, dies ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß; und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinausziehet, daß man es alsdann nicht mehr so streng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um so unwiederbringlicher verloren; und es ist bloßer Fallstrick, den die Widersacher der christlichen Religion, durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derselben, denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache so ganz gewiß nicht sind" u. s. w.

Hätte Herr Röpe dergleichen Stellen in den Gegensätzen in ihrem Zusammenhange beachtet, bedacht und sie angeführt, so würde er Goeze's rohe und schändliche Brandmarkungen der

letztern nicht haben nachschreiben, so würde er nicht haben behaupten können, daß Lessing's christlicher und theologischer Standpunkt, sein Verhältniß zur Neologie und Orthodoxie mit dem Jahre 1777 gewechselt. Lessing unterschied fortwährend zwischen Orthodoxisten (Theologastern) und Orthodoxen, zwischen falscher (Goeze'scher) und echter Orthodoxie, gegen jene stand er, wie immer, mit den Aufklärern zusammen, für diese strebte er eine Neubegründung an, die allerdings auch ihren Inhalt erneuern sollte; aber er wollte nicht, daß Orthodoxisten und „Neulinge" nach Belieben mit ihr schalteten. Gegen das Dogma von der Gottheit Christi sträubte seine Vernunft sich, wie er es ausdrücklich ausspricht, nur, wenn er es auf veraltete Beweise hin glauben, als todten Begriff in sich aufnehmen sollte; aber von dem Standpunkte aus, der in seinen soeben angeführten Worten entwickelt ist, wußte er ihm sehr wohl eine Bedeutung abzugewinnen, sich sehr wohl etwas Vernünftiges dabei zu denken — und was heißt ein Dogma oder einen speculativen Glaubensartikel begreifen und für wahr halten anders, als sich etwas Vernünftiges dabei denken können? —; wir verweisen hierfür auf die mit den Gegensätzen eng zusammenhängende „Erziehung des Menschengeschlechtes", in deren 73stem Paragraphen er die „Lehre von der Dreieinigkeit" mit etwas mehr Tiefe, als damalige und jetzige Lichtfreunde, bespricht, ihren Gehalt nachweist und sagt: „daß diejenigen, welche die Idee", die in „der Benennung eines Sohnes" liege, „den Gott von Ewigkeit zeuge", hätten „populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können". —

Wir stehen noch bei dem IVten Aufsatz des „Etwas Vorläufigen u. s. w." Goeze leitet ihn mit den Worten ein: „Ich hoffe, daß es meinen Lesern nicht unangenehm seyn werde, wenn ich diese Gelegenheit ergreife, ihnen von dem Laufe des über die Fragmente entstandenen Streits einige Nachrichten mitzutheilen, und zugleich bey vorfallender Gelegenheit einige Gedanken mit einzustreuen".

Ueber solche gelegentlich eingestreute Gedanken und rohes Prahlen und Schimpfen erhebt er sich nun einmal nie. Nachdem wir einige der erstern auch aus diesem Aufsatze kennen gelernt, fügen wir wieder Proben von dem letztern hinzu. „Der Herr



Director Schumann", so fährt Goeze nach dem vorletzt Angeführten fort, „hat von S. 12 an unwidersprechlich bewiesen, daß die Grundsätze des Verfassers das ganze cultivirte Menschengeschlecht und die strengste Vernunft gegen sich hätten. Ich enthalte mich den Beweis abzuschreiben. . . . Noch ein Wort über den Bogen, der die Aufschrift hat: Das Testament Johannis. Ein Gespräch. . . . Herr Leßing kann unmöglich der Verfasser dieses Bogens seyn," (Lessing hatte diesen Bogen, wie den „über den Beweis des Geistes und der Kraft" ohne seinen Namen herausgegeben, aber daß er der Verfasser von beiden, ergab sich aus ihrem Zusammenhange) „denn seine vorigen und itzigen Streitschriften und das: Kinderchen, liebet euch! stimmen so wenig überein, als Ja und Nein. Die Absicht, welche der Verfasser durch dieses Geschwätz erreichen wollen, wird den Lesern selbst in die Augen leuchten. Für diejenigen aber, welchen dieser Bogen nicht zu Gesicht kommen solte, wird es genung seyn, wenn ich nur folgende Stelle daraus abschreibe: „„. . . Dieses Testament Johannis war es, worauf ehemahls ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt schwöret dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man sagt, es sey nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden"". Lächerlicher Witz! Dum, sollen die Leser denken. Das Salz der Erde schwöret noch itzt, wie allezeit, auf beyde. Aber es giebt auch ein gewisses anscheinendes Salz der Erden, das bey diesem Eyde eben das denkt, was ein vorsetzlicher Banquerotier bey der eydlichen Unterschrift seines Wechsels denkt. Doch dieses Salz der Erde ist Arsenik".

Auch diese Ausfälle, von denen der zartere Röpe seinen Lesern kein Wort verräth, waren noch niedergeschrieben, bevor Lessing Goeze's mit einer Silbe erwähnt hatte. Nimmt man hinzu, daß Goeze in diesem vierten Aufsatz Lessing's Grundsätze wieder als gefährlich für das darstellt, „worauf große Herren ihre Besitze, ihre Gerechtsame gründen", so kann man, daß sich alle seine Wuth nicht gegen den Fragmentisten, sondern gegen Lessing kehrt, wol nicht besser als daraus erklären, daß er, worauf wir schon früher hindeuteten, von der Richtung zum Bessern, die Lessing angab und einschlug, die gründliche Auskehrung des

alten Sauerteigs besorgte, bei dem er selbst sich so wohl befunden, daß er durch Lessing die Herrschaft eines ausgearteten kirchlichen Systems bedroht sah, auf welches er sein Lebenlang gepocht hatte und bis an sein Ende fortgepocht hat.

Er fährt fort, und damit schließt sein vierter Aufsatz: „Hierher gehören noch die letzten Worte des vorigen Bogens: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft: „„Ich schließe und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennet, das Testament Johannis wieder vereinigen."" Eben so ungereimt, eben so gotteslästerlich, als wenn er geschrieben hätte: Möchte doch alle, welche Jesu Einsetzungsworte des h. Abendmahls trennen, das Testament Jesu: Ein neu Gebot gebe ich, daß ihr euch unter einander liebet, Joh. 13, 34, wieder vereinigen. Gotteslästerlich! werden hier manche ausrufen. Ich antworte: ja! denn wir Christen glauben, daß der heil. Geist wahrer Gott ist, wir glauben, daß Johannes sein Evangelium aus seiner unmittelbaren Eingebung geschrieben habe. Was also der Verfasser von dem Evangelio Johannis sagt, das trifft unmittelbar den heiligen Geist. Und ehret derjenige den heil. Geist oder lästert er Ihn, der Ihn beschuldigt, daß Er die Christen trenne?"

Zum Beweise, wie kleinlich die Polemik Goeze's, so wie Röpe's, auch in den kleinsten Dingen, diene noch Folgendes. In dem Eingange seines vierten Aufsatzes sagt jener: „Der Herr Director Schuman in Hannover war der erste, der in der vortrefflichen Schrift: Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion die Fragmente in ihrer Blöße darstellete. Herr L. hat, so viel mir bekant ist, nahmentlich darauf zu antworten nicht rathsam gefunden. Indessen erschienen zwo Bogen, mit der Unterschrift: Braunschweig 1777. Der erste davon hat den Titel: über den Beweis des Geistes und der Kraft. An den Herrn Director Schuman in Hannover. Der zweite heißt: Das Testament Johannis. Der erste beziehet sich am Ende auf den letzten. Den letzten hat der Herr Dir. Schuman seiner Aufmerksamkeit nicht würdig gehalten, dem ersten aber eine Antwort auf das aus

Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft, entgegengesetzt".

In diesen Ton, daß Lessing nicht gewagt, mit seinem Namen der Schrift des Dir. Schumann entgegenzutreten, daß dieser das Testament Johannis seiner Aufmerksamkeit nicht würdig gehalten, stimmt Herr Röpe ein. „Schumann", sagt er, „hat auch geantwortet und sowohl die Bedeutung, wie die fortwährende Geltung des Historischen im Christenthum sehr gut nachgewiesen".

Diese Bedeutung und fortwährende Geltung des Historischen im Christenthum hat Lessing nirgends geleugnet, und Herr Röpe hätte das hier von ihm gepriesene Verdienst der Schumann'schen Antwort, wofern er diese wirklich in Händen gehabt haben sollte, um so weniger blos behaupten, sondern auch hübsch nachweisen sollen, als Lessing unterm 7. Januar 1778 darüber an Eschenburg schrieb: „Schumann's Antwort ist weit schlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten soll, ohne ihn lächerlich zu machen; welches ich nicht möchte".

Herr Röpe dagegen fährt fort: „Lessing hat geschwiegen". (Soll das heißen: hat nichts Rechtes darauf zu antworten gewußt?) „Ein Bruchstück in seinem theologischen Nachlaß beschäftigt sich zwar mit dieser Antwort, XI., b, 144—148, aber auch hier spricht er immer nur von den einzelnen Wundern und Weissagungen, auf das Hauptwunder, das allein Ueberzeugungskraft hat, das Wunder der sittlichen Erneuerung des sündigen Menschen, wird mit keinem Worte eingegangen".

Die sittliche Erneuerung des sündigen und sich seiner Sündlichkeit bewußt gewordenen Menschen kann unmöglich für das Hauptwunder der Religion gelten, sie kann nur die natürliche Folge des frommen Glaubens, die sittliche Wirkung der wunderbaren Religion sein. Sollte man aber aus der salbungsvollen Phrase Röpe's, dergleichen er überall bereit hat, wo ihm die Gedanken ausgehen, nicht fast schließen, daß ihm selbst die einzelnen Wunder und Weissagungen keine Bedeutung mehr haben? denn er versteht Lessing ganz verkehrt, der so wenig in seiner zweiten, als seiner ersten Antwort an Schumann von den einzelnen Wundern und Weissagungen, sondern von allen

spricht und grade ihre geschichtliche fortwährende Bedeutung anerkennt und rettet, weil er diese von der dogmatischen Beweiskraft unterscheidet, welche die Orthodoxisten ihnen fortwährend beilegen, um auch ihre geschichtliche Bedeutung zu schwächen.

Es ist daher der größte Irrthum, in welchem Herr Röpe befangen ist, wenn er sagt und ewig wiederholt, aber nie beweist, „daß Lessing die Bedeutung, die das Geschichtliche im Christenthum hat, durchaus nicht verstand, oder anerkennen wollte", „daß er in dem Streite mit Goeze nicht wider gewisse dogmatische Theoreme, sondern gegen die geschichtliche Wahrheit des Christenthums kämpfte."

Es verhält sich gerade umgekehrt, und ganz umgekehrt: Lessing kämpfte in dem Streit mit Goeze, wie mit Schumann, gegen dogmatische Theoreme für die geschichtliche Wahrheit des Christenthums, diese bewies er aus der innern Kraft und Wahrheit des Christenthums, welche sich in dem nämlichen Grade durch die Fortdauer desselben ohne Wunder und Weissagungen bewähre, als sie sich ehedem, bei seiner Gründung und ersten Ausbreitung, durch Wunder und Weissagungen oder den aufrichtigen Glauben daran bewährt haben möge. Lessing leugnet nicht das geschichtliche alte Christenthum, sondern Goeze und Genossen leugnen das geschichtliche heutige Christenthum, woraus folgt, daß sie sich auch über die Geschichte des ersten Christenthums entweder falsche oder einseitige Begriffe gebildet haben. —

Wir sind bis zum Vten Aufsatz der Goeze'schen Schrift gekommen.

„So wenig es mir bekant geworden," hebt Goeze hier an, „daß der Ungenante sich von neuem gegen den Herrn Schuman geregt hätte, so geschwind erhielt ich die so genante Duplik des Herrn L., welche er der in der Braunschweiger Wäysenhaus-Buchhandlung an das Licht getretenen Vertheidigung der Auferstehungsgeschichte entgegengesetzt hat". (Lessing that also wenigstens sein Möglichstes zur Befriedigung des nur Masse verlangenden, so wie nur Masse gebenden Gegners). „Ich habe aus derselben mit Betrübnis ersehen, daß der Herr L. sich kein Bedenken macht, den so heiligen und wichtigen Gegenstand, den er vor sich hat, mit der allergrößesten Leichtsinnigkeit zu behandeln, daß er auch

hier seinem Witze durchgängig den Zügel schießen lässet, daß er eine große Fertigkeit hat, Antithesen, Equivocen, Bilder und Wortspiele da anzuwenden, wo ihm die Gründe fehlen: — und ist dieses bey einem Manne zu bewundern, der das Theater zu aller Zeit mit so vieler Application studirt, der eine dicke Dramaturgie, der so viel Komödien und Tragoedien geschrieben hat? — daß er, ob er gleich selbst eingestehet, daß der Verfasser dieser Vertheidigung, den er seinen lieben Nachbar nennet, ihm mit keinem Finger zu nahe gekommen, und mit keiner Sylbe beleidigt, dennoch denselben so höhnisch, so bitter, so — — die Leser mögen hier selbst die Worte wählen, begegnet, daß man daraus einen gedoppelten vorläufigen Schlus machen kan. Der erste, daß er es selbst fühlen müsse, daß er eine verlohrne Sache habe, denn in diesem Falle schlagen die schlechten Sachwalter solche Wege ein. Der andre, daß er unmöglich der Verfasser der beyden Bogen: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft, und: Das Testament Johannis, seyn könne: denn diese Duplik ist der stärkste Widerspruch gegen dieses Testament, der sich denken lässet. Man kan leicht gedenken, daß Herr L. es daran nicht werde haben fehlen lassen, sein Verfahren schon zum voraus zu rechtfertigen; allein wenn diese Gründe dazu hinreichen; so ist man im Stande, mit denselben, in allen Fällen, aus schwarz weis zu machen".

Wir brauchen kaum die Leser nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß Goeze in jedem neuen Aufsatz die vorigen bis auf die einzelnen Worte (wie oft kamen nicht schon seine „Equivocen" vor!) wiederholt, d. h. über Schimpfen, Lügen, Prahlen und Höhnen nicht hinauskommt. Klagt er den Ton in Lessing's Duplik an, so hätte man ihn auf Luther's Beispiel verweisen können, wenn er von Luther'schem Geist mehr Ahnung gehabt, als von Lessing'schem.

Auch Röpe, theils als getreues Echo Goeze's und theils zur Rettung desselben, will, wie wir im Eingange dieses Abschnittes anführten, den Ton, welchen Lessing bald darauf in den Anti-Goezen anstimmte, schon in die Duplik verlegen, aber, nach unsrer Ansicht, mit vollkommnem Unrecht. Die Duplik war eine polemische Schrift, und eine solche muß sich, soll sie

wirken, nach dem Gegner richten, den sie bekämpft; und das hat Lessing mit ihr gethan.

Die Art, wie Räß im Fragmentisten die Ehre seines Herausgebers mit angegriffen (vgl. L. X, 62 f.) und im orthodoxistischen und harmonistischen Sinne die Widersprüche, welche der Fragmentist zwischen den Evangelisten nachgewiesen, hinwegzuerklären versucht hatte (X, 64—115), machte keine anderen Antworten möglich, als Lessing darauf ertheilte; auch ist ungegründet was Herr Röpe Guhrauer'n (II, b, 166) nachschreibt, S. 169: „Der Anfang dieser Duplik sei sehr ruhig und milde gehalten; aber in der Mitte des Buches werde Lessing auf einmal herbe und bitter".

Lessing gibt dies selbst auch gar am Schlusse der Duplik nicht zu, wie Guhrauer meint. Er sagt hier nicht, daß er bitterer, sondern, daß er wärmer ende, als er begonnen; was gewiß zweierlei ist: „Ich fing so ruhig an . . . und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde in einer Sache meines einzigen Halses zu sprechen".

Bitter, um das hier unpassende Wort, weil es einmal gebraucht ist, beizubehalten, wird Lessing schon auf der ersten Seite (X, 51)*), wenn er sagt: „Besonders bewahre uns Gott alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!"; und daß dies auf Räß geht, zeigt gleich die zweite Seite (52); wo es heißt: „Will es denn Eine Klasse von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissendlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu sein weiß? Was wollen sie damit**)? Was anders,

*) X, 50 ist die Vorrede.

**) So heißt es z. B. in der Schrift von Räß, welche in „Unterredungen" zwischen A. und B. besteht, S. 125: „A.: Ich bin schon wieder da. Und wenn ich unsern Ungenannten und seine Anhänger hier vorfände, so würde ich sie in seinen Worten mit dieser Veränderung anreden: sagt mir vor Gott, Männer, die ihr Gewissen und Ehrlichkeit habt, könnt

als — — Nein, weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen, weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissendlich kein falsches verleumdrisches Urtheil fällen können: so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens."

Worin aber das Urtheil bestehe, welches er blos kein vorsätzlich und wissendlich falsches und verleumderisches nennen will, spricht er unmittelbar vor den angeführten Worten aus: „Wenn man aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — gründlich und bündig kann man sein, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt — nichts als Fragmente mittheilen können und wollen, wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischem Achselzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei spricht und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treu und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig sanfter zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt, wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden muthwilligen Laffen erniedrigt hätte. Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person widerfahren lasse, die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, eben so scharf-

---

ihr Zeugnisse in einer so wichtigen Sache gegen einander stellen und verfälschen, die in Personen, Zeit, Ort, Weise, Absicht, Reden, Geschichten so mannichfaltig und offenbar übereinstimmen? Lieber Gott, wie geflissentlich thut der Mann die Augen zu, wie sichtbar verwirrt er!" S. 127: „Hier also ist nichts vom Widerspruche, sondern die völligste Uebereinstimmung, wie jeder sieht, der nicht darauf ausgeht, anders wie andere Leute zu sehen". S. 136: „Zwo verschiedene Erscheinungen dürfen wohl nicht gegen einander gestellt werden; oder sie müssen gegen einander gesetzt werden, wenn man einen Widerspruch erfinden will". S. 139: „Den sechsten Widerspruch getraue ich mich fast nicht mehr vorzutragen, weil er wieder aus der vorigen geflissentlichen Irrung fließt".

sinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit, aus Vorurtheil, mit Verschreiung seiner Gegner, auf alltägliche Weise vertheidiget."

Dies kann weder dem Fragmentisten geschmeichelt, noch kann es Räß geschont heißen, und doch steht es schon in dem, wie Herr Röpe will, „sehr ruhig und milde gehaltenen Anfang" (I) der Duplik.

Was unter II (X, 53—61) folgt, ist eine vortreffliche Fortsetzung und Ergänzung der Gegensätze und geht nicht auf den einen, sondern auf alle Räß.

Unter III, dem ausführlichsten Theile der Duplik (X, 61 bis 117), hat Lessing es unmittelbar und allein mit Räß zu thun, es ist daher natürlich, daß er ihn grade so scharf anfaßt, als derselbe es verdient und nothwendig gemacht hatte. Gleich im Eingange dieses Theiles sagt er, weil Räß sich nicht genannt hatte: „. . . Aber ich weiß seinen Namen nicht, und er weiß meinen, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen; es ist ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin, für einen Aufseher von Bücherschätzen ... und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmeres genommen. Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht. Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein eben so unwissender, als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligmal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben so oft abgewiesen und beantwortet worden*); wenn es wahr ist, daß er schnurstracks wider einander laufende Be-

*) A. a. O., S. 2: „B: ... Glauben Sie denn, daß der Ungenannte diese anscheinenden Widersprüche zuerst gesehen? So oft die Bibel schon commentiret, so manche Harmonie der Evangelisten bereits geschrieben, so häufige Angriffe auf das Christenthum längst gemacht und immer siegreich abgewiesen: sollte noch niemand vor dem Ungenannten hierauf gefallen seyn, noch niemand darauf geantwortet haben?"

hauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, blos weil er sie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man blos seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen*); wenn alles das wahr ist: — (der Spruch ist gerecht! Ich spreche ihn über mich selbst aus, breche über mich selbst den Stab!) so bin ich, ich sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben so strafbar, sondern noch weit strafbarer, als er selbst. Und das, das sollte ich ... ruhig auch nur scheinen wollen? ... Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebühret; weil ich finde, daß man es sich eben so leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand practiciret, die man sich am besten zu stechen getraut, muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! ... Nun, so schränke ich mich denn auch, in dem Ueberreste dieser Duplik, lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe: auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten. Von diesen habe ich behauptet und behaupte ich noch: sie nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich auseinandergesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das eben so gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich eben so wenig gekannt hätte. Auch eben so wenig noch kenne. Denn daß, seit heute und gestern, wenigstens die Unterredungen meines

*) A. a. O., S. 3: „A. . . . Antworten Sie aber nur nicht in einem Folianten, wobey einem die Geduld ausgeht. B. Habe ich doch noch nicht gesagt, daß ich widerlegen wollte. Und wollte ichs, so könnte es, ohne einen Folianten deswegen zu schreiben, allenfalls gleich geschehen. Sie nähmen die Einwendungen Ihres Ungenannten in die eine und die Bibel in die andere Hand, läsen die citirte Antwort darauf, und trügen weiter vor, was Sie dagegen noch zu sagen hätten".

guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen. Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle zehn Widersprüche und ihre vermeinten Beantwortungen: das stehet dahin. Ich traue es ihr kaum zu".

Dennoch hielt Lessing's Geduld durch alle zehn Widersprüche aus. Er zeigte an der Schrift von Räß, in welche Widersprüche sich diejenigen erst recht verwickeln, welche, in der damals noch üblichen Weise, zur Rettung der wörtlichen Eingebung der Bibel, die Widersprüche zwischen den Evangelisten leugneten und sie hinwegerklären wollten. —

An der erwähnten, von Röpe benutzten, Stelle bei Guhrauer wird gesagt: „daß der Ton, welchen Lessing in der Mitte der Duplik anschlage, und der sich mit jeder folgenden Seite bis zur Leidenschaft steigere, mit dem Anfang in einen grellen Widerspruch trete, welcher auch auf Lessing's Verehrer, wie den Recensenten der Allgemeinen deutschen Bibliothek, einen peinlichen Eindruck gemacht habe".

Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek zeigt, daß die Partei der damaligen Aufklärer sehr wohl fühlte, daß Lessing in dem Fragmentenstreite nicht, wie Röpe behauptet, auf ihrer Seite stand. Sie zögerte mit der Besprechung der darin gewechselten Schriften bis zum Jahre 1779 (vgl. L. XII, 654), und der fragliche Recensent darf wohl für einen Verehrer Lessing's und seines Genies, aber nicht desjenigen was Lessing in dem und mit dem Fragmentenstreite bezweckte, gelten. Davon hatten die damaligen Aufklärer, Nicolai an der Spitze (XII, 633), kaum eine Ahnung, während die heutigen, um Lessing zu einem der Ihrigen machen zu können, thun, als wenn sie es vollkommen wüßten.

Ein wirklicher Verehrer und persönlicher Freund Lessing's urtheilte sowohl schneller, als anders. Conr. Arn. Schmid schreibt Lessing'en am 28. Januar 1778: „Ihre Duplik, für deren Mittheilung ich Ihnen herzlich danke, habe ich ... recht lecker ausgesogen und mir rechte Zeit zum Schmecken genommen. Das Gerichte hat mir herzlich geschmeckt; ich habe es verdauet, und es ist mir wohl bekommen. Machen Sie sich aber nur darauf gefaßt, mein lieber ehrlicher Lessing, daß es in

vielen andern Magen eine ganz andere Wirkung hervorbringen wird. Es wird in diesen verschleimten Magen gewiß Vomitive wirken. Die Vorboten davon, die R., glaube ich schon hier und dort gehört zu haben. Ich bewundere Sie wahrlich von allen Seiten: Ihre Geduld, Ihren Scharfsinn, Ihre Offenherzigkeit, Ihre Klugheit. Doch Sie sollen von mir nicht gelobt werden".

Der, mit Guhrauer zu reden, bis zur Leidenschaft gesteigerte Schluß ist Schmid'en so recht, daß er sagt: „. . . allein ein Bogen mehr in dem edeln herzhaften Tone, in welchem Sie am Ende sind, hätte meinesgleichen doch herzlich behagen sollen. Doch das stand bei Ihnen, und Sie sind nicht ich".

Herr Röpe bemerkt: „über die Insinuation des Fragmentisten, daß die Apostel Jesu Leichnam gestohlen hätten, um hernach sagen zu können, der Herr ist auferstanden, ging er (in der Duplik) klüglich stillschweigend hinweg"; aber nicht einmal diese Insinuation ist auf Röpe's eigenem Miste gewachsen, sondern, gleich so vielen andern Schmähungen auf Lessing, Goeze'n stillschweigend entlehnt.

Was berechtigt etwa bei Lessing zu dem Schluß, daß jene „Insinuation" des Fragmentisten zu demjenigen gehöre, worauf er in der Einleitung von III. der Duplik an der von uns angeführten Stelle sich einschränken zu wollen erklärt, und worauf er gegen das Ende (X, 114 f.) zurückkommt: „Ich bin fertig: fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin mich zu unterziehen, nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen, aber doch fertig mit Vertheidigung dessen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe, aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen mir einfallen lassen". —

Goeze, in dem Vten Aufsatz, bei dem wir stehen, geht auf den eigentlichen Inhalt der Lessing'schen Duplik mit keiner Silbe ein, fährt dagegen in der Weise fort wie er anfing: „Es ist

itzt meine Absicht nicht, über diese ganze Duplik eine Untersuchung anzustellen. Der Man, dem sie entgegengesetzt ist, wird für sich schon stark genung seyn, seine so bitter und mit solchem Unrecht angegriffene Ehre zu retten, es wäre denn, daß besondre mir unbekante Umstände ihn erinnerten, daß es rathsamer sey, Herrn Leßing das letzte Wort zu lassen und das Urtheil über seines Gegners Verfahren dem anheimzustellen, der da recht richtet. Indeßen kan ich mich doch nicht enthalten, nur über den ersten Bogen einige Gedanken zu eröfnen".

Diese Gedanken enthalten nun dem Inhalte und größtentheils auch den Worten nach gar nichts, was Goeze nicht bereits in dem Früheren ein oder mehrmal vorgebracht hätte. Nur dies zu beweisen und Goeze'n nichts zu entziehen, was möglicherweise für ihn spräche, geben wir es im Auszuge wieder:

„Gleich anfangs übertrift Herr L. sich selbst, in der Kunst, schwachen Lesern durch Bilder über Bilder einen blauen Dunst vorzumachen und ihnen gefärbte Brillen aufzusetzen. ... Das mag alles hinlaufen. Dem Wunsche aber: Besonders bewahre Gott uns alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung, trete ich von Herzen bei, ich setze aber hinzu, auch vor der Seuche, die im Mittage verderbet, vor frecher öffentlicher und unverschämter Verleumdung, womit sein, ihm so ehrwürdiger Fragmentenschreiber den heiligen Matthäus und alle übrige von Gott vorerwählte Zeugen des Erlösers so freventlich angegriffen hat, da er sie zu Lügnern, zu Leichenräubern, zu den ärgsten Bösewichtern macht, welche je den Erdboden betreten haben" u. s. w.

Dann kommt er nochmals auf Lessing's Bilder zurück und sagt mit feiner Unterscheidung zwischen den Regeln der Logik und den Gesetzen des Denkens: „... Diese Bilder wil ich nicht nach den Regeln der kunstmäßigen Logik, sondern blos nach den Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes untersuchen, um die Leser dadurch behutsam zu machen und ihnen zu zeigen, daß sie allerdings Ursach haben, unter der Menge von Bildern, mit welchen Herr L. sie überströhmet, sehr viele falsche Münze zu besorgen".

Hierauf geht er auf die paar Sätze ein, worin Lessing, Eingangs I. der Duplik, auch die schwächeren Beweise bildlich schildert, deren sich der Ungenannte in dem Fragment über die Auferstehungsgeschichte mit bedient habe, indem Lessing hinzusetzt: „Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit seinem guten Rechte“.

Jene paar Sätze sind das Einzige in der Lessing'schen Schrift, worüber nun Goeze „seine Gedanken eröfnet“: „Was sollen die schadhaften Sturmleitern, die zwanzigmal geschlagenen Soldaten vorstellen? Die untüchtigen und längst widerlegten Gründe, die der Ungenante zusammengeraffet hat, um die Auferstehung unsers Erlösers, und seine ganze darauf gegründete Religion, zu Schanden zu machen und zu Grunde zu richten: und daß er dergleichen mit andern, die Herr L. für stärker hält, aufgeführt habe, gestehet Herr L. selbst. Ich rechne dahin z. B. das Vorgeben, daß Matthäus die ganze Geschichte von der Wache bey dem Grabe Christi erlogen: die Verfälschung der Aussage der Wächter, Matth. 28,11., die der Ungenante sagen lässet, was sie hätten sagen sollen, wenn er sie vorher hätte instruiren können: den von den Aposteln begangenen Leichenraub des Heylandes: die Procession des gesamten hohen Rathes und der Wache durch die ganze Stadt, nach dem Grabe Christi, welche blos in dem Gehirne des Ungenanten existirt: den Widerspruch, daß die Jünger Jesu, welche von keiner Auferstehung jemals etwas gehört, nicht daran gedacht, dennoch einen erblaßten Leib gestohlen, eine Auferstehung vorgegeben, um darauf ein Lehrgebäude zu gründen, und sich dafür todschlagen zu lassen, u. d. m. Herr L. ist zu klug, als daß er die Vertheidigung dieses Unsins übernehmen solte. Allein, um doch auch hier seinen Ungenanten bey Ehren zu erhalten, so sollen es nur schadhafte und morsche Leitern seyn . . . Bilder, welche unendlich viel zu sagen“ (scheinen?) „und den Lesern falsche Vorstellungen einflößen sollen. Diese Gründe des Ungenanten sind keine schadhafte und morsche Sturmleitern, sondern Lügen und Phantasien . . ., keine zurückgeschlagene Soldaten, sondern Strohpuppen, denen etwa ein Soldatenrock angezogen ist. . . . Kurz! der Ungenante hat mit Lügen, mit

unverschämten handgreiflichen Lügen die allerwichtigste und für die Selenruhe von Millionen Menschen unentbehrlichste Wahrheit: Jesus lebt! auf welche so viele Christen mit Freudigkeit und zum Theil unter den erschröcklichsten Martern in die Ewigkeit gegangen sind, bestürmen und vertilgen wollen. So hätte Herr L. schreiben müssen, wenn es ihm mehr um die Ehre unsrer Religion und unsers Erlösers, als seines Ungenanten zu thun gewesen; allein die von ihm gewählten Bilder waren seinen Absichten angemessener. Ich verbürge mich, wenn ich mir die Mühe geben wolte, die von dem Herrn L. so häufig gebrauchten Bilder auf gleiche Art zu untersuchen, aus denselben ein volzähliges Regiment aufzuführen, welche mit der Sache selbst, die sie ins Licht setzen oder beweisen sollen, eben so viel Uebereinstimmendes haben, als eine, mit einem Soldatenrocke bekleidete, Strohpuppe mit einem Soldaten"*).

Komisch ist, daß Goeze, während er Lessing wegen seiner Bilder tadelt, stets mit ihm darin zu wetteifern sucht und in seine eigenen Bilder so verliebt ist, daß er immer die nämlichen wiederholt. Aber es ist dies nicht blos komisch, sondern auch schlau; denn der Vorwurf, welchen er Lessing's Bildern, dem dieselben auf die glücklichste Weise zur Verstärkung und Anschaulichmachung seiner Begriffe und Gedanken dienen, mit so großem Unrecht macht, trifft seine eigenen mit um so größerm Recht, und schon der Bergedorfer Schlosser hatte ihm vorgeworfen**): „Der Herr Senior habe eine starke Gabe zu Gleichnissen und wisse sie geschickt da unterzuschieben, wo man den Beweis erwarte". —

Bis hierher haben wir Goeze trotz aller seiner Großsprecherei nichts vorbringen sehen, was die tiefen theologischen, historischen und philosophischen Probleme, deren Lösung Lessing anstrebte, auch nur berührte. Damit ist aber nicht gesagt, daß er auch in nichts anderm gegen Lessing im Rechte gewesen wäre, und eben so wenig, daß wir dies, wo es sich treffe, nicht anzeigen und anerkennen wollten.

---

*) Vgl. den Achten Anti-Goeze (X, 205).

**) A. a. O., S. 31. Vgl. Lessing, X, 203 f.

Gleich nach dem zuletzt Angeführten deckt er eine wirkliche schwache Seite Lessing's, wie wir es seinen spätern „Leßings Schwächen" zu gefallen schon jetzt nennen wollen, auf. Lessing hatte in dem „Dritten Beytrag u. s. w. aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel" von 1774 zu dem Fragment „Von der Duldung der Deisten" über die Fragmente des Ungenannten überhaupt bemerkt: „Da, nach der Hand und der äußern Beschaffenheit seiner Papiere zu urtheilen, sie ohngefähr vor dreißig Jahren geschrieben sein mögen, da aus vielen Stellen eine besondere Kenntniß der Hebräischen Sprache erhellet,' und der Verfasser durchgängig aus Wolfischen Grundsätzen philosophiret: so haben mich alle diese Umstände zusammen an einen Mann erinnert, welcher um besagte Zeit in Wolfenbüttel lebte und hier, unter dem Schutze eines einsichtsvollen und gütigen Fürsten, die Duldung fand, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden lassen; an (Joh. Lorenz) Schmid, den Wertheimschen Uebersetzer der Bibel."

Ueber die wilde Orthodoxie und den ihr gemachten Vorwurf — nach Herrn Röpe müßte Lessing im Jahre 1774 weder solcher Ausdrücke, noch solcher Vorwürfe gegen irgend eine Orthodoxie fähig gewesen sein — hatte Goeze, der noch in der Schrift gegen Bahrdt seine Wuth an dem Wertheimer Uebersetzer der Bibel ausließ, seinen Aerger die Jahre her verschluckt und ihm erst in einem der vorhergegangenen Aufsätze (Etwas Vorl., S. 20) Luft gemacht. Da aber Lessing den wahren Namen des Verfassers der Fragmente aus Rücksicht auf dessen Familie nicht nennen wollte, und in der Duplik an einer der oben von uns angeführten Stellen außer Acht läßt, daß er früher doch einen Namen angegeben hatte, so entging dieser Widerspruch dem Scharfblicke Goeze's nicht; und es wäre die Pflicht seines Retters gewesen, dies zu seinem Lobe herauszustreichen.

Lessing mußte sich's daher gefallen lassen, daß Goeze ihm vorhält: „Also weis der Herr L. von seinem Ungenanten mehr, als er den Lesern von ihm zu sagen bisher gut gefunden, also ist alles was er von dem Wertheimer Uebersetzer vorgegeben, Staub, den er uns in die Augen streuen wollen".

Herr Röpe hätte es sogar als einen Triumph Goeze's bezeichnen können, daß Lessing auf diese Einwendungen desselben ungern einging, und als er sich endlich im Neunten und Zehnten Anti-Goeze hierzu entschließen mußte, übel vielleicht nur ärger machte, da bereits öffentlich auf Reimarus gerathen war, und Mitglieder der Familie desselben, welcher das Schimpfen der Goeze und Wittenberg auf den Verfasser der Fragmente nicht gleichgültig sein konnte, Lessing'en die Herausgabe der letztern allmählich übel genommen hatten (XII, 658).

Mit Anspielung auf dasjenige, was dieser in der Duplik über die Person des Fragmentisten gesagt, fährt Goeze nun fort: „Ob er der Man sey oder gewesen sey, dafür Herr L. ihn ausgiebt, das stehet auf einem ganz andern Blatte. Wir beurtheilen ihn aus seinen Fragmenten und in denselben finden wir ihn als einen mehr als jüdisch giftigen Verläumder unsers hochgelobten Erlösers und seiner so treuen Zeugen, denen auch wir so viel zu danken haben*). Bey einer neuen Auflage von Wagenseils telis igneis Satanae verdienet das letzte Fragment mit Recht die erste Stelle**). Wenn Herr L. in den vorhin gemeldeten von ihm zusammengeraften Gründen gegen die Auferstehung Christi, Scharfsin, wenn er in den Beschuldigungen, mit welchen er die Heiligen Gottes, die Zeugen Jesu, anfält, Bescheidenheit finden kan; so müssen alle übrigen Menschen, welche darin gerade das Gegentheil davon, und zwar so handgreiflich als möglich ist, erblicken, blind seyn. Noch eine Stelle aus dieser Duplik, und denn kein Wort mehr von derselben: „„Wil es denn eine Klasse von Leuten nicht lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissendlich und vorsetzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist"".

Wir haben diese Worte bereits oben in ihrem Zusammenhange angeführt, aus welchem hervorging, daß Lessing den menschenfreundlichen Grundsatz, welchen sie ausdrücken, nicht

---

*) „Ich hoffe, daß diese Stelle Herrn L. reizen werde, den Verfasser zu nennen, um mich lächerlich zu machen"

**) Vgl. den Siebenten Anti-Goeze (X, 195).

blos dem Fragmentisten, sondern auch „seinem Nachbar" (Räß) zu gute kommen lassen will, und es gehört noch hierher was er in Betreff des letztern u. a. auch im Eilften Anti-Goeze sagt: „ihn habe ich auch nirgends so behandelt, als den Herrn Hauptpastor. Blos sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenante die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle, blos dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt, blos dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Theil auf mich zurücke spritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechsels" (d. h. der Duplik) „bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu sein mir vorgenommen hatte" u. s. w.

Hätte Goeze irgend Lust und Fähigkeit dazu gehabt, so würde er für jene Worte Lessing's, statt sie auf die sogleich anzuführende Art auszulegen, den Beweis ihrer Richtigkeit schon in den ihm wie seinem Schüler und Retter so verhaßten und unverständlichen Gegensätzen haben antreffen können, in denen Lessing zum ersten Fragment u. a. bemerkt: „. . . Unser Verfasser . . . mag immerhin sehr Recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der ersten Eltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf. Die Mosaische Geschichte davon erkennet er selbst für unschuldig an solchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, daß daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft zu folgern: so scheinet mir doch auch Er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nehmlich sagt: „„daß, nach Anleitung derselben, die Prediger, als wahre Seelsorger, vielmehr schuldig wären, ihren Zuhörern die gesunde Vernunft und den Gebrauch derselben als eine untrügliche Richtschnur der göttlichen Erkenntniß und eines frommen Wandels zu empfehlen, indem unsre ersten Eltern eben darum gefallen wären, weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedient hätten"", so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte: die Macht unsrer sinnlichen Begierden, unsrer dunklen Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntniß ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin

gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die Mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung oder ertheilet das schicklichste Beispiel. Factum oder Allegorie: in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unsrer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, eben sowohl anerschaffen war, als sie uns angeboren wird."

Und um dieser Quelle willen aller unsrer Vergehungen erklärt es Lessing auch für nicht wahr, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe, indem vielmehr der falsche Gebrauch seiner Vernunft von der angegebenen Macht unsrer sinnlichen Begierden, unsrer dunklen Vorstellungen über uns herrühre. Dies einzusehen oder seine Vernunft hier richtig zu gebrauchen, machte auch Goeze'n seine sinnliche Begierde, sein Haß gegen den Fragmentisten und dessen Herausgeber unfähig, und er fährt gegen den letztern und seine Worte fort:

„Satis pro imperio! Schade, daß hier nicht gleich ein Bildgen bey der Hand war, daß Herr L. sich genöthiget siehet, einmal seine Gedanken mit eigentlichen Worten auszudrücken. Es ist schlechterdings nicht wahr, daß ein Mensch sich wissendlich und vorsetzlich selbst verblendet habe? Also auch die Juden nicht, welche die Wunder des Erlösers dem Teufel zuschrieben? auch da nicht, da ihnen der Erlöser den Widerspruch, der in dieser Lästerung enthalten war, so handgreiflich vor Augen legte?". (Auch da nicht! würde man in Lessing's Namen antworten können, sondern auch da paßte noch auf sie das Wort Christi: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun.) „Auch der Dieb nicht, der glaubt ein Recht zu haben, dasjenige sich zuzueignen, was er zu wenig, und andere, seiner Meinung nach, zu viel haben?" (Unstreitig auch dieser Dieb nicht, der ein solches Recht zu haben glaubt, und an dessen Verblendung der Irrthum mit schuld ist, in welchen ihn der Sieg seiner sinnlichen Begierden und dunkeln Vorstellungen über seine Vernunft gestürzt hat). „Auch ein Ravaillac nicht? Wo bleibt also die menschliche Freyheit? Also können die Menschen nichts anders glauben, als was sie wirklich glauben, und nicht anders handeln, als sie wirklich handeln?" (Wo folgt dies aus Lessing's Sätzen, wo folgt aus ihnen, daß nicht auch der Böse hätte gut handeln sollen, nicht auch der Gute hätte böse handeln können?)

„Auf wen fält also die Schuld ihrer Uebelthaten?" (Unstreitig, nach Lessing's Meinung, nur auf sie selbst, die dem Einfluß ihrer sinnlichen Begierden und dunkeln Vorstellungen auf ihre Vernunft nicht rechtzeitig, nicht ernstlich genug widerstanden). „O Richter! was seyd ihr für Tyrannen, die ihr eine Sache als möglich voraussetzt, von welcher doch Herr L. so kräftig versichert, daß sie schlechterdings nicht möglich sey? daß ihr Dieben den Strang und Mördern das Schwerdt und das Rad dictiret, die nicht anders gedacht und gehandelt haben, als sie haben denken und handeln können, und nach ihrem Mechanismo, den sie weder selbst gemacht, noch ändern können, gedacht und gehandelt haben?" (Wodurch hätte Lessing seinen gewissenlosen Gegner auch nur von ferne berechtigt, ihm dergleichen unterzuschieben?) „Doch vielleicht hat diese zehnte Seite der Duplik" (X, 52) „eine ganz andere Wirkung, als wir uns vor der Hand vorstellen. Vielleicht schaft sie den ganzen Kriminal-Proces eben so kräftig bey Seite, als Thomasius den Hexenproces". —

Nachdem Goeze sich unter V. mit der Duplik auf die angeführte Weise beschäftigt oder vielmehr sich mit ihr zu beschäftigen vermieden hat, beginnt er VI. (S. 63—66) mit den frechen Worten: „Ich bin es müde, dem Herrn L., der als ein Papillon von einem Gegenstande zum andern herumflattert, nachzulaufen. Ich wil es versuchen, ob ich ihn bey einem Puncte veste halten könne;" und nun legt er vom Standpunkt seines Dogmas von der wörtlichen Eingebung der Schrift Fragen vor, die für ihn der breite Graben sind, vor welchem er ewig stehen bleibt und über welchen hinüberzukommen er weder Bedürfniß, noch Verlangen hat.

„Ueber die abscheuliche Beschuldigung," sagt er zum wie vielsten male! „mit welcher der, nach seinem Urtheile, so gründliche und bündige Ungenante die Ehre des Evangelisten Matthäus befleckt, da er nemlich S. 451 sagt, daß er die ganze Geschichte von der Bewachung des Grabes aus seinem Gehirne ersonnen, weil er auf die Beschuldigung, daß die Jünger den Leib Jesu gestohlen hätten, etwas habe antworten wollen und nichts besseres finden können, hat Herr L., so viel ich weis, sich nirgends

herausgelassen. Er muß sich aber darüber erklären, wofern er seinen Autor bey Ehren erhalten wil. Ich ersuche ihn daher ... herzlich, uns armen verblendeten Menschen, die, ihrer Dogmatik zu Gunst, sich von der Wirkung des heil. Geistes an den Selen der Evangelisten, bey Aufzeichnung ihrer Schriften, so ungegründete Vorstellungen machen, die Wohlthat zu erweisen, und uns, aber wenn es ihm möglich wäre, mit eigentlichen und bestimten Worten, ohne Bilder, einen gütigen Unterricht zu ertheilen, was wir denen antworten sollen, die uns fragen möchten: ob denn der heil. Geist nicht vorhersehen können, daß der hohe Rath zu Jerusalem bald würde Mittel und Wege gefunden haben, eine so unverschämte Lüge in ihrer ganzen Blöße darzustellen, und daß das ganze Evangelium Matthäi durch diesen einzigen Schlag alles sein Ansehen verlieren würde: daß also der Geist Gottes Matthäum im Grunde angetrieben, sich durch eine solche Fabel zu beschimpfen und den Feinden ein Recht zu geben, zu rufen: Sehet, solche Lügner sind die Jünger! was wird der Meister seyn? Ich bitte ihn, uns zu erklären, wie dieses Verhalten des heil. Geistes mit der großen Verheißung, die Jesus seinen Jüngern gegeben: Der Geist der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten, Joh. 16, 13 übereinstimmme. Wenigstens kan ich nach meiner Einfalt nicht anders urtheilen, als daß zwischen dem: in alle Wahrheit leiten, und zwischen dem: antreiben, Lügen niederzuschreiben, der gröbste Widerspruch stat finde, den man nur denken kan."

Es war nicht blos Goeze's Einfalt, es war eben so sehr seine Verstocktheit, welche ihn auf diese und ähnliche Fragen, um die und ihren Inhalt er sich ewig im Kreise dreht, die Antworten nicht sehen läßt, welche Lessing in den Gegensätzen, der Duplik u. s. w. in den eigentlichsten und bestimmtesten Worten darauf gegeben hatte. Auch in wiefern und wieweit er seinen Autor bei Ehren erhalten oder ihn vertreten wolle, hatte, wie wir gesehen, Lessing aufs bestimmteste angegeben.

Unter VII der Goeze'schen Schrift (S. 66—74 derselben) kommen außer demjenigen, was wir bereits früher daraus angeführt, nur Wiederholungen vor. Die oben von uns angeführte Berufung Lessing's in dem Aufsatze: „Ueber den Beweis

des Geistes und der Kraft" auf Aristoteles, deren einfachen Sinn er nicht verstanden hat, nachäffend sagt Goeze lächerlicherweise: „Ich besorge sehr, daß Herr Leßing, wenn er in das Feld der Philosophie und Theologie übergehen und sich in denselben eben das Ansehen geben wil, mit welchem er in seiner Dramaturgie und in andern Aufsätzen, welche die schönen Wissenschaften betreffen, commandirt, sehr gegen die, vom Aristoteles so hoch verpönte μεταβασιν εἰς ἀλλο γενος anstoßen werde...."

Einige Jahre früher dachte und schrieb Goeze hierüber anders. Er gab im Jahre 1772 J. G. Palm's Historie der deutschen Bibelübersetzung Dr. Martini Lutheri von 1517 bis 1734 heraus und knüpfte in der Vorrede an die Erwähnung von Knoch's unvollendeten Historisch-kritischen Nachrichten von der Braunschweigischen Bibelsammlung die Bemerkung: „Da diese Samlung seit einigen Jahren der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel einverleibt ist, so lenket vielleicht die Vorsehung die Neigung des itzigen Bibliothekarii, des berühmten Herrn Leßings, zu dieser Arbeit, der schon durch so manche Probe und noch vor nicht gar langer Zeit durch seinen Berengarium bewiesen, daß ihm bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie alles, was er vornimmt, wohl geräth".

Im Jahre 1778 fährt Goeze fort: „Ich bewundere den Herrn Leßing, wenn ich seinen Laokoon, seine antiquarische Briefe, vornehmlich aber sein unnachahmliches Meisterstück, die Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet haben, lese. Allein wenn ich sehe, was er als Philosoph für Grundsätze hat, wie er schließt, wie er beweiset," (als wenn nur in der Philosophie und Theologie geschlossen und bewiesen würde) „wie in den meisten Fällen zwar witzige und unerwartete, aber im Grunde die Sache offenbar verstellende Bilder und Gleichnisse die Stelle der Gründe vertreten müssen, wie er mit Worten spielet, wie er aus Sätzen, von welchen kein vernünftiger Mensch wissen kan, was er dabei gedacht hat, z. E. der Buchstabe ist nicht der Geist, die wichtigsten Folgen ziehet, wie er sich hinter Equivocen zu verstecken sucht; so kan ich keinen großen Philosophen sehen. Liegt hier der Grund in der Blödigkeit und Schwäche meiner

Augen, so muß ich mir mein Schicksal gefallen lassen. Freylich werden hier die schönen Geister, die Zeitungsrecensenten, die witzigen Damen, scharfsichtiger sein: doch ist dieses dabey noch immer das Beste, daß ihre Urtheile nicht entscheidend sind. Meine Leser werden mir vergönnen, daß ich zum Beweise dessen, was ich geschrieben habe, nur ein Paar Proben aus dem vorhergehenden wiederhohle".

Hierauf wiederholt er als „erste Probe" die Sätze Lessing's, und bringt wieder ein Langes und Breites darüber vor, welche er in seinem ersten Aufsatz mit dem langen Gewäsche begleitet hatte, und welche er in der bereits von uns beleuchteten Weise in der „Vorerinnerung" zum drittenmal wiederholt: „War ein Zeitraum u. s. w."; und als „zweyte Probe" wiederholt er, und bekämpft es mit ähnlichen Gründen wie unter V: „Herr Leßing wil beweisen, daß es schlechterdings nicht wahr sey, daß jemahls ein Mensch wissendlich und vorsetzlich sich selbst verblendet habe". Dann schließt er: „Ich glaube, daß diese Proben hinlänglich seyn werden, zu beweisen, daß wir von ihm in Absicht auf die Philosophie" (was Goeze sich unter Philosophie, und ob er etwas Bestimmtes darunter gedacht habe, würde schwerlich aus allen seinen Schriften klar zu machen sein) „keine große Reformation zu besorgen, Ursache haben. Und eben so wenig in Absicht auf die Theologie: denn da er von unsrer Dogmatik so verächtlich spricht, als gewisse Politici von den Verordnungen ihrer Obrigkeit, so können wir zum voraus daher den gewissen Schlus machen, daß er sich nie die Mühe gegeben habe, solche zu studiren".

Zum Schlusse seiner Schrift, unter VIII (S. 74—76) „legt Goeze seinen Lesern die Resultate aus dem vorhergehenden vor", welche Gelegenheit er natürlich nicht unbenutzt läßt, sich nicht nur gegen den Fragmentisten, sondern auch gegen Lessing gehörig in Vortheil zu setzen. Jenen läßt er mit einem „Weg also mit der ganzen christlichen Religion!", diesen mit einem „Weg also mit der ganzen Bibel!" abtreten, und sich selbst eignet er als „Final-Resultat" seiner Aufsätze „den Machtspruch unsers großen Luthers" an: „Das Wort sie sollen lassen stahn u. s. w."

D. Lessing's Gegenangriff. Die Anti-Goezen.

Der erste Anti-Goeze erfolgte auf einen Aufsatz in den Freywilligen Beyträgen, welcher nicht von Goeze war, auch von Lessing nur „Goezen und Compagnie in Hamburg" zugeschrieben wurde. Als Lessing ihn schrieb, kannte er Goeze's erste Schrift noch nicht, er bezeichnete ihn daher zwar als „Ersten", setzte aber hinzu: „(Gott gebe, letzter)" und schloß noch mit dem, wenn auch diesmal mehr spöttischen als ernsthaften, Rath, Lessing „in Ruhe zu lassen".

Erst mit dem „Zweiten Anti-Goeze" beginnt der Ton, welchen Herr Röpe schon den vorausgegangenen Aufsätzen Lessing's nachsagt, und welchen Lessing anstimmen mußte, wenn er seiner „ritterlichen Absage" ferner nachkommen und nicht lieber plötzlich schweigen, nicht lieber Person, wie Sache Goeze'n preisgeben wollte.

Nachdem Herr Röpe versucht hatte, seine Leser über den Ton zu täuschen, worin Goeze's Angriffe erfolgt waren, da er diese fast ganz mit Stillschweigen überging, so hoffte er auf Glauben für die Behauptung, S. 202 f.: „Wenn Lessing ihm Unverschämtheit, Verläumdung, Lüge vorwirft, wenn er droht, er wolle ihm einen Eimer faulen Wassers auf seinen kahlen Scheitel tropfenweis fallen lassen; wenn er von einem zum drittenmale aufgewärmten, beschnüffelten, beleckten Brei redet, den der Herr Hauptpastor seinen lieben Kindern in den Mund schmiert...; — bei alldem hat Goeze niemals seinen ernsten, würdigen Ton geändert, hat nie etwas anderes gethan, als daß er sich über diese Art zu streiten schmerzlich beklagt" u. s. w.

Meine Leser dagegen werden, hoffe ich, vollkommen mit mir übereinstimmen, wenn ich nicht nur für nothwendig, sondern auch für berechtigt erkläre, was Lessing sogleich im Zweiten Anti-Goeze sagt: „Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eignen Munde gehört

und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich.... Und die einen so infamirenden Titel führet, — was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Recensionen, die in den freywilligen Beyträgen schon stehen oder werth sind darin zu stehen. Doch ja; sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längst" (in den „Axiomata u. s. w.") „der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen. Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten — ich will nicht sagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt? — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört: nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten." —

„Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrieglich? Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurückzunehmen bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?"

„In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören; Sie wiederholen die Anklage und schlagen seinen Namen getrost an den Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist oder nicht! Gegen einen solchen Mann wäre es möglich die geringste Achtung beizubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine

zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt sein sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer sein, als sein Verfahren ist?"

„Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Grenzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde diese Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen unmoralischen. Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nehmliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders, als auf die ungesittetste Weise geschehen können".

„Jetzt ist mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen"*).

Auf die letzten Worte spielt Goeze in „Leßings Schwächen", S. 57, an. „Was sollen", sagt er, „Leute, welche Herrn L. erst aus diesen Blättern kennen lernen ... sich von Herrn L. für ein Bild machen? insonderheit wenn sie die ihm so geläufigen niedrigen und pöbelhaften Gleichnisse von einem Stalknechte und ... von der schröcklichen Tortur, mit welcher er mich höchst eigenhändig zu martern drohet, A. G. 2. St. S. 16, und viele andere von eben dieser Art erwägen, was sollen sie von ihm denken, was sollen sie ihm für einen Charakter beylegen?"

Die Aenderung, welche Herr Röpe mit der Drohung Lessing's vornimmt, ist zu groß und auffallend, als daß sie nicht mit Bedacht und Absicht vorgenommen sein sollte. Lessing vergleicht Goeze's Schrift mit einem Eimer faulen Wassers, worin Goeze ihn habe ersäufen wollen; er will ihm diesen Eimer

*) S. die ähnliche Bemerkung gegen Klotz, VIII, 194.

faulen Wassers („den Eimer faulen Wassers, worin Sie mich ersäufen wollen") nur tropfenweise auf den entblößten Scheitel zurückgeben, ihn nicht auch darin ersäufen, also auch hier „die Grenzen der Wiedervergeltung" nicht nur „nicht überschreiten", sonderu „noch lange nicht berühren"; Herr Röpe dagegen spricht ohne alle Beziehung auf Goeze's Schrift von „einem Eimer faulen Wassers", und setzt denselben nicht auf Goeze's, sondern auf Lessing's Rechnung.

Unsre Leser erinnern sich, wie oft nichtsdestoweniger Herr Röpe schon aus dem Eimer des faulen Goeze'schen Wassers schöpfte, um Lessing damit zu besudeln. Alle die Schimpfworte und Ausdrücke so ungerechten, als maßlosen Tadels, deren er sich gegen diesen bedient, wie Unbesonnenheit, Tücke, Unehrlichkeit, Winkelzüge, Fechterkünste u. s. w., hat er Goeze'n entweder buchstäblich entlehnt oder ähnlichen Ausfällen desselben nachgebildet, letzteres z. B., wenn Goeze Lessing's Gegensätze einen „Brandbrief", womit dieser die Fragmente in die Welt geschickt, und Röpe nun die Fragmente einen „Feuerbrand" nennt, den Lessing „in seines Nachbars Haus geworfen"; wenn Goeze die Gegensätze als „den Fragmenten entgegengesetzte Scheingründe" bezeichnet, „welche mehr den Zweck hätten, unsre Religion zu untergraben, zu stürzen, wenigstens sie lächerlich zu machen, als sie zu vertheidigen", und Röpe nun „der großen Bedeutung der Lessing'schen Gegensätze" gedenkt, „in denen wirklich Gefahr für das Christenthum lag, weil sie unehrlich waren und dasselbe, „„unter dem Scheine, es zu unterbauen"", zu stürzen suchten". Sagt Goeze „Leßings Schwächen" S. 59: „Also handelt Herr Leßing ungerecht und grausam gegen sich selbst, er zerstöret seinen vorher erlangten Ruhm und lässet Blätter hinter sich in der Welt zurück, die in seinem künftigen Lebenslaufe und in dem Verzeichnisse seiner Schriften eine schlechte Parade machen werden", so führt Herr Röpe solche Worte zwar nicht an, macht sich aber ihren Inhalt so zu eigen, daß er, S. 180, in den Ausruf ausbricht und daran den herostratischen Wunsch knüpft: „In diesen Streitschriften, besonders den Anti-Goezen, hat er sein ganzes früheres bis dahin unbeflecktes Schriftstellerleben verleugnet, und zu seiner wahren Ehre bei einer christlich gesinnten Nachwelt möchte man

dem großen Manne, dessen Verdienste um die geistige Bildung des deutschen Volkes unvergänglich bleiben werden, so lange noch ein Hauch deutschen Geistes, ein Laut deutscher Sprache leben wird, es gönnen, daß es möglich wäre, diese Anti-Goezen für alle Zeit aus seinen Werken herauszureißen".

Aus welchem Grunde Herr Röpe solche Ausdrücke und Ausfälle Goeze'n nachschreibe, ohne diesen als Quelle anzugeben, ist nicht ganz klar. Zwar hätte er, wenn er dem Leser verrieth, daß dergleichen von Goeze ausgehe, nicht von der Milde, Sanftmuth und Güte reden können, welche dieser in dem Streite mit Lessing an den Tag gelegt; aber zu welchem Zwecke schmückte er nun sich selbst mit Goeze's schmutzigsten Federn? War es, um Goeze's Rettung auf Kosten auch seines eigenen Namens zu fördern? oder, weil er sich dachte, die Verehrer Lessing's würden ihm, der vor und nach jedem Schimpfwort auf denselben von Verehrung gegen ihn überfließt, jene Beschuldigungen weniger übelnehmen, als Lessing selbst sie Goeze'n übelnahm?

Möglicherweise kann er diese Plagiate auch nur begangen haben, um sich auf sie berufen zu können, wenn jemand so ungerecht wäre, ihn der Unbekanntschaft mit Goeze's Schriften zu zeihen, während er doch offenbar nur darauf ausgegangen ist, den Leser in Unbekanntschaft mit denselben zu erhalten.

Obgleich Herr Röpe nicht weniger für einen Kenner der Lessing'schen, als der Goeze'schen Schriften gelten will, und ihm diese doppelte Kennerschaft auch öffentlich von persönlichen guten Freunden nachgerühmt wird*), so ist sie uns doch deshalb zweifelhaft, weil sich nicht annehmen läßt, daß er sich vorgestellt haben sollte, seine Leser in Beziehung auf den Inhalt der Lessing'schen Schriften, die in aller Händen sind, eben so täuschen zu können, wie in Betreff der Goeze'schen. Wir glauben vielmehr, daß er bei seiner großen und aufrichtigen Verehrung gegen Goeze, bei seinem festen Vertrauen zu dessen „Ehrlichkeit" auch die Anspielungen desselben auf Lessing, die Anführungen desselben aus diesem blindlings für richtig hielt, während doch Goeze nicht nur dem „Fragmenten-Schreiber",

*) Dr. Philipp Nicolai u. s. w. von Wendt, S. 114: „Dr. Röpe, der ein gründlicher Kenner der Lessing'schen und Goeze'schen Schriften ist".

der das nicht anders verdiente, sondern auch Lessing'en, der es noch weniger anders verdiente, unterlegte was ihn gut dünkte.

Sogar Goeze's „zum drittenmal aufgewärmten", von Lessing „längst der Katze vorgesetzten Brei" tischt Röpe seinen Lesern zum viertenmal auf. Auch er führt nämlich, S. 159, aus den Gegensätzen jene von Goeze so genannten „Axiomen" an, welche Lessing als „Axiomata u. s. w." ausführlich begründete. So wenig Goeze sich um diese Begründung und die darin enthaltene Widerlegung seiner Einwürfe gegen dieselben bekümmert hatte, so wenig thut dies auch Herr Röpe, sondern wiederholt, wie Goeze, dessen Beschuldigungen oder schmiert, nach Lessing, auch seinen lieben Brüdern in Christo diesen beschnüffelten, beleckten Brei nochmals in den Mund. Er mäkelt an den Worten und bringt zugleich eine Verdächtigung vor, indem er sagt: „Alle diese Sätze enthalten sich des Ausdrucks: christliche Religion, wir machen hier im voraus darauf aufmerksam. Von der Vernunftreligion gelten sie gewiß. Daher waren sie zwar wesentlich wahr, und bewiesen doch nicht, was sie hernach beweisen sollten".

Allerdings kam in jenen Sätzen der Ausdruck: christliche Religion nicht vor. Aber da darin vorkommt: „Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen", da, sage ich, dies darin vorkommt, so kann nicht nur, sondern so muß auch unter „der ganzen Wahrheit der Religion" die ganze Wahrheit der christlichen Religion, und in den vorhergegangenen Sätzen: „Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehöriges", „Auch war die Religion ehe eine Bibel war" unter „Religion" immer die christliche verstanden werden.

Oder was will Herr Röpe daß Lessing unter „Christenthum" verstanden habe, und warum hat er unter den Sätzen, von welchen er behauptet, Lessing habe sich in ihnen des Ausdrucks: „christliche Religion" enthalten, den folgenden,

welchen Goeze so oft anführte, ausgelassen: „War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf Uns gekommen: so muß es auch möglich sein, daß alles was Evangelisten und Apostel geschrieben haben wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände"; warum, sage ich, sollte Herr Röpe diesen Satz durch Auslassungszeichen (. . .) ersetzt und den Augen seiner Leser entrückt haben, wenn er nicht gefühlt hätte, daß Lessing mit „der von den Evangelisten und Aposteln gelehrten Religion" nur die christliche Religion und nicht die Vernunftsreligion, so weit diese nicht auch in der christlichen mit enthalten ist, gemeint haben könne. In den „Axiomata u. s. w." hat Lessing daher in diesem Satze zu den Worten: „War ein Zeitraum, in welchem sie" auch ausdrücklich hinzugefügt: „(die christliche Religion)", in dem von Röpe mit angeführten Satz aber: „Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen" statt „der Religion" gesetzt: „der christlichen Religion" (X, 140, 143); und es ist nicht wahr, daß dieser Zusatz hernach etwas anderes hatte beweisen sollen, als vorher (in den Gegensätzen, X, 15) gemeint gewesen war, obgleich Herr Röpe diese Verdächtigung auf S. 194 zum zweitenmal und zwar in verschärften Worten vorbringt.

Den Vorwurf, worauf wir hiermit geführt sind, von welchem Goeze nicht abläßt, daß Lessing nicht zwischen natürlicher und christlicher geoffenbarter Religion unterscheide, wiederholt Herr Röpe bis zum Ekel und verstärkt ihn durch die in den verschiedensten und schärfsten Ausdrücken wiederkehrende Behauptung, daß Lessing mit seiner wahren Ueberzeugung hinter dem Berge gehalten, im Streite mit Goeze Ansichten und einen Glauben vorgeschützt habe, die ihm fremd gewesen seien. Nichts gelten wie Goeze'n, so auch Röpe'n die solchen Anklagen und Beschuldigungen entgegengesetzten Betheuerungen und Einsprachen Lessing's, daß er der Meinung seines Ungenannten nicht zugethan sei, nichts, daß er als diese Meinung seines Ungenannten eben den Naturalismus nennt, den er selbst von der christlichen

Religion nicht soll zu unterscheiden verstanden haben, dem er selbst soll verfallen gewesen sein.

„Herr Mascho" (dessen „Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion wider die Fragmente u. s. w." in den Freyw. Beyträgen gelobt worden war) „streitet", sagt Lessing im Ersten Anti-Goeze, „unter dem nehmlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. . . . Behauptet nicht auch Herr Mascho (S. 10), daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist? Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel? Lehret nicht auch Herr Mascho (S. 202), daß die Religion eher gewesen, als die Bibel? . . . Ja noch mehr, eben diese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christenthume ohne Theologie begnügen wollen oder müssen, eben diese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen nicht des Christenthums, sondern der Theologie. Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns" (Lessing und Mascho) „gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen, Sätze bei mir anfeindeten: was ist es dem Herrn Mascho! — Was es mir bei weitem noch nicht ist. Es ist ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig stürzen muß. Das ist es ihm, das ist es ihm auf allen Blättern".

K. Lessing's Spinozismus als Anklage gegen ihn. Zwei Vorläufer Köpe's. Berufung des einen auf Hamann. Hamann's Bedeutung als Kritiker und als Kenner und Beurtheiler der Philosophie.

Wollte man hiernach annehmen, daß Lessing sich selbst einen anders und besser organisirten Kopf als dem Fragmentisten beigelegt und nicht geglaubt habe, auf demselben Stand-

punkte mit diesem zu stehen, so weiß Herr Röpe doch noch besser, als es Goeze wissen konnte, wie es sich in Wahrheit hiermit verhalten. Nach ihm stand nämlich Lessing noch unter dem Fragmentisten, that Goeze jenem noch viel zu viel Ehre an, indem er ihn diesem nur gleichstellte, indem er ihn wenigstens noch für einen Anhänger der natürlichen oder Vernunftreligion hielt; „denn man muß", sagt Röpe S. 208, „heutzutage überall hegelsche, pantheistische oder atheistische Ansichten voraussetzen; das konnte Goeze seiner Zeit noch nicht. Von Lessing's sogenanntem Spinozismus, von seinem Ἓν καὶ πᾶν, welches allerdings die Annahme eines unpersönlichen Gottes in sich schließt, der doch im christlichen Sinne kein Gott ist, von seiner Seelenwanderungslehre, die dann allerdings die Verantwortlichkeit gegen Gott für das, was wir hienieden gethan haben, ausschließt, konnte Goeze keine Ahnung haben.... Für einen aufrichtigen Deisten hielt er seinen Gegner doch jedenfalls, für einen Mann, dem der heilige Gott, dem Tugend und Unsterblichkeit noch wahre Ideen sind, der also eine Verantwortung seines Thuns oder Lassens vor Gott in jenem Leben zu leisten, in diesem Leben zu bedenken hat. . . . Goeze hat sich geirrt".

Es ist erstaunlich, mit welchem Leichtsinn hier jemand Vorwürfe so schwerer Art gegen einen Mann schleudert, welchen er sonst so hoch zu verehren vorgibt, dessen Wahrheitsliebe und Forscherernst er sonst nicht genug erheben kann. Von der besondern Schwierigkeit und ihren Gründen, den religiösen und philosophischen Standpunkt grade eines Lessing zu bestimmen, scheint er nichts zu wissen, und mit der Literatur darüber ist er entweder ganz unbekannt oder hat von ihrer Wichtigkeit keine Ahnung. Verhielte sich das anders, so würde er sich nicht darin gefallen haben, durch sein ganzes Buch und bei jeder Gelegenheit die, wenn auch auf einem andern Standpunkt als dem seinigen beruhende, doch gründliche Schrift von Karl Schwarz zu verkleinern, welche u. a. über „den Spinozismus Lessing's" und „den philosophischen Hintergrund der Lessing'schen Theologie" einen Abschnitt enthält, aus welchem er, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, seiner mangelhaften Kenntniß hätte abhelfen können.

Ueberhaupt hat es mit der Beurtheilung großer Männer, wie Lessing, eine eigenthümliche Bewandtniß. Obwohl, nach antiker Vorstellung, Halbgötter, haben sie, als denselben Lebensbedingungen unterworfen, ihre Schwächen und Unvollkommenheiten mit uns allen gemein, und wir sind nicht im Stande, sie richtig aufzufassen, wenn wir nicht grade zu ihrer Beurtheilung, die wieder so hoch über uns stehen, eine gewisse Liberalität und Billigkeit mitbringen. Daß sie dieser nicht minder bedürftig sind, als wir selbst, bringt sie uns auch näher, gleicht den Abstand zwischen uns und ihnen aus und hebt das Magnum virum nisi a magno viro rite laudari non posse einigermaßen auf.

Lessing's philosophischen und religiösen Standpunkt ausführlich zu erörtern, würde hier nicht am Orte sein*), und wir begnügen uns mit wenigen Andeutungen.

Man könnte der oberflächlichen Anklage Röpe's ganz allgemein entgegensetzen, daß es einen edlern und einen gemeinen Pantheismus gebe, und daß jener auch auf die beste christliche Theologie nicht ohne Einfluß geblieben sei; man könnte geltend machen, daß die bekannten Nachrichten, welche wir über Lessing's Spinozismus haben, nur mit Vorsicht zu gebrauchen und cum grano salis zu verstehen seien. Man könnte endlich sagen, daß Lessing sowohl in philosophischer, als religiöser Hinsicht nie mit sich abgeschlossen habe, theils weil er zu kurz lebte, theils weil er allerdings seiner ihm von Gott verliehenen Natur und Anlage nach ein Skeptiker, aber ein Skeptiker der edelsten, ich möchte sagen, jener positiven Art war, welche nicht zweifelt, um Gründe gegen, sondern für die Wahrheit zu finden, für die Wahrheit, die im Menschen, die zum Menschen spricht.

Aber wir wollen einen andern Grund nennen, aus welchem sich eine Anklage, wie die Röpe'sche, als die thörichtste darstellt. Derselbe ist, daß Herr Röpe, dem die gröbste Auffassung auch die bequemste, dem „hegelsch, pantheistisch oder atheistisch" gleichbedeutend, ohne es zu wissen selbst auf dem junghegelschen und jungdeutschen Standpunkte in der nämlichen Weise steht, worin

*) So weit es zur Widerlegung Menzel's nöthig war, habe ich mich, in meiner Schrift gegen denselben, darüber ausgesprochen.

Goeze und der Fragmentist von einem und demselben Standpunkte, des crudesten Begriffes von Inspiration, ausgingen, jener, um das biblische Christenthum für wahr, dieser, um es für unwahr erklären zu können.

Die junghegelsche Schule nimmt keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Religion und Philosophie an, ihr weichen beide nur der Form, nicht dem Wesen nach von einander ab*). Ob man aber, wie jene Schule, die Religion der Philosophie, oder, umgekehrt, wie Herr Röpe und Seinesgleichen, die Philosophie der Religion aufopfere und unterordne, das ist bloße Geschmackssache und bildet gleichfalls keinen wesentlichen Unterschied.

Lessing dagegen, wie er schon früh**) Philosophie und Poesie, dann, im Laokoon, diese und die bildenden Künste so richtig unterschieden, das der Natur der Sache nach Verschiedene so scharf gesondert hatte, konnte auch Religion und Philosophie unmöglich mit einander vermischen und vertauschen, beide konnten ihm nicht in einander verfließen, nicht einander aufheben. Wie nach ihm Schleiermacher, den man so gut wie Lessing als Pantheisten oder Spinozisten verdächtigt hat***), Spinoza verehren und zugleich ein großer Theologe sein konnte, so hielt auch Lessing Spinoza's so wenig, wie irgend eine andere ernste und des Namens würdige Philosophie für einen Gegensatz gegen die Religion. Das Studium der Theologie und Philosophie zieht sich mehr oder weniger durch sein ganzes Leben. Schon in seiner Schrift „Pope ein Metaphysiker!" zeigt er Bekanntschaft mit Spinoza, wie mit Leibnitz, und jenen studirte er in Breslau zugleich mit den Kirchenvätern, so daß er sich „nach Spinoza" nicht erst „nannte"†), als Jacobi ihn kennen lernte.

*) Vgl. in meiner Schrift: „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte" (Frankf. a. M., bei Brönner, 1856), den Aufsatz, S. 101—139: „Zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre von Strauß; zugleich: Ueber den Unterschied zwischen Religion und Philosophie".

**) In: „Pope ein Metaphysiker!" 1755 (V, 3-35).

***) Man erinnere sich der Angriffe Röhr's; und Delbrück's a. auf S. 99 a. O., S. 127 f. Vgl. Schleiermacher's „Erklärung u. s. w." gegen Delbrück's Anschuldigungen auf S. 213—216 der Schrift: „Ueber das Ansehen der heil. Schrift u. s. w. von Sack, Nitzsch und Lücke, Bonn, 1827".

†) F. H. Jacobi's Werke, IV, a, 54.



Er nannte sich aber nach Spinoza aus keinem andern Grunde, als aus welchem er in dem Gespräch mit Jacobi auch von Leibnitz sagte: „Ich fürchte, der war selbst im Herzen ein Spinozist", d. h. aus keinem andern Grunde, als weil ihm in Spinoza die ganz rücksichtslose philosophische Wahrhaftigkeit und Entschiedenheit wohlthat. Er nannte sich aber nicht deshalb nach Spinoza, weil ihm dessen System überhaupt das Höchste gewesen wäre, was er gekannt und erstrebt. Er ging in keiner einzelnen Philosophie auf, er hatte, das zeigen u. a. seine „Gedanken über die Herrnhuter" schon frühe gegen alle philosophischen sowohl als theologischen Systeme etwas einzuwenden; und was hat er gesagt, daraus man folgern könnte, das System Spinoza's habe seinen Geist ausgefüllt? Mit demselben Rechte, womit ihm Menschen von dürftigen religiösen Begriffen und ohne Verständniß und Empfänglichkeit für die Philosophie den Sinn für Religion und Christenthum absprechen, mit demselben Rechte könnten ihm andere von dürftigen philosophischen Begriffen und ohne Verständniß und Empfänglichkeit für die Religion den Sinn für wahre Philosophie absprechen; und thun die letztern (exempla sunt odiosa) dies nicht längst, indem sie ihn für einen der Ihrigen ausgeben?

Wie in dem wahren Verständniß Spinoza's, welches Kant'en abging, aber worin ihm Männer wie Schleiermacher und Goethe nachfolgten, und welches über Spinoza stand, ist Lessing seiner und unsrer Zeit auch darin vorausgeeilt, daß er, wie gesagt, Religion und Philosophie nach ihrem Wesen strenge von einander schied. Daß sie diesen Unterschied nicht machten, und dadurch in der Theologie so oberflächlich blieben, war ihm, dem großen Aufklärer, an den Aufklärern und Aufgeklärten seiner Zeit so zuwider, und wer Lessing selbst, seinen theologischen und philosophischen Standpunkt, recht verstehen will, muß sich diesen Unterschied stets bei ihm gegenwärtig halten.

Lessing wollte seinem Nachbarn redlich dessen Haus, wenn es den Einsturz drohte, abtragen und neu aufbauen helfen, aber nicht zugeben, daß der Nachbar demselben zum Schaden von Lessing's eigenem Hause philosophische Stützen unterstellte, denn wenn er auch in einem Privatbriefe, wo er es mit seinen Ausdrücken minder genau nahm, das alte Religionssystem für

„falsch" erklärt, so weiß er doch kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Verstand mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm; aber Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist in seinen Augen das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen wolle*). Halbphilosophen sind ihm auch nur Halbtheologen, so wie umgekehrt. Er behauptet, die Orthodoxen eben so sehr zu verachten, wie sein Bruder, „nur verachte ich", setzt er hinzu, „unsre neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind"**).

Wie sehr er Religion und Philosophie, bei allem Einfluß, den er der einen auf die andere zugestand, doch wieder auseinandergehalten wissen wollte, liegt auch in seinem bekannten Ausspruch: „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank ziemlich zu Rande: man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen"***). Gleichwie heutzutage die junghegelsche und jungdeutsche Schule diese Scheidewand niederreißt und uns unter dem Vorwande, uns zu recht vernünftigen Philosophen zu machen, zu höchst unvernünftigen Christen macht, da sie ja das Christenthum als einen untergeordneten Standpunkt fortbestehen läßt.

Schon in den „Gedanken über die Herrnhuter" wirft Lessing „unsren Zeiten" vor, „daß man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht habe, worinne man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden könne, worinne eine die andere schwäche, indem diese den Glauben durch Beweise erzwingen und jene die Beweise durch den Glauben unterstützen solle". „Jetzo sei", sagt er, „durch diese verkehrte Art, das Christenthum zu lehren, ein wahrer Christ weit seltner, als in den dunklen Zeiten gewor-

*) XII, 485.
**) XII, 469.
***) XII, 485.

den". Aus diesen „dunklen Zeiten", nämlich aus „der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa", weist er an einem andern Ort (XI, b, 255) ein Beispiel nach, welches „hinreichend sei zu erweisen, auf welchem guten Fuß ehedem zwei Mächte mit einander gelebt haben, die sich jetzt so gewaltig anfeinden".

Zwei Mächte waren ihm Religion und Philosophie, die selbstständig neben einander bestehen, deren Grenzen, wie vielfach und wie nahe sie sich berühren, sorgfältig beachtet werden müssen, und zwischen denen, bei aller ihrer Verschiedenheit, dennoch Eintracht noth thut. Daß es Köpfe und Gemüther gibt, welche zu enge sind, um beide zugleich in sich aufzunehmen, läßt sich erklären, solche sollten denn aber auch so bescheiden sein, nicht über ihren Horizont hinauszugehen, nicht über dasjenige abzuurtheilen, vielweniger es zu verwerfen, wofür sie in sich selbst keinen Raum finden.

Wenn Herr Röpe die „Seelenwanderungslehre" zu Lessing's religiösen Ueberzeugungen zählt, so hätte grade er am wenigsten ein Recht, sie Lessing'en zum Verbrechen zu machen; denn haben wir nicht früher von ihm angeführt, daß er zu den „Fragen", welche von der Theologie, zu der er sich „im Wesentlichen" bekennt, „noch keineswegs genügend gelöst seien" auch die „über die letzten Dinge" rechne? Wie darf er also richten und verdammen, wo er selbst noch schwankt und ungewiß ist? und warum will er überhaupt die Seelenwanderung bei Lessing für eine religiöse Ueberzeugung, statt für eine philosophische Hypothese nehmen, als welche sie so lange vor Lessing in der Welt umgeht? Wann und wodurch hat dieser erklärt, sie zu einer „Lehre" erheben zu wollen? und warum sollte man nicht auch auf sie anwenden können, was er sogar von seiner ganzen Erziehung des Menschengeschlechts sagt: „sie sei von einem guten Freunde, der sich gerne allerlei Hypothesen und Systeme mache, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen"?

Lessing's religiöse Ueberzeugung konnte von dergleichen Hypothesen ganz unabhängig bleiben. „Die Hoffnung des zukünftigen Lebens", sagt er (XI, a, 73) „war kein unterscheidendes Kennzeichen des Christenthums. Ohne diese Hoffnung kann keine Religion gedacht werden".

Aber nicht einmal von der „Seelenwanderungslehre" Lessing's hat sich Herr Röpe gehörig unterrichtet. Auch nach ihr sind Tugend oder Laster in unserm gegenwärtigen Zustande nicht ohne Einfluß auf unsern zukünftigen Zustand. Denn was sagt Lessing in seiner Schrift „die Erziehung des Menschengeschlechts"? §§ 57—61: „Es war Zeit, daß ein andres *wahres* nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine (des Menschengeschlechts) Handlungen gewönne. Und so ward Christus der erste . . . praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele . . . denn ein andres ist *die Unsterblichkeit der Seele als eine philosophische Speculation vermuthen, wünschen, glauben,* ein andres seine innern und äußern Handlungen darnach einrichten. Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen war ihm allein vorbehalten". §§ 93—96: „Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch, der früher, der später, erst durchlaufen haben . . . warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu *meiner Vervollkommnung* gethan haben, welche" u. s. w.

In „der Erziehung des Menschengeschlechts" von Lessing ist Gott der Erzieher, und ihr Inhalt ist es, aus welchem Herr Röpe Lessing'en den Glauben an Gott und Unsterblichkeit abspricht! Selbst die Tugend, behauptet er, sei Lessing'en keine wahre Idee gewesen! während dieser ihre Idee in ihrer höchsten Reinheit auffaßte. „Der menschliche Verstand", sagt er a. a. O., „will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns *die Tugend um ihrer selbst willen* zu lieben fähig macht. Oder soll das menschliche Geschlecht auf *diese höchste Stufe* der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? ... Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! ... Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß

kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist" u. s. w.

Es fragt sich freilich, ob Herr Röpe christlich genug denkt, um diese wahrste und höchste Idee von Tugend nicht auch dem Christenthum abzusprechen. Wenn aber Lessing schon die Art, wie ein Goeze den Fragmentisten behandelte, als „bubenmäßig" bezeichnet, welcher Ausdruck ist dann stark genug für die Art und Weise, wie Herr Röpe einen Lessing beurtheilt? An ihrer „Schülerhaftigkeit"*) kann jedesfalls nicht gezweifelt werden.

Doch steht Herr Röpe mit dem Vorwurf des Spinozismus und in Verbindung damit der Unchristlichkeit gegen Lessing unter den theologischen Schriftstellern der Gegenwart keineswegs allein. Wir finden denselben u. a. auch in dem Fünften Bande von Herzog's „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" (1856) in dem „K. Sudhoff" unterzeichneten Artikel „Goetze"**), bei welchem wir zugleich ausführlicher verweilen wollen, da Röpe ihn, S. 30, „den einzigen Versuch zur Rettung Goeze's" nennt, „der ihm im letzten Jahrzehend bekannt geworden. Doch sei er zu kurz, um genügen zu können. Nur Ergebnisse eines eingehenden Studiums Goeze'scher Werke, nicht Belege und Nachweisungen habe er geben können". Wenn nur nicht zu den gegebenen „Ergebnissen" die „Belege" schwer beizubringen sein möchten! Wie wenn Sudhoff sagt: „Selbst Lessing urtheilte zur Zeit" (welcher Zeit?) „sehr günstig über Goeze's Leistungen auf einzelnen mit der Theologie nicht zusammenhängenden Gebieten der Gelehrsamkeit"; denn der Inhalt dieser Behauptung hat sich in unserm ersten Abschnitt als eine Uebertreibung ergeben. Ferner wenn er sagt: „Ueberhaupt steht Götze vor seinem Streit mit Lessing so da, daß auch dieser letztere, welcher von Ostern 1767 bis Ostern 1770 in Hamburg lebte, den orthodoxen Mann für geistig bedeutend genug hält,

*) Vgl. das Absagungsschreiben (X, 128).

**) „Goetze" oder „Götze" ist der Name in dem Artikel immer geschrieben, was für diesen sogleich zu einer übeln Vorbedeutung wird.

um in seinem Tagebuch genau das Datum zu verzeichnen, unter welchem er seine Bekanntschaft machen konnte. Dort lesen wir nämlich: „„Den 24. Jänner““ (1769) „„habe ich den Senior Götze zuerst kennen lernen. Ich besuchte ihn u. s. w.““ Seitdem hat der Kritiker fortgesetzt mit dem hochgeachteten Geistlichen verkehrt, demselben viele Besuche abgestattet, ohne daß dieser ihm Gegenbesuche gemacht hätte"; denn das Uebertriebene und Unrichtige auch dieser Behauptung ist gleichfalls von uns nachgewiesen worden, und dasselbe berechtigt den Verfasser nicht zu der Bemerkung, die er daran knüpft: „Schon aus dem allem sehen wir, daß Götze nicht für das ausgegeben werden darf, wofür ihn die Wortführer der Aufklärung und der schnellfertigen Seichtigkeit halten. Wollen wir uns eine unbefangene Würdigung dieses Mannes und seines Strebens möglich machen, so muß dieser breitgetretene Weg gänzlich verlassen werden". Den verläßt denn auch der Herr Verfasser ebenso gründlich, wie nach ihm Röpe, dessen Schrift fast als eine weitere Ausführung des Sudhoff'schen Artikels erscheint.

Goeze's frühere Streitigkeiten stellt S. ähnlich wie Röpe dar und fährt dann fort: „Bisher also konnten wir nicht nur Lessing's Hochachtung für die Person und Gelehrsamkeit unseres Pastors, sondern auch seine Uebereinstimmung mit ihm in der Opposition wenigstens gegen verschiedene Erscheinungen der Zeit wahrnehmen. Das änderte sich aber, als die beiden Männer sich selbst gegenüberstanden, und nach Herausgabe der „„Wolfenbüttler Fragmente““ jener Streit entbrannte, welcher in Götze's Leben der wichtigste und berühmteste ist. Lessing's „„Antigötze““ hat den Hamburger Pastor in die Jahrbücher der deutschen Literatur eingezeichnet. Es ist seitdem Mode geworden, Götze mit Hohn zu behandeln, als Urbild eines bornirten, zelotischen Pfaffenthums hinzustellen. Dem großen Haufen unsrer sogenannten Gebildeten muß man leider dergleichen zu gute halten, aber von der Geschichtschreibung und der Kritik hätte man längst erwarten dürfen, daß ein gerechterer Maßstab der Beurtheilung angelegt würde".

Das Irrige dieser Darstellung glauben wir gegen Herrn Röpe dargethan zu haben. Schon vor dem Fragmentenstreite

galt Goeze seinen Zeitgenossen als Urbild eines beschränkten, zelotischen Pfaffenthums, und durch Lessing hat die echteste und gerechteste Kritik dieses Urtheil der Zeitgenossen bestätigt und auf die Nachwelt gebracht.

Der Herr Verfasser fährt fort: „Niemand wird leugnen mögen, daß Lessing diesen Streit mit großem Glanz des Stils und der Dialektik geführt hat; eben so wird zugestanden werden müssen, daß der Kampf seine heilsamen Folgen gehabt und treffliche Anregungen gegeben hat. Und wer möchte ferner mit Fug der Energie, mit welcher hier das Recht der Forschung und des Einzelgewissens vertreten wird, Anerkennung versagen? Nur hätte man vorab niemals bezweifeln sollen, daß Götze nur darum in den Kampf getreten ist, um Grundsätzen und Lehren einen Damm entgegenzustellen, welche ihm das größte Verderben zu bringen schienen. Seine heiligste Ueberzeugung machte ihn zum Gegner Lessing's, nicht aber Gereiztheit wegen einer nicht beantworteten Frage nach plattdeutschen Bibelausgaben auf der Wolfenbüttler Bibliothek, wie in kleinlich verdächtigender Weise auch von Lessing ist geargwöhnt worden. Darnach sollte man sich in den vielbeliebten Recriminationen mäßigen, oder man müßte sich denn entschließen, die Vertheidigung des Lutherthums an sich für ein Verbrechen zu halten, selbst wenn sie von einem lutherischen Pastor ausgeht, der doch durch Gewissen und Amt zur Vertheidigung seiner Kirche verpflichtet ist".

Die Vertheidigung des Lutherthums, der lutherischen Kirche an sich wird niemand für ein Verbrechen halten, aber wie würde wohl der Herr Verfasser, wenn er sich darüber ausgesprochen hätte, als reformirter Geistlicher über die Art, worin Goeze seiner Zeit die reformirte Kirche angriff, geurtheilt haben? Denn „unser Goeze", sagt Herr Röpe, indem er Herrn Sudhoff mit Bescheidenheit „im Namen der Wahrheit seinen aufrichtigen Dank ausspricht", „war ein oft scharfer Bekämpfer der reformirten Kirche".

„Ist es denn weiterhin nicht unbestreitbar wahr," sagt Herr Sudhoff, „daß Lessing die Einzelvernunft als Richterin über die Schrift stellt, daß nach ihm in dieser nur das wahr ist, was sich ihm" (ihr? der Einzelvernunft?) „als solches

bewährt?" (Dies ist durchaus bestreitbar. Nie und nirgends hat Lessing gewollt, daß nur derjenige Inhalt der Schrift für wahr zu halten sei, welcher sich der Vernunft des einzelnen Menschen oder auch der einzelnen Zeit, sowie der einzelnen Secte, Confession und Kirche, als wahr darin bewähre, ihr als wahr darin erscheine, sondern er hat nur, wie es der Verfasser kurz zuvor auch richtiger und lobend ausgesprochen hatte, „das Recht der Forschung" — des Einzelnen in der Schrift — „und des Einzelgewissens vertreten.") „Der Kampf zwischen Götze und Lessing ist also nicht jener der lutherischen Orthodoxie und der evangelischen, biblischen Entwicklung. Lessing's Christenthum bedarf der Bibel nicht, ruht nicht einmal auf den Thatsachen des Evangeliums und der Erlösung durch Christum. Sein Christenthum ist so wenig Christenthum, daß es ihm nicht einmal als absolute Religion gilt. Den christlichen Glauben an Jesus setzt er zum Glauben Jesu herab. Seine Erwartung eines „„neuen Evangeliums"" in der „„Zeit der Vollendung"" ist hinlänglich bekannt"*). (Daß das Christenthum Lessing'en nicht als absolute Religion galt, darin stimmen wir Herrn Sudhoff bei. Der Ausdruck „absolute Religion" ist aber auch der unglücklichste, den man wählen kann, er erinnert an „absolute Philosophie" und würde, wenn er einen Sinn hätte, nur von der Vernunftreligion als derjenigen Religion gelten können, welche mit dem Menschen geboren ist und vor der positiven oder Offenbarungs-Religion da sein mußte, weil ohne jene gar keine Fähigkeit beim Menschen vorauszusetzen wäre, diese zu verstehen und in sich aufzunehmen. Für eine oder für die „absolute Religion" — Herr S. läßt uns, da er kein Geschlechtswort setzt, im Zweifel, wie wir sagen sollen — hielten auch die Apostel die ihnen geoffenbarte Religion nicht, indem sie eine Wiederkunft Christi und damit auch eine „Zeit der Vollendung" und eine Bestätigung des Evangeliums glaubten; und ist es etwa ein unchristlicher Wunsch, wenn man auch heute sagen hört, Christus möge wiederkehren und seine Lehre erneuern, oder eine unchristliche Aeußerung, die man häufig vernimmt: wenn Christus heute wiederkehrte, so

*) Vgl. X, 324.

würden ihn manche von denen mit kreuzigen, die jetzt für seine gläubigsten Anhänger gelten wollten? Der Vorwurf, „daß Lessing den Glauben an Jesum zum Glauben Jesu herabgesetzt habe", würde alle die Vielen mit treffen, welche das heutzutage wirklich gethan haben und darum doch für gute Christen gehalten sein wollen und darum doch wenigstens keine Unchristen sind. Uebrigens hat es mit diesem Vorwurf, insofern er gegen Lessing gerichtet ist, nicht einmal seine Richtigkeit. In Lessing's „Theologischem Nachlaß" kommt (XI, b, 242 f.) das Bruchstück eines Aufsatzes mit der Ueberschrift und dem Motto: „Die Religion Christi. Denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten. St. Johannes." vor, worin Lessing nicht „den Glauben an Jesum zum Glauben Jesu herabsetzt", sondern zwischen „der Religion Christi" und „der christlichen Religion" nur unterschied. Ohne den Glauben an Jesum hielt er wohl weder die eine, noch die andere für möglich. Von „der Religion Christi" sagt er: sie „sei diejenige Religion, die Christus als Mensch selbst erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben könne; die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen müsse, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter sei, den er sich von Christo als bloßem Menschen mache." Er sagt ferner: es sei „augenscheinlich, daß die Religion Christi ganz anders", nämlich „mit den klarsten und deutlichsten Worten", „in den Evangelisten enthalten sei, als die christliche Religion". Wenn daher Herr Sudhoff auch nicht mit Unrecht sagte — wir halten aber dafür, er thue dies wie den Worten, so auch dem Sinne nach —, „Lessing habe den Glauben an Jesum zum Glauben Jesu herabgesetzt", so entspräche es doch nicht der Meinung Lessing's, „daß Lessing's Christenthum der Bibel nicht bedürfe".) „Kurz, es kann nicht fraglich sein, daß Lessing's Lehre" (Lessing würde sich sehr dagegen verwahrt haben, daß er beabsichtigte, eine neue Lehre zu stiften; er nennt sich (X, 240) „einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen sei, sich eine Partei zu machen".) „daß Lessing's Lehre auf Beseitigung des Christenthums überhaupt und Auflösung des evangelischen Protestantismus hinauslaufen mußte. Götze erkannte das klar; daher seine eifrige Opposition. Lessing er-

eifert sich allerdings gar sehr, daß Götze ihn „„aus dem Hause seines Vaters werfen will““*); allein durchaus mit Unrecht. Denn da er weder Christ, noch Lutheraner, sondern im Grunde nur spinozistischer Pantheist war, so steht es ihm übel an, innerhalb der lutherischen Kirche mit seiner rationalistischen Opposition Recht und Geltung zu beanspruchen. Wie mag sich ein Mann wie Lessing auf „„das Haus seines Vaters““ steifen wollen und vergessen, daß in Religionssachen nur die eigne Ueberzeugung Werth hat“. (Dies hätte derselbe Lessing vergessen, von welchem, wie wir wiederholen müssen, Herr Sudhoff nur erst rühmte, niemand könne mit Fug der Energie Anerkennung versagen, womit von ihm das Recht der Forschung und des Einzelgewissens gegen Goeze vertreten werde?) „Sehr treffend bemerkt auch Götze: „„Wenn uns Herr Lessing die Ausgabe einer Bibel liefern sollte, in welcher nichts weiter enthalten wäre als was er in derselben für göttlich anerkennt, so würde solche gewiß in Taschenformat erscheinen““. (Weder erkennen wir in dieser Bemerkung Goeze's etwas Treffendes, noch einen logischen Zusammenhang mit den vorhergegangenen, wie mit den nachfolgenden Bemerkungen Sudhoff's.) „Man halte dann doch auch den Hamburger Pastor nicht für einen Gegner der Wissenschaft und der freien Forschung; dazu gibt Nichts eine wirkliche Berechtigung. Nur für die „„subjective Religion““, wie er sich ausdrückt, für die Gemeindeglieder, nicht aber für die „„objective Religion““ hält Götze seines Gegners Streben gefährlich.“ (Der Ausdruck „die subjective Religion“, „die objective Religion“ kommt, streng genommen, bei Goeze nicht vor. Dieser sagt, Etw. Vorl., S. 6: „Das Wort Religion kan entweder objective oder subjective genommen werden. Im ersten Verstande bedeutet solches diejenigen Lehrsätze zusammengenommen, welche ein Mensch erkennen und als Wahrheit annehmen muß, der sich gegen Gott gebührend verhalten wil: und in dem zweiten Verstande bedeutet solches die Gemüthsfassung und das Verhalten eines Menschen, welche er im Verhältnisse gegen Gott zu haben und

*) Nicht: werfen will, sondern „wirft“ sagt Lessing (X, 173).

zu beweisen schuldig ist". Hiernach kann Goeze nicht erklärt haben, oder es kann über ihn nicht erklärt werden, „er halte für die „„objective Religion"" Lessing's Streben nicht gefährlich". Wie ist denn Herr Sudhoff' zu dieser Behauptung gekommen? Goeze sagt a. a. O. S. 42: „Dieser Aufsatz" (die von Goeze angezeigte kleine Schrift von Behn) „theilt sich in fünf Abschnite. In dem ersten untersucht er die Frage: Ob es nicht für unsre göttliche Religion mehr vortheilhaft als schädlich sey, daß auch die stärksten Angriffe von Gegnern auf sie gemacht werden, welche mit Kentnissen ausgerüstet sind, welche sie mit dem Ernste bestreiten, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert? Er antwortet: Diese Frage kan verneinet und bejahet werden, und es komt darauf an, aus welchem Gesichtspuncte man sie betrachtet. Er verneinet dieselbe, und zwar mit unwiederleglichen Gründen, wenn man die Religion subjectivisch, vor die Gemüthsfassung der Menschen, in Absicht auf die Religion, nimt. Er bejahet sie, wenn man solche objectivisch, oder vor den Inbegrif der zu unsrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, nimt. In dem zweyten beklagt er den Unfug, daß die bittersten, und oft von dem angreifenden Theile mit ärgerlichen und lästernden Ausdrücken gegen die heil. Schrift und gegen die aus derselben hergeleitete Religion geführten Angriffe in deutscher Sprache geschehen oder aus fremden Sprachen in dieselbe übersetzet werden, als wodurch die Vertheidiger der guten Sache in die Nothwendigkeit gesetzet werden, sich eben dieser Sprache zu bedienen." Auf diese Stelle beziehen sich die Worte, welche Lessing Goeze'n im dritten Anti-Goeze in den Mund legt. „Darf ich nicht erwarten," fragt er, X, 174 f., „daß auch hier", d. h. in Beziehung auf „die Wahrheit der Religion", „neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht? „„Allerdings! ruft der Herr Hauptpastor, allerdings! Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unsrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnet allerdings, je aufrichtiger und scharfsinniger sie bestritten wird. Aber, das ist nur die objective Religion; nur die objective! Mit der subjectiven ist es ganz anders. Die subjective Religion verlieret unwidersprechlich durch dergleichen Bestreitungen unendlich mehr, als

jene nur immer dadurch gewinnen kann! Folglich — —"" Und was ist diese subjective Religion? — „„Die Gemüthsverfassung der Menschen in Absicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periklitiren bei jedem Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben wird""*). Diese Goeze verspottenden Worte nun hat Herr Sudhoff, vielleicht mit verleitet durch die Anführungszeichen, zwischen denen sie bei Lessing stehen, offenbar für Goeze's eigene Worte genommen, und aus ihnen die angeführte Behauptung, so wie Goeze's Liebe zur „Wissenschaft und freien Forschung" abgeleitet. Auch im vierten Anti-Goeze kommt Lessing auf diejenige freie Forschung zurück, welche Goeze gestatten wolle. „Man urtheile", sagt er (X, 182), „aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten, Tiger, bereits zu entblößen wagt! Ich ziele hiermit auf das was der Hauptpastor S. 79 und 80" (des Etw. Vorl.) „über diesen Punkt sagt: und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen: der hat den Schnupfen ein wenig stark". In dem was jetzt bei Lessing folgt sind ein paar Goeze'sche Sätze enthalten, wir wollen aber die ganze mit den lieblichsten Anspielungen und Ausfällen auf Lessing selbst gespickte Stelle mittheilen, in der sie vorkommen. Goeze sagt, Etw. Vorl., S. 77—80: „. . . allein fehlt es denn in der Geschichte an Beyspielen, daß der Same der Rebellion, wenn er auch durch die Hände eines Gecken ausgestreuet worden, Wurzel geschlagen und verderbliche Früchte getragen hat? Wer waren Krechting, Knipperdolling, Johan von Leyden? Wer war Ignatius Loyola? und was für eine Gesellschaft hat ihm ihren Ursprung zu danken? Man wird sagen, mit solchen Narren macht man in unsern Tagen kurzen Proces. Die gegenwärtige Einrichtung unsers Militair-Etats und der Kriegszucht läßt sie nicht aufkommen. Gut! aber ist es denn nicht auch möglich, daß auch Officier und Soldaten von einem Brutussinne angesteckt werden

*) Vgl. den Sechsten Anti-Goeze (X, 190).

können? Ist unsre Kriegeszucht besser eingerichtet, als die ehemalige römische war? Unsre Monarchen sind Gottlob sicher, daß ihre Garden nie die Wege betreten werden, auf welchen ehemals die prätorianische Leibwache die souveraine Macht an sich gerissen hatte . . ., allein woher entspringt ihre Sicherheit und die Treue, welche sie von ihren Kriegern erwarten, und wirklich bey ihnen finden? daher, weil solche Christen sind. Sind sie es gleich nicht alle im schärfsten Verstande, so sind doch die Grundgesetze der christlichen Religion von dem Rechte der Obrigkeit, und von der Pflicht der Unterthanen, zu tief in ihre Herzen geprägt, als daß es ihnen so leicht, als den Heyden, werden solte, solche daraus zu vertilgen. Werden sie aber Christen bleiben? wird nicht mit der Ehrerbietung gegen die heil. Schrift und Religion auch zugleich die Bereitwilligkeit, ihren Oberherren den schuldigen Gehorsam zu leisten, und der Abscheu gegen Rebellion in ihren Herzen ausgelöschet werden, wenn es jedem Witzlinge und Narren frey stehet, mit der christlichen Religion und mit der Bibel vor den Augen des ganzen christlichen Publici das dolkühnste Gespötte zu treiben? Ich habe die Hofnung zu Gott, daß die Zeit nahe sey, welche diesem unsinnigen Unfuge ein Ende machen wird, und daß große Herren, um ihrer eigenen Sicherheit willen, oder wenigstens zu verhüten, daß sie, als Gottes Stathalter, als Liebhaber des Lebens, nicht nöthig haben mögen, Schwerdt und Rad zur Rache über die Uebelthäter gebrauchen zu dürfen, solchen Thoren und den verwegenen Ausbrüchen ihres Unsins Grenzen setzen werden*). Dabey kan es verständigen und gesetzten Männern vergönt bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion und selbst gegen die Bibel zu machen. Es wird solches nöthig seyn, um die Lehrer in Othem zu erhalten und solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Christenheit von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhundert beynahe völlig zu Grunde gegangen wäre**). Nur müste solches nicht, ohne besondere wichtige Ursachen, in einer andern Sprache,

*) S. den fünften Anti-Goeze (X, 184).

**) S. Lessing zu Ende des vierten Anti-Goeze (X, 183).

als in der Sprache der Gelehrten geschehen, und der angreifende Theil müste die Freyheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste, als Dumköpfe, als Bösewichter, als Leichenräuber zu lästern*). Ich hoffe zugleich, daß die Zeitungsschreiber, welche so unersetzlichen Schaden thun und die verderblichsten Grundsätze unter dem großen Haufen verbreiten, durch ihre, nun beynahe auf das höchste gestiegne Verwegenheit selbst, große Herren und andre Obrigkeiten auffordern werden, ihnen Zaum und Gebis anzulegen. . . . Ja die Zeitungsschreiber gehen so weit, daß sie selbst den allerhöchsten Kayserlichen Rescripten Hohn sprechen. In allen hiesigen und benachbarten Zeitungen standen unter den 6. Merz die Kayserlichen Verordnungen, nach welchen Bahrdts Neue Offenbarungen unterdrücket und beyseite geschaffet werden solten. Und eine gewisse Zeitung, welche die Worte: mit allergnädigstem Kayserl. Privilegio an der Stirne führet, bietet dieses Buch unterm 16. Merz zum öffentlichen Verkaufe aus. Höher kann der Frevel doch wohl nicht steigen.")

Der Herr Verfasser des Aufsatzes in Herzog's Encyklopädie fährt fort: „Er (Goeze) ist eifrig bemüht, seine Heerde, auch die Niedrigsten, zu schützen, zu retten, während Lessing, dem das Denken Maß der Religiosität ist, die „„undenkenden Christen““, die Massen für den verächtlichsten Theil der Christenheit hält. Wo bleibt der Mann des Volkes“. (Daß für Lessing „das Denken Maß der Religiosität sei“ lassen wir als einen unklaren Satz vorläufig auf sich beruhen, der Ausdruck „undenkende Christen“, welchen Herr S. durch Anführungszeichen Lessing'en beilegt, kommt in dessen Werken nicht vor, dagegen stellt Lessing den „fühlenden“, „den einfältigen Christen“ dem bloßen Theologen entgegen, lobt aber „denjenigen Theologen, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt habe auch bloß einfältiger Christ zu sein“, und sagt: „Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten“, X, 15; 155 ff. Woher mag denn Herr Sudhoff die Beschuldigung

*) Vgl. den fünften Anti-Goeze (X, 185 ff.).

gegen Lessing genommen haben, daß derselbe diese „fühlenden", diese „besten" Christen wieder „für den verächtlichsten Theil der Christenheit halte"? Er beruft sich auf den „Anti-Götze, W. W. Bd. IV, S. 207", er meint aber wol — da die Anti-Goezen im vierten Bande keiner Ausgabe Lessing'scher Werke stehen — den vierten Anti-Goeze, in welchem Lessing das Begehren bestreitet und lächerlich macht, daß wer gegen die Religion schreiben wolle dies nicht anders als lateinisch solle thun dürfen; damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. Hier sagt Lessing, und diese Stelle ist es, welche Herr Sudhoff mit derselben Flüchtigkeit gelesen zu haben scheint, mit welcher er darüber schreibt —: „. . . Ich verstehe aber unter unchristlich, was mit dem Geiste des Christenthums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, so viel ich, mit Erlaubniß des Herrn Hauptpastor Goeze, davon verstehe, die letzte Absicht des Christenthums nicht unsre Seligkeit, sie mag herkommen, woher sie will, sondern unsre Seligkeit, vermittelst unsrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist; in welcher am Ende unsre ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen sein werden, die bloß unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen; immer muß dieser verächtliche Theil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Theil zu dem Lichte hindurch will."

Aus dieser Stelle hätte also Herr Sudhoff den Vorwurf gegen Lessing geschöpft, daß „diesem das Denken Maß der Religiosität sei, daß er die undenkenden Christen, die Massen für den verächtlichsten Theil der Christenheit halte"? Oder sollte ihn die Frage verdrossen und zu dem Vorwurf vermocht haben, welche Lessing nun etwas bitter einschaltet, durch welche er doch aber nur Männer wie Goeze treffen wollte: „Oder ist dieser verächtlichste Theil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? Was für ein Christenthum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Christenthum

noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sichs gehöret?" Lessing fährt aber, zum Beweise, daß er so wenig als gegen wahres Christenthum, gegen wahre Christen rede, sogleich wieder fort: „Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten, einige von ihnen, auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freigeisterischen Schriften sogar erklärten, daß sie nicht länger sein wollten, was sie nie waren: was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben, beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde: der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben" u. s. w.

Hätte sich Herr Sudhoff etwas aufmerksamer in den Anti-Goezen umgesehen, so würde er gefunden haben, daß grade Lessing dem Fragmentisten und Goeze'n zusammen jenen Vorwurf macht, den Herr Sudhoff nur aus Mißverständniß gegen ihn selbst erheben konnte. Lessing führt im siebenten Anti-Goeze „den Anfang eines Vorberichts" aus den Papieren seines Ungenannten an, worin dieser u. a. sagt: „Die Schrift mag im Verborgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben! mit meinem Willen soll sie nicht durch den Gebrauch gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Hauffe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten . . . ärgern sollte". Hierzu bemerkt Lessing u. a.: „Wenn nur bei der löblichen Vorsicht und Bescheidenheit des Ungenannten nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zufolge dieser Gesinnungen, seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleich viel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben; wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleisse bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen

zu leiten verstehen?" Die im Verborgenen glaubenden, nur nicht gleichviel was glaubenden, Christen, waren Lessing'en zugleich die liebsten Christen, waren ihm dieselben, welche er die „fühlenden", die „einfältigen" Christen nennt, von welchen er in „Ernst und Falk" redet, da er die „Frage" aufwirft: „warum im Christenthum die systematischen Lehrbücher so spät entstanden sind? warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten?" und welche Lessing'en trotzdem für verständige Christen gelten! Sollte Herr Sudhoff solche die „undenkenden Christen" nennen wollen, so würde Lessing diese wenigstens nicht „für den verächtlichsten Theil der Christenheit" gehalten, sondern sie allen denkenden Maulchristen vorgezogen haben.)

„Nicht mehr", schließt Herr S. seinen Aufsatz, „als für das arme Volk und den großen Haufen der Menschen interessirt sich Lessing für die Tradition und Glaubensregel der alten Kirche. Nur um der Götze'schen Orthodoxie, dem abstrakten Bibelmanne gegenüber, eine brauchbare Position einzunehmen, hat sich Lessing darauf geworfen, wie wichtig und erspriesslich das auch der wissenschaftlichen Entwicklung geworden. Der Brief, welchen Lessing am 9. August 1778 an Elise Reimarus schreibt, gibt hierüber, so wie auch über den anderen Punkt vollkommenen Aufschluß, daß diese Operation wahrlich nicht zu Gunsten des Romanismus geschah". (Wenn Lessing sich auf die Tradition nicht zu Gunsten der römisch-katholischen Kirche beruft, warum will ihn denn Herr Sudhoff wegen dieser Berufung, wie wegen derjenigen auf die Regula fidei herabsetzen, warum das wissenschaftliche Verdienst, welches er ihm dafür zugesteht, nach der sittlichen Seite hin verdächtigen? Würde es sich hier für einen Christen und also auch für einen christlichen Geistlichen nicht eher geziemt haben, an das „Richtet nicht," zu denken, „auf daß ihr nicht gerichtet werdet"?) „Wie könnte es sich auch anders verhalten mit einem Manne, dem es nicht einmal mit dem Offenbarungsbegriff Ernst war?" (Dem es vielmehr mit diesem Begriff so Ernst war, daß er sich weder bei der Verflachung und Verflüchtigung desselben zu einer Offenbarung durch die menschliche Einzelvernunft, noch bei der geistlosen Bestimmung desselben durch ein erstarrtes

und todtes Lutherthum beruhigen wollte.) „Wie sehr daher auch Götze dem hochbegabten Lessing nachstehen möge, wie sehr von ihm" (nur von ihm?) „auch besseres Verständniß des Gegners zu wünschen bleibt, wie wahr auch diese und jene Ausstellung in Betreff der Führung, der Form und der zum Theil rostigen Waffen seines Streites sein möge, immerhin ist und bleibt Götze, der unerschrockene Kämpfer für die evangelische Kirche in einer schweren Zeit, ein ganz andrer Mann, als wofür er von vielen Seiten verschrieen wurde. Selbst ein Lessing könnte für ihn eine „„Rettung"" zu schreiben Veranlassung finden." (Nun, das heißt Lessing'en wenigstens noch einige Ehre lassen, daß man einen Mann wie er war herbeiwünscht, Goeze's Retter gegen ihn zu werden. Und wie bald hat nicht dieser Wunsch durch Herrn Röpe, der sich gleichfalls auf Lessing's Namen, Vorbild und Beispiel beruft, in Erfüllung gehen müssen!)

Wir haben etwas länger bei dem Aufsatze in Herzog's Real-Encyklopädie u. s. w. verweilt, um zur Rettung Röpe's zu zeigen, daß es ihm nicht an Vorgängern gefehlt, durch die er zur Abfassung einer Schmähschrift auf Lessing angespornt sein könne. Zu denselben gehört auch einer der sechs Hamburger Freunde, denen er sie gewidmet: „Herr Hans Hinrich Wendt, Diaconus zu St. Catharinen", welcher in der sechsten seiner ein Jahr vor der Röpe'schen Schrift erschienenen, schon mehrfach von uns angeführten und benutzten Vorlesungen über Dr. Philipp Nicolai ziemlich ausführlich von Goeze'n handelt und gleichfalls in den mehrsten Punkten mit Röpe'n übereinstimmt, mit derselben Hochachtung wie dieser von Goeze, eben so wegwerfend wie er über den Rationalismus spricht, mit welchem doch diejenige Entwicklung der Theologie eng zusammenhängt, mit deren Hülfe beide sich rühmen vom Fleck und weiter gekommen zu sein, als ihnen möglich gewesen wäre, wenn Goeze den Sieg über allen Fortschritt davon getragen hätte.

Herr Wendt sagt u. a., S. 106: „Auffallen muß es uns allerdings, daß selbst edlere und frömmere Männer unter den Zeitgenossen Goeze's sich nicht blos von ihm abgestoßen fühlten, sondern ihn auch hart und unbillig behandelten, daß sie die tiefere Bedeutung, die seinem Streben zum Grunde lag, verkannten. ..." (Aber worin diese tiefere Bedeutung bestanden,

weist Herr Wendt so wenig nach, wie Röpe, er behauptet blos:) S. 110: „Man muß auch nicht glauben, daß Goeze den protestantischen Lehrbegriff rein äußerlich aufgenommen, ihn blos zerlegt und schematisirt habe; es war ihm während seines ganzen Lebens darum zu thun, die einzelnen Bestimmungen innerlich in Uebereinstimmung zu bringen, und durch manche Aeußerungen zeigt er, daß es ihm dabei nicht an speculativer Tiefe fehlte". (Uns sind in Goeze's Schriften Aeußerungen dieser Art nicht vorgekommen, und Herr Wendt hätte wohlgethan, von denen, die er angetroffen haben will, die eine und andre mitzutheilen. Auch möchte mit der speculativen Tiefe, welche Goeze'n nicht gefehlt haben soll, schwer zu reimen sein, was Wendt S. 120 über ihn sagt: „Goeze war überwiegend Verstandesmensch und hatte wenig Phantasie, die nüchterne Reflexion herrscht immer bei ihm vor". Dagegen reimt sich mit diesem Mangel an Phantasie und der nüchternen Reflexion vollkommen was er hinzusetzt: „Goeze habe keine Gedichte gemacht und auch wahre Gedichte nicht zu würdigen gewußt, bei Beurtheilung derselben entweder einen verkehrten oder doch einen einseitigen Maßstab angelegt". Dies wendet Wendt u. a. auf Goeze's Beurtheilungen von Werthers Leiden an: „der poetische Zauber, welcher über das Werk ausgegossen, und die große Wahrheit in der Schilderung der einzelnen Gemüthszustände sei ihm gänzlich verborgen geblieben". Herr Röpe als Ritter Goeze's hat nicht umhin gekonnt, Wendt hierin zu widersprechen. „Wenn", sagt er, „Goeze auch nicht selbst Dichter gewesen ist," — Wendt hatte dies nur mit Beziehung auf den Dichter Philipp Nicolai gesagt, aber nicht, um zu verstehen zu geben, daß nur wer selbst Gedichte mache Gedichte würdigen könne — „so scheint mir doch, daß Wendt ihm zu nahe thut, wenn er ihm Sinn für Poesie abspricht." Und dies scheint Herrn Röpe in solchem Grade, daß ein eigenes — das achte — Hauptstück seiner Schrift „Goeze, Lessing und Werther" überschrieben ist, in welchem er die „Uebereinstimmung" zwischen Goeze's und Lessing's „Urtheil" über Werthers Leiden nachweist, gleichwie er die Uebereinstimmung zwischen Goeze's und Goethe's Urtheil über Bahrdt's Uebersetzung des N. T. nachgewiesen hatte. Was ist Herrn Röpe nicht alles möglich! — Was die Durch-

bringung des protestantischen Lehrbegriffs betrifft, welche Wendt Goeze'n nachrühmt, so glauben wir vielmehr, daß Goeze denselben nicht einmal äußerlich in sich aufgenommen hatte, und daß Lessing ihm mit dem Vorwurf (X, 126) nicht Unrecht that: er sei auch nicht einmal Luther's Schulsystem zu übersehen im Stande.) S. 109: „Goeze erkannte sehr früh, was es mit dem Rationalismus auf sich habe, er ließ sich durch das christliche Gewand, in dem er vielfach auftrat, gar nicht blenden, er sah deutlich, wohin der Weg führte, auf dem Viele wandelten, er griff den Feind rücksichtslos auf den verschiedensten Gebieten an, er kämpfte für Principien." (Die Frage, auf welche Herr Wendt mit Gründen nicht antwortet, ist aber, ob die Principien, für welche Goeze kämpfte, einen innern Grund und Werth hatten, ob die Rücksichtslosigkeit, womit er den Feind angriff, nicht die Rücksichtslosigkeit gegen die Sache selbst war, über welche gestritten wurde. Daß er erkannte, wohin der Weg führe, den Andere gingen, hatte gar kein Verdienst, wenn er sich über den Weg verblendete, den er selbst, mit Lessing zu reden, Luther's Pantoffeln in der Hand, schreiend, aber gleichgültig daherschlenderte.) „Hätte er", fährt Wendt ganz in Röpe'scher Weise fort, „das Christenthum nicht zu einseitig als Doctrin gefaßt, als einen Complex von verschiedenen Lehren," (die er also nicht „innerlich in Uebereinstimmung zu bringen" wußte?) „und wären ihm durch seine starre Inspirationstheorie nicht Fesseln angelegt, die alle freie Bewegung unmöglich machten" (!), „so hätte er seinen Gegnern gegenüber noch ganz andere Siege erringen können, als er errungen hat. In allen seinen Büchern finden sich Goldkörner;" (wie uneigennützig von Herrn W., deren keine aufgelesen zu haben!) „neben barocken" (nicht einmal barocke Gedanken finden sich bei Goeze, denn die würden doch eine gewisse, wenn auch verschrobene, Originalität anzeigen, während ihm jede Originalität abging) „auch tiefe Gedanken, neben gezwungenen auch treffende Auslegungen. Die Schriften von Lessing gegen ihn sind allbekannt und vielbewundert. Wie Viele gibt es aber, die die Goeze'schen Schriften gegen Lessing gelesen? und doch findet man in diesen, wenn sie auch den Lessing'schen an Präcision im Ausdruck, an feinen Wendungen weit nachstehen, einen Schatz

von tüchtigen Gedanken, und sie treffen den Nagel mehr als einmal auf den Kopf".

Herr Wendt sagt: „Selbst bei Claudius blickt in der sonst manches Schöne enthaltenden Disputation des Herrn Lars nur zu deutlich die Abneigung gegen Goeze hindurch. Man begreift diese Abneigung, wenn man das ganze Verhalten des Mannes kennen gelernt hat, nicht blos aus dem was gedruckt vorliegt, sondern auch aus den Ministerial-Acten und aus den Kirchen-Protocollen. Man bekommt da manchmal einen unerquicklichen Eindruck. . . . Er hatte in seinem Wesen etwas Eckiges, Einseitiges, er legte auch wohl auf Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten ein ungebührliches Gewicht, und er liebte manchmal die krummen Wege. In den letzten Jahren war eine gewisse Erbitterung in ihm, und es wurde ihm das Streiten fast zum Bedürfniß. Er ist aber nichtsdestoweniger eine gewaltige Persönlichkeit gewesen, und je näher man ihn kennen lernt, desto größern Respect muß man vor ihm haben." (Eine merkwürdige Logik: Die Ministerial-Acten und Kirchen-Protokolle verstärken den unangenehmen Eindruck, den Goeze's gedruckte Schriften machen, man sieht aus ihnen, daß er auch in amtlicher Beziehung die krummen Wege liebte, und nichtsdestoweniger soll man um so größern Respect vor ihm bekommen, je näher man ihn kennen lernt!) „Daß er nicht blos seine Collegen an Wissen und an theologischer Gelehrsamkeit weit überragte, sondern auch die meisten Theologen seiner Zeit (!), darüber kann man nicht zweifeln, wenn man seine Schriften gründlich gelesen; selbst einsichtsvolle Gegner, und unter diesen vor allen Lessing, haben ihm das Zeugniß gegeben."

Ein eigenthümliches Verhalten das Verhalten dieser neuen Goezeaner gegen Lessing! Was dieser nicht bezeugt hat, wovon er selbst das Gegentheil bezeugt hat, das legen sie ihm unter, dafür berufen sie sich auf ihn als den glaubwürdigsten Mann unter der Sonne; was er dagegen ganz ausdrücklich bezeugt hat, wie daß er es nicht weniger gut, daß er es weit besser als Goeze mit der lutherischen Kirche meine, das leugnen sie ihm ab, das legen sie zu seinem Nachtheile aus.

Herr Wendt sagt weiter: „Auch Claudius' Freund, J. G. Hamann, konnte Goeze nicht leiden, aber darüber täuschte sich der große und tiefblickende Mann nicht, daß er im Streite mit seinen Gegnern und namentlich mit Lessing im Grunde recht habe. In einem Briefe an Jacobi aus dem Jahr 1784 schreibt er: „„Was urtheilen Sie selbst aber von Lessing's Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in dem ganzen Handel über die Fragmente? Hat nicht der Hamb. Oelgötze bei aller seiner Dummheit im Grunde Recht gehabt? Läßt sich wohl mit dem panischen System im Kopf ein christlich Vater-Unser beten? Lag nicht im Eifer des unglücklichen Mannes Feindschaft gegen das Christenthum auf dem Boden? War's die Rolle eines christlichen Philosophen, dessen Maske er brauchte? oder eines Heuchlers und Sophisten, die er spielte?""

Uns wundert, daß Herr Wendt sich nicht zugleich auf die Antwort Jacobi's beruft, welche Hamann'en fast Recht gibt*), nur daß Jacobi Lessing entschieden gegen den Vorwurf der Heuchelei in Schutz nimmt, welchen doch auch Hamann nur in fragender Form ausgesprochen hatte.

Die Urtheile auch der bedeutendsten Zeitgenossen über einander sind oft von der Nachwelt nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen, sie kennzeichnen oft den Urtheilenden mehr und besser, als den Beurtheilten.

Wie verschieden verhielt sich z. B. Goethe zu verschiedenen Zeiten gegen Lavater, mit welcher Liebe und Freundschaft ist er ihm in der Jugend zugethan, mit welchem Widerwillen, ja mit welchem Hasse wendet er sich in den mittleren Lebensjahren von ihm ab, und wie milde und gerecht beurtheilt er ihn wieder im Alter!

Selbst Lessing, sonst so geneigt und fähig, jedem Gerechtigkeit widerfahren, jeden in seiner Art gelten zu lassen, wie urtheilte er über Lavater? „Was macht", schreibt er in einem Briefe vom 2. Januar 1770 an Nicolai, „unser Moses? Ich betaure ihn, daß er von einem Menschen so compromittirt wird, von dem er sich seine Freundschaft nicht hätte sollen erschleichen lassen. Lavater ist ein Schwärmer, als nur einer des

*) F. H. Jacobi's Werke, I, 396 ff.

Tollhauses werth gewesen. Er macht schon kein Geheimniß mehr daraus, daß er Wunder thun kann, zu Folge seiner Meinung, daß die Wundergabe das Kennzeichen eines wahren Christen sei. So gut sich unser Freund von ihm loszuwinden gesucht: so fürchte ich doch, daß der Schwärmer den Philosophen nicht eher als mit der Morgenröthe loslassen wird, wenn er seine wahre Gestalt zu erkennen vermeinet, und bis ihm dieser das Gelenke seiner Hüfte verrenken müssen. Des Segnens wird er ihn sodann erlassen". Selbst Hamann, mit Lavater befreundet und für ihn eingenommen, schreibt an Jacobi den 3. Mai 1786: „Schreib mir doch, ... ob Lavater noch mehr Wunder braucht, um von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre, die er bekennt, überführt zu sein". Demnach ist Lessing's Urtheil nicht unrichtig, und dennoch ist es einseitig. Wer gerecht sein will, wird sich seine ganze Ansicht über Lavater nicht darnach bilden dürfen. Um so mehr geht daraus hervor, welche Art von Christenthum Lessing nicht liebte, und was er in einem andern Briefe mit einem Ausdruck sagen wollte, welchen man benutzt hat, ihm feindselige Gesinnungen gegen dasselbe schuldzugeben. „Aber was ist das für ein neuer Angriff," schreibt er ein Jahr später, den 9. Januar 1771, an Moses Mendelssohn selbst, „der in der Jenaischen Zeitung von Lavatern auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht, und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können".

Entspricht „das abscheulichste Gebäude von Unsinn" nicht „einem Schwärmer, als nur einer des Tollhauses werth gewesen", und mit welchem Rechte durfte und darf man, bei diesem Zusammenhange, Lessing'en jenen Ausdruck in solcher Weise auslegen und zum Vorwurf machen, als es erst neuer-

dings wieder geschehen ist*) und von Herrn Röpe fortgesetzt wird.

Hamann's einzelne Urtheile über Zeitgenossen sind noch mit um so größerer Vorsicht zu benutzen, als er auch im Allgemeinen ein nicht leicht zu entziffernder Schriftsteller ist. In demjenigen, was er für den Druck ausarbeitete, ist er großentheils gekünstelt und schwer verständlich, und in dem sowohl dem Umfange, als dem Werthe nach bedeutendsten Theile seiner Schriften, den Briefen, steht er unter dem Einfluß von Eindrücken, welche, nach seinen eigenen Geständnissen, mit seiner Unmäßigkeit im Genuß geistiger, wie leiblicher Nahrung zusammenhängen.

Er schreibt z. B. an Moses Mendelssohn, den 13. September 1770: „Noch immer wohnt in meinem Busen die Erbsünde der Lesesucht und einer gewissen unbestimmten Lüsternheit nach Dingen, die nicht der Mühe werth, oder die über meinen gegenwärtigen Horizont sind.“ An Herder, den 21. Febr. 1779: „Bei der geringsten Gährung meines Gemüths bekomme ich Appetit, zu essen oder Instinct, zu lesen“. In demselben Briefe spricht er von seinem beständigen Lesen verbunden mit seinem natürlichen Hang zum Essen, Trinken, Schlafen nebst dem ganzen Geschmeiß von blinden und heftigen Leidenschaften in petto.“ An Hartknoch schreibt er den 8. April 1781: „Heute, Gottlob! die 54 Bände des Voltaire zu Ende gebracht, womit ich den 24. Jänner den Anfang gemacht. . . . Vorgestern erhielt ich die 30 ersten Bogen der Kritik der reinen Vernunft. Hatte die Enthaltsamkeit, denselben Tag nichts anzusehen, um mein Pensum im Voltaire bestreiten zu können. Gestern bin ich den ganzen Tag zu Hause geblieben, und nachdem ich mich durch zwei Loth Glauberisches Salz zubereitet, habe ich in einem Zuge alle dreißig Bogen verschluckt“. An Jacobi den 12. August 1782: „Mein ganzes Lesen ist mehr Betäubung als Kultur, erbaut mehr den Sitz des Uebels, als daß es selbigen verstört. So lange ich ein Buch in der Hand habe, genieße ich; lege ich es

*) Vgl. meine Schrift gegen Menzel, S. 39 f. und den Aufsatz: „Gegen die Verdächtigung Lessing's durch Wolfgang Menzel und Genossen“ in Nr. 37 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ von 1860.

weg, bin ich gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut, denn nachdem er sich beschaut hat, geht er von Stund an davon und vergißt, wie er gestaltet war. Kurz ein so hungriger Leser wie mein Magen hat keinen Gaumen eines Kunstrichters, sondern verschlingt und verdaut mehr als er schmeckt und unterscheidet." Den 22. November 1782: „Was am meisten die Oeconomie meiner Kräfte und ihres freien Gebrauches stört, ist wohl ein hypochondrisches Wechselfieber von Uebertreibung und Erschlaffung." Den 14. November 1784: „Außer dergleichen Zerstreuungen (gemachte und empfangene Besuche) . . . ist mein ganzer Kopf, vorzüglich mein Gedächtniß so matt und stumpf, daß ich in buchstäblichem Verstande sine libro stultus bin, und sobald ich ein Buch zumache, kaum mehr weiß, was ich gelesen habe." Den 4. November 1786: „Ich habe Magen und Kopf zu sehr angegriffen. . . . Die Qualität meiner Diät, welche der Arzt mir erlaubte, war schon von der Art, daß Crispus sich kreuzte und segnete. Der außerordentliche Wohlgeschmack hatte mich auch im Maß der Quantität verführt, und meine Leute, welche meine herkulischen Arbeiten gewohnt sind, hatten auch zu wenig Augenmaß und zu viel Nachsicht; aber mein gebücktes Sitzen über den drei Quartanten thaten mir wohl den meisten Abbruch." Den 1. Advent 1787: „Franz (Buchholz) ist so besorgt, daß die Zeit mir lang werde und daß ich der Bücher nicht entbehren könne. Wenn er wüßte, wie mir vor dieser losen Speise ekelt, und daß mir Enthaltsamkeit darin weit nöthiger ist, als im Leiblichen Essen und Trinken". Den 31. März 1788, wenig Monate vor seinem Tode: „Ich lese mit eben dem Hunger und unersättlichen Geschmack, als ich esse. Zufällig kommt mir Sailer's Glückseligkeitslehre in die Hände, und ich habe den ersten Theil beinahe verschlungen".

Welche nachtheilige Wirkung diese Unmäßigkeit im Lesen auf sein Urtheil über das Gelesene habe, erkennt und gesteht er mit derselben Aufrichtigkeit. „Daß ich", schreibt er an Herder (den 2. April 1786) „im Genuß auch leider sehr eilfertig bin, und daß ich die Innigkeit der Dauer vorziehe, ist ein Naturfehler, den ich kaum ablegen werde. Ich will das

Ende von allem sehen, und dann sitze ich bisweilen erschöpft und überladen. An unserm Jacobi in Düsseldorf habe ich mich in diesem Jahre zu Spott und Schanden geschrieben. Mein Kopf leidet von dem Zustande meiner Eingeweide, das fühle und merke ich jetzt gar zu handgreiflich und habe daher Halt gemacht und will mir Zeit lassen, mich zu erheben und zu besinnen" u. s. w. An Jacobi, den 29. April 1787: „Ich habe von neuem bemerkt, wie meine Hitze im Lesen mich in Affekt und Leidenschaft setzt, die mich fortreißen". An denselben, den 17. Februar 1785: „Von Gibbon kann ich Ihnen nicht mehr sagen, als von jedem andern Buche, das ich lese, weil ich nichts behalte und nur so lange ich das Buch vor mir habe seine Güte oder Mängel mehr anschauend schmecke und genieße, als zergliedere".

Hiernach fordert schon die Billigkeit gegen Hamann selbst, seine obendrein meistens nur gelegentlichen, nur in vertraulichen Briefen abgegebenen Urtheile über das, was er gelesen, mit Verstand zu lesen, sie noch mehr als Beiträge zur Kenntniß Hamann's selbst, als der von ihm beurtheilten Schriftsteller zu betrachten, besonders wenn diese in solchem Grade von Hamann verschiedene Köpfe und Charaktere waren, wie Lessing.

Hamann vermochte eigentlich nichts auszudenken, weder sich selbst, noch andere, und daß er ganz richtig verstanden würde, müßte ganz in seinem Sinne ein Dritter ihn zu ergänzen und berichtigen vermögen. Vielleicht würde sich dann zeigen, daß der Kern, welcher bei dem bedeutenden Manne unter mancherlei Hüllen und Hülsen verborgen liegt, in demselben Einklange zwischen Christenthum und Humanismus bestehe, welchen auch Lessing, aber mit mehr Männlichkeit und in offenerem Kampf mit den Extremen und Einseitigkeiten seiner Zeit, zu gewinnen und hervorzurufen strebte; und mehr als ein Streben wird in so großen und schweren Dingen, in denen nur ein oberflächliches Ja- oder Nein-Sagen etwas Leichtes ist, keinem Menschen nachgerühmt werden können.

Sollte man z. B. nicht Aeußerungen im Namen Lessing's ihrem wesentlichen Inhalte nach unterschreiben können wie die folgende bei Hamann, aus dem Jahre 1758, Schriften I, 54 f.?: „Ich will einige allgemeine Anmerkungen über die göttliche

Offenbarung machen, die mir einfallen werden. Gott hat sich geoffenbart den Menschen in der Natur und in seinem Wort. Man hat die Aehnlichkeiten und die Beziehungen dieser beiden Offenbarungen noch nicht so weit auseinandergesetzt und so deutlich erklärt, noch auf diese Harmonie gedrungen, worin eine gesunde Philosophie sich ein weites Feld öffnen könnte. Beide Offenbarungen müssen auf eine gleiche Art in unzähligen Fällen gegen die größten Einwürfe gerettet werden, beide Offenbarungen erklären, unterstützen sich einander und können sich nicht widersprechen, so sehr es auch die Auslegungen thun mögen, die unsre Vernunft darüber macht. Es ist vielmehr der größte Widerspruch und Mißbrauch derselben, wenn sie selbst offenbaren will. Ein Philosoph, welcher der Vernunft zu gefallen das göttliche Wort aus den Augen setzt, ist in dem Fall der Juden, die desto hartnäckiger das neue Testament verwerfen, je fester sie an dem alten zu hangen scheinen. An diesen wird die Prophezeiung erfüllt, daß dasjenige ein Aergerniß und eine Thorheit in ihren Augen ist, was zur Bestätigung und zur Erfüllung ihrer übrigen Einsichten dienen sollte. Die Naturkunde und Geschichte sind die zwei Pfeiler, auf welchen die wahre Religion beruht. Der Unglaube und der Aberglaube gründen sich auf eine seichte Physik und seichte Historie. Die Natur ist so wenig einem blinden Ungefähr oder ewigen Gesetzen unterworfen, als sich alle Begebenheiten durch Charaktere und Staatsgründe auffassen lassen. Ein Newton wird als Naturkundiger von der weisen Allmacht Gottes, ein Geschichtschreiber von der weisen Regierung Gottes gleich stark gerührt werden". I, 122: „2. Joh. Johannes nennt Wahrheit was andere Apostel Evangelium, die Predigt Jesu, den Glauben an ihn u. s. f. nennen. Man sieht hieraus, daß die Wahrheit der Lehre nicht auf Worten, auf Formeln, sondern auf dem Geiste, dem Sinne, dem Begriffe beruht; wenn diese mit Gottes Wort übereinstimmen, so kann man jedem seine Ausdrücke lassen. Liebe selbst hat öfters den Begriff des Glaubens und ist nichts als ein thätiger Glaube, der Odem oder das Leben des Glaubens." II, 17 hebt er hervor: „daß es göttliche Menschen unter den Heiden gab, daß wir die Wolke dieser Zeugen nicht verachten sollen, daß sie der Himmel zu

seinen Boten und Dolmetschern salbte und zu eben dem Berufe unter ihrem Geschlecht einweihte, den die Propheten unter den Juden hatten".

Leider sind die besten Gedanken und Grundsätze Hamann's Keime und Anfänge geblieben; es fehlte ihm an Neigung und Ausdauer, sie zu pflegen, durchzuführen, anzuwenden. „Sobald ich", schreibt er selbst an J. G. Lindner, den 12. October 1759, „meine sokratischen Denkwürdigkeiten erhalte, schicke ich ein Exemplar. Wer sich daran ärgert, thut sich selbst Schaden. Wahrheiten, Grundsätzen, Systemen bin ich nicht gewachsen. Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle. Ein jeder nach seinem Grund und Boden". Sein neuester, nur gar zu ausführlicher, Lebensbeschreiber meint hierzu: „dies sei wol mehr ironisch, als im Ernst gemeint"*). Aber mit Unrecht. Nur hätte Hamann, da er sich dieses Mangels bewußt war, desselben auch stets eingedenk bleiben, oder vielmehr sich desselben mit mehr Selbstzucht und Anstrengung entledigen sollen; denn wie hätte ein solcher Geist je bei Einfällen still stehen, wie sich nicht fortwährend um Wahrheiten, Grundsätze, Systeme, denen er sich nicht gewachsen glaubte, dennoch bemühen sollen?

Dies brachte aber einen Zwiespalt in ihm selbst zuwege, aus welchem der willkürliche und launenhafte Widerspruch, den er Anderen entgegenzusetzen pflegte, so wie der orakelnde Ton entsprangen, worin er seine „Einfälle" und „Brocken" unter allerlei geistreichen Abwechselungen vorbringt und wiederholt; dies dient auch, dasjenige zu erklären und zu bestätigen, was schon Goethe, — schon, weil ihm nicht in dem Grade wie uns der ganze Hamann vorlag — über ihn sagt: „So viel glaubte ich jedoch durchaus zu ersehen, daß er, die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben aufs innigste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Correspondenten, denen er mehr ironisch als herzlich begegnete. Gälte dies auch nur von einzelnen Fällen, so war es für mich doch die Mehrzahl und Ursache, daß ich mich ihm zu nähern niemals Verlangen trug".

---

*) Dr. C. H. Gildemeister, Joh. Georg Hamann's, des Magus' im Norden, Leben und Schriften, 1857, 3 Bände; III, 197.

Hamann sagt in dem Briefe an Jacobi vom 30. April 1787: „. . . Das wirkliche Dasein ist nichts als ein ens rationis. Empfindung und Vernunfterkenntniß beruhen beiderseits auf Verhältnissen der Dinge, ihrer Eigenschaften mit den Werkzeugen unsrer Empfänglichkeit, wie auf den Verhältnissen unsrer Vorstellungen. Es ist reiner Idealismus, Glauben und Empfinden vom Denken abzusondern. Geselligkeit ist das wahre Princip der Vernunft und Sprache, durch welche unsre Empfindungen und Vorstellungen modificirt werden. Diese und jene Philosophie sondert immer Dinge ab, die gar nicht geschieden werden können. Dinge ohne Verhältnisse, Verhältnisse ohne Dinge. Es gibt keine absoluten Geschöpfe, und eben so wenig absolute Gewißheit. Allenthalben stoße ich auf identische Sätze, deren Identität unter neuen Ausdrücken, Gleichungen und Formeln von Dir nicht gemerkt, und daher bald bejaht, bald verneint wird, weil die Begriffe in einer andern Uniform erscheinen. Wenn wir unsern Empfindungen, unsern Vorstellungen glauben, dann hört freilich aller Unterschied auf. Wir können für uns diese Zeugen nicht entbehren, aber niemand durch ihre Uebereinstimmung widerlegen. Da jeder an der Analysis des andern und an der Synthesis seiner eignen Begriffe arbeitet, so ist keine Stetigkeit möglich von beiden Seiten, sondern ein ewiges Drehen und ein unvermeidlicher Wechsel.... Jeder wünscht die Umschaffung der bisherigen Philosophie, arbeitet daran, trägt sein Scherflein dazu bei. Was in Deiner Sprache das Seyn ist, möchte ich lieber das Wort nennen. Moses und Johannes, Christenthum und Judenthum, die Lebendigen und die Todten zu vereinigen — die durch den Thurmbau sich verwildern in gesellschaftlicher Zerstreuung, durch die Taubeneinfalt des Geistes ohne tyrannische Fesseln gleichgesinnt, und aus gemeinschaftlichen Sündern übereinstimmende Brüder des Sinns zu machen".

Aeußerungen dieser Art mögen Goethe besonders vorgeschwebt haben, indem er Hamann's Geistesart in folgender Weise treffend bezeichnet: „Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervor-

gebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich. Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht grade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden, es gibt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von andern verlangte, so trat er mit seinem eignen Stil und mit allem was die andern hervorbringen konnten in Widerstreit" u.s.w.

Mit dem Gesagten und Angeführten hängt nun auch sowohl Hamann's eigenes Verhältniß zur Philosophie, als sein Urtheil über Lessing's Verhältniß zu dieser zusammen.

Es ist ein Unterschied zwischen einem philosophischen Kopf und einem Philosophen. Der letztere wird in dem hervorragenden Sinn geboren, worin Horaz dies vom Dichter sagt. Lessing war nicht Philosoph, aber in hohem Grade philosophischer Kopf und, nach seiner Vielseitigkeit, ein Freund der Philosophie, gleichwie er sich einen Freund der Theologie und keinen Theologen nannte. Wie ihm, was wir schon oben hervorhoben, Theologie und Philosophie nicht gleich der junghegelschen Schule und deren theologischen Gegenfüßlern in einander flossen, so fürchtete er auch nicht gleich Hamann, daß die Philosophie bei richtigem Verständniß der Theologie schaden könne. Er gab sich daher auch mit ganz anderm Muth und Vertrauen der Philosophie und ihrem Studium hin, als dieser, der sich immer auf sie einließ, um immer wieder vor ihr zurückzuscheuen. Hält man dies im Auge, so wird weiter auch aus Aeußerungen Hamann's hervorgehen, mit welchem Unrecht man derjenigen über Lessing's Pantheismus und Spinozismus eine Bedeutung beilege, welche sie im Munde Hamann's nicht haben kann, mit welchem Unrecht man sich ihrer zur Verdächtigung der religiösen und christlichen Gesinnung Lessing's bediene; denn daß religiöse und christliche Gesinnung mit Skepticismus und Zweifel nicht be-

stehen könne, ist eine Ansicht, der niemand mehr als Hamann widerspricht, indem grade da ein Beweis von der Innigkeit der religiösen Gesinnung vorliegt, wo sie trotz und neben Skepticismus und Zweifel besteht. „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben." Der wahre, der edle Skeptiker glaubt, so zu sagen, im Schweiße seines Angesichtes, gleichwie das Philosophiren etwas Leichtes und Bequemes nur für die Anhänger der jedesmaligen Mode darin ist. Sehr richtig sagt daher Hamann, wenn er auch die Anwendung auf Lessing nicht davon zu machen wußte: „Glaube ist nicht jedermanns Ding und auch nicht communicabel wie eine Waare, sondern das Himmelreich und die Hölle in uns. Glauben, daß ein Gott sei, und glauben, daß keiner sei, ist ein identischer Widerspruch. Zwischen Sehn und Glauben ist eben so wenig Zusammenhang als zwischen Ursache und Wirkung, wenn ich das Band der Natur entzwei geschnitten habe." „Skepticismus und Dogmatismus können eben so füglich bei und neben einander stehen, als Erkenntniß und Unwissenheit, Zweifel mit beiden, die *ἀντιθέσεις τῆς ψευδωνύμου γνώσεως* mit der Plerophorie des Urtheils und Willens, das Unkraut mit dem Waizen u. s. w."

Jetzt mögen die so eben angekündigten Aeußerungen Hamann's folgen, welche derjenigen über Lessing's Spinozismus die ihr beigelegte Bedeutung nehmen.

Hamann schreibt den 14. November 1784 an Jacobi: „Ich besitze weder Spinoza, noch Hobbes, die ich beide vor 20 Jahren mit wahrer Andacht gelesen und ihnen mehr zu danken habe als Schaftsbury und Leibnitz, dessen posthuma ich auch nicht alle recht kenne, und nichts als seine Theodicee selbst besitze. Alle metaphysischen Untersuchungen sind mir durch die Kritik der reinen Vernunft jüngst fast so verekelt worden, als ehemals durch Wolfens lateinische Ontologie". Den 1. Christm. 1784: „Die Metaphysik hat ihre Schul- und Hofsprache; beide sind mir verdächtig, und ich bin weder im Stande, sie zu verstehen, noch selbst mich ihrer zu bedienen". Den 16. Jänner 1785: „Ihnen meine Herzensmeinung über Spinoza's Metaphysik und seine incompetente und unbefugte Methode zu sagen, hab' ich keine weitere Mühe nöthig, und dürfte ich alles weiteren Suchens überhoben sein. Die Wahrheit zu sagen, sehe ich den Philosophen mit Mitleiden an, der erst von mir einen Beweis fordert,

daß er einen Körper hat und daß es eine materielle Welt gibt. Ueber dergleichen Wahrheiten und Beweise seine Zeit und Scharfsinn verlieren, ist eben so traurig als lächerlich. Eine Welt ohne Gott ist ein Mensch ohne Kopf, ohne Herz, ohne Eingeweide, ohne Zeugungstheile. Ich hab' es bis zum Ekel und Ueberdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht, und beide nicht wissen, weder was Vernunft, noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntniß der Sünde und Unwissenheit — nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß und sich nicht ergrübeln, noch ererben, noch erwerben läßt". Den 22. Jänner 1785: „Die Kräfte im natürlichen Menschen sind unbekannte Länder für mich, davon ich nichts zu sagen weiß. Mir kommen alle Kräfte unsrer Natur vor gleich den Kriegsknechten im heutigen Evangelio, die kommen und gehen und thun nach dem Wort und Wink des Hauptmanns. ... Ich wünschte Sie so gern aus den Labyrinthen der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangelii versetzen zu können und weiß selbst nicht, wie ich es anfangen soll, das trockne ὄν Ihnen zu verleiden". Den 31. März 1785: „Mit der Ethik (Spinoza's) ... bin ich erst in meiner Unpäßlichkeit fertig geworden, um bloß eine allgemeine Uebersicht des Ganzen zu haben. Ich hoffe, daß mir mein zweiter Cursus, den ich mit den überschickten Principiis (phil. Cartes.) anfangen werde, besser gelingen wird, das Punctum saliens dieses im Grunde fanatischen Pantheismi zu entdecken". Am Pfingstdienstage 1785: „Ich bin mit der Ethik endlich fertig geworden, und die Briefe habe ich auch mehr wie einmal durchgegangen, wie auch das Fragment De intellectus emendatione. Aber mein Gedächtniß ist lauter Löschpapier, und meine Säfte lauter zäher Schleim. Uebrigens habe ich so wenig Geschmack als unser Herder an dem Schulidol dieser ganzen Wissenschaft. Ob es mir je glücken wird, Sie von dem abgeschmackten und leeren Wortkram im Aristoteles, Cartesius und Spinoza zu überführen, wird die Zeit lehren. Hier liegt der Erbschade unsrer Philosophie und Philologie, wie ich reine Vernunft übersetzt habe, ich kann aber mit meinen Begriffen darüber auch nicht ins Reine kommen". An Buchholz, den 19. Juni 1785: „Ich habe diesen ganzen Nachmittag im St. Martin

gelesen; es geht mir aber mit ihm, wie mit dem Spinoza; beide widerstehen meinem Magen, an dem die Schuld vielleicht liegen mag". In einem Briefe an Jacobi vom 23. October 1785 schiebt er die Schuld, warum er mit dem Spinoza nicht aufs Reine kommen könne, wieder auf diesen: „Mir scheint der reine helle Kopf des Kabbalisten und Cartesianers noch eine sehr willkürliche Voraussetzung. Ich will erst mit meinem Mònbobdo (Ancient metaphysicks) fertig sein und dann zum Spinoza wieder zurückkehren. . . . In meinen Augen ist schon Spinoza's Aberglauben an die mathematische Form ein Blendwerk und eine sehr unphilosophische Gaukelei". Den 15. Jänner 1786 schreibt er an Jacobi: „Geben Sie mit diesem Jahr der verpesteten Buhlerin den Scheidebrief, welche Ihnen, Lessing und Mendelssohn Leben und Genuß und Ruhe verkürzt". Den 9. April an denselben: „Von jedem Systematiker müssen Sie eben die Denkungsart erwarten, daß er von seinem System wie ein römisch Katholischer von seiner einzigen Kirche" (und wie Hamann selbst von seiner einzigen lutherischen Kirche) „denkt, und eben das Principium, das in Lessing und Mendelssohn war, scheint auch Kant's πρῶτον ψεῦδος zu sein, wiewohl er, wie ich vermuthe, ohne Heuchelei von der Offenbarung bescheidener redet und selbige mit in sein Interesse zu ziehen scheint". Sich selbst dagegen wirft Hamann in demselben Briefe den Mangel an demjenigen vor, was er bei den Genannten nicht als Vorzug anerkennen will: „Hypochondrische und mikrologische Aengstlichkeit macht mich untüchtig, das Ganze meines Ideales zu fassen und festzuhalten, und jeder Theil drängt sich und will selbst das Ganze sein, daß ich mit der Subordination nicht fertig werden kann. Weder meine Tenne noch Kelter haben Vorrath genug; Materie hängt von Umständen ab und Form von Schäferaugenblicken, die eben so wenig in meiner Gewalt sind". In einem Briefe vom 15. Juni spricht er von einer Veranlassung, „wo ich . . . die Quelle des Spinoza nöthig haben werde besser zu lesen, als es mir bisher möglich gewesen", und erkennt an, daß es ihm „wirklich an Methode und Schule fehle, die eben so nöthig als die Welt sei zu einer gründlichen Mittheilung

und commercio der Gedanken". Den 27. August 1786: „. . . es fehlt mir noch an allem, um mitreden zu können. Ich verstehe noch zu wenig von Spinoza u. s. w." Dann wieder den 1. Mai 1787: „Die erste Definition hat mir des Spinoza Ethik so verekelt, daß ich nicht im Stande bin weiter fortzufahren, und ich kann mir Deinen Geschmack, Deinen aushaltenden Geschmack, und Lessing's seinen, an einem solchen Straßenräuber und Mörder der gesunden Vernunft und Wissenschaft nicht erklären". Dann wieder den 4. März 1788: „Sobald ich auf Spinoza und Hemsterhuis komme, stehen die Ochsen am Berge, weil ich mich seit Jahren quäle diese beiden Quellen zu untersuchen. Hierzu wird bei mir eine besondere Muße und Laune erfordert, die ich unterwegs wohl nicht haben werde, sondern einmal zu Hause erwarten muß. Die euclidische Schale des einen und die platonische des andern ist mir so verdächtig, daß ich meine morschen Zähne nicht an ein paar tauben Nüssen mißbrauchen will, in denen ich statt des Kerns einen Wurm oder vielleicht die reinen Reliquien seiner Excremente vermuthe. Alle Lügensysteme sind natürliche Auswüchse unsrer verdorbenen Grundlagen, die allen Menschen gemein sind. Ein Schlüssel für alle, eine Sonne für den Tag; unzählige für die Nacht. Wer im Tage wandelt, stößt sich nicht. Wir sind berufen zu Kindern des Lichts und nicht der Finsterniß".

Wir führen diese Stellen, welche sich noch durch viele ähnliche vermehren ließen, nicht gegen Hamann, dessen eigentliche Bedeutung davon unabhängig ist, sondern gegen diejenigen an, die sich seiner flüchtigen Aeußerungen gegen wen es sei bedienen und sich sogar nicht scheuen, den Vorwurf der Heuchelei, Unehrlichkeit, Täuschung, bis zu welchem sich Hamann gegen die Lessing, Kant*) u. a. m. übereilt, ihm nachzusprechen. Auch ist die Anführung einer einzelnen Aeußerung ein Unrecht gegen Hamann selbst, wenn deren mehrere vorliegen, welche mit einander streiten und jedenfalls das Schwankende seines Urtheiles bezeugen.

Das ist sowohl in Beziehung auf Kant, als auf Lessing der Fall. Ueber diesen schreibt er z. B. im April 1774 an Herder: „Stehen Sie noch in Verbindung mit Lessing, den Sie, wie

*) Gegen Kant im sechsten Theil seiner Schriften.

ich höre, in Hamburg kennen gelernt haben? Der ehrliche Mann nimmt sich auch der guten Sache an. Ich bin ihm zum ersten mal recht gut dafür geworden". Dies bezieht sich ohne Zweifel auf den Ersten und Zweiten Beytrag zur Gesch. und Litteratur vom Jahre 1773, und darin auf die Aufsätze „Leibnitz von den ewigen Strafen" und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit". Herder antwortet ihm: „Mit Lessing stehe ich in keiner Verbindung. Ich kenne ihn aber als Mann, und was Sie gefreut hat, mich gewiß nicht minder". Hamann an Herder, den 25. November 1778: „Reimarus vom Zweck Jesu... habe ich im Fluge gelesen, wie ich gegenwärtig beinahe mit allem thun muß. Daß es mir an Sympathie für die gegenwärtige Crisis in der Theologie nicht fehlt, bester Gevatter, können Sie sich leicht vorstellen; ich muß aber noch hinter dem Berge halten und will den Parteien nicht gern ins Wort fallen. Auch Ernst und Falk sind Wasser auf meine Mühle... Eben jetzt erhalte ich die drei ersten Stücke von Lessing's Schwächen. Was aus der Gährung herauskommen wird?" An denselben den 21. Februar 1779: „An Lessing's ontologischem Gespräche (Ernst und Falk) habe ich mich nicht satt lesen können; auf seinen Nathan freue ich mich". Den 6. Mai: „Vorige Woche habe ich die zehn ersten Bogen von Nathan gelesen und mich recht daran geweidet". Den 3. August: „Nächst Semler hat mir Moldenhawers Widerlegung (der Fragmente) am besten gefallen. Lessing's Name wird kaum ohne einen Flecken bleiben. Wie steht es mit der Fortsetzung von Ernst und Falk? Keine Hoffnung?" Den 25. März 1780: „... die Fortsetzung von Ernst und Falk, die ich noch den Abend copirt und mit dem innigsten Dank und der gewissenhaftesten Verbindlichkeit gegen Sie und den Verfasser zurückliefere. Habe ich recht verstanden, so scheint der Verfasser seine Erlaubniß auch auf mich ausgedehnt zu haben oder wenigstens zu wissen, daß ich darnach neugierig gewesen. Ich habe viel Licht über das mir unbekannte Schema erhalten, aber nicht so viel Glauben am Kern und verstehe nichts von Falks Enthusiasmus und Geschmack daran oder Sinn desselben". Den 11. Juni 1780: „Heute vor acht Tagen erhielt ich zum zweiten male die Erziehung des Menschen-

geschlechts. Im Grunde der alte Sauerteig unsrer Modephilosophie; Vorurtheil gegen Judenthum — Unwissenheit des wahren Reformationsgeistes. Mehr Wendung als Kraft". Den 28. März 1785: „Was sagen Sie aber zu Lessing's theologischem Nachlaß? Es ist Schade um einige Stücke, daß sie nicht ganz sind. Manches ist wohl nicht der Rede werth. Ich hatte mich eben an dem Parasiten und Compilator H......l übel und weh gelesen, fand daher desto mehr Mark, Kraft und Saft an einem Manne, der selbst gedacht, und dem es ein Ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen. Unterdessen ist es doch sonderbar, daß der Genius unseres seculi spornstreichs sich in das Papstthum wieder stürzt, besonders dadurch, daß man dem Volke die Bibel durch alle mögliche Sophistereien zu verleiden und aus den Händen zu spielen sucht". Den 31. März an Jacobi: „Lessings theologischer Nachlaß hat meine meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich habe ihn dreimal hinter einander gelesen. Schade um die verlorenen Anmerkungen zum Kanzeldialog und um so manches unvollendete Bruchstück. Unterdessen fehlt es nicht an Spuren, daß das Resultat seiner Untersuchung des Christenthums demselben eben nicht günstig gewesen sein muß. Daher auch manche Krittelei und Sophisterei". Den 16. September an Herder: „Ich habe ein Jahr lang über Spinoza's Sittenlehre gebrütet, ohne um ein Haar weiter gekommen zu sein. Mendelssohn und seine Freunde sind über den Verdacht des Atheismus sehr aufgebracht gewesen, ungeachtet ich denselben für einen bloßen Atticismus oder Dialect der reinen Vernunft halte und dafür erklärt habe*). Lessing soll auch zum Spinozismus, Einem und Allem, seine Zuflucht genommen haben, als der letzten Theorie seines Christenthums". An andern Stellen hält er auch gegen Lessing, so wie gegen andere, mit dem Vorwurf des „Atheismus" nicht zurück.

Nach allem was wir nun von ihm angeführt wird man ermessen können, welches Ansehen einzelnen auf Uebereilung, Vorurtheil und Zufall beruhenden Aussprüchen Hamann's über Philosophen und philosophische Schriftsteller, namentlich auch

*) Hamann's Schriften VII, 53.

über Lessing, beizulegen. Herder, der Hamann schätzte und ihn besser als irgend ein Anderer kennen konnte, ließ sich in seiner Anerkennung Lessing's auch nicht durch ihn irren, wovon u. a. das Denkmal, welches er Lessing nach dessen Tode setzte, das beste Zeugniß ablegt*); und dieses Denkmal ward von Hamann wieder als „ein Meisterstück" gepriesen**)! und „ist jemand im Stande, Lessing's Stelle zu ersetzen, so sind Sie es"; schreibt er an Herder; „ich meine, gegen jene hypokritischen Heuschrecken, die sich für Riesen von den Kindern Enak's halten und possunt quia videntur***)".

Wie Hamann selbst über seine gedruckten, wie vertrauten Urtheile dachte, davon zeugen viele seiner Aussprüche. Wir führen folgende zwei an. In einem Briefe an Jacobi vom 22. April 1787: „Ich las gestern früh im Bette die hierophantischen Briefe, die am schändlichsten unter allen meinen Briefen abgedruckt sind; vorige Woche eben so zufällig die Einfälle und Zweifel. Ich verstehe mich selbst nicht und begreife nicht, wie es möglich ist, diese Misthaufen — Aber den Samen von allem was ich im Sinn habe, finde ich allenthalben. Mein fester Vorsatz und Wunsch ist anders zu schreiben; ruhiger und deutlicher — Aber die altera natura läßt sich mit keiner furca austreiben". In einem andern Briefe an denselben, vom 22. Juli 1785, wünscht er — wenigstens paßt was er dort andeutet, ganz auf ihn selbst — auch anders zu lesen: „Die wenigsten Schriftsteller verstehen sich selbst, und ein rechter Leser muß nicht nur seinen Autor verstehen, sondern auch übersehen können, welches bei der jetzigen Lese- und Schreibesucht beinahe unmöglich, so unmöglich ist, wie den Reichen in das Himmelreich zu kommen, und dem Kameel der Durchgang eines Nadelöhrs".

Wer sich noch in Kürze von der ganzen Stärke des Vorurtheils überzeugen will, von welchem Hamann sich gegen die Philosophie beherrschen lassen konnte, der lese sein zunächst gegen Mendelssohn gerichtetes „Golgatha und Scheblimini",

*) Herder's sämmtl. W. W. Zur Philosophie u. Gesch. XV, 137—165.
**) Hamann's Schriften VI, 229.
***) VI, 251.

und den „Fliegenden Brief an Niemand den Kundbaren“ im siebenten Theil seiner Schriften, worin er den Philosophen in der ausgelassensten Weise und vermeintlich im Namen des Christenthums den Fehdehandschuh hinwirft. Aus denselben wird man aber auch ersehen, daß der Vorwurf der Heuchelei, Sophisterei, Unehrlichkeit u. s. w., welchen er in seinen Briefen einzelnen Philosophen und folgerichtigen Denkern macht, aus seinen falschen und sonderbaren Vorstellungen von der Sache hervorging und dadurch viel von dem Persönlichen und Gehässigen verliert, was er sonst haben würde.

Hamann sagt wiederholt: „seine ganze Autorschaft habe nichts als ein evangelisches Lutherthum in petto“, er bezeichnet es als „Zweck seiner kleinen Schriftstellerei, das verkannte Christenthum und Lutherthum zu erneuern und die demselben entgegengesetzten Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, und dem Drachen von Babel einige Küglein von Pech, Fett und Haar unter einander gekocht in den Rachen zu werfen“. Die Mißverständnisse hatte er sich nun wol zum Theil selbst zusammengesetzt, aber mit seinem evangelischen Lutherthum war es ihm allerdings voller und heiliger Ernst, aus diesem entsprang sowohl sein Haß gegen das Papstthum, als sein geistvoll inniges Verhältniß zur Bibel, und beide mögen die eigentlichen und hauptsächlichen Gründe, die er sich nur nicht klar machte, gewesen sein, warum er in dem Streite über die Fragmente an der freien Stellung Anstoß nahm, welche Lessing mitten zwischen lutherischer und katholischer Kirche, zwischen Bibel und Tradition einnahm, oder warum er sich in einigem Betracht auf die Seite „des dummen Hamburger Oelgötzen“ neigte. Aufrichtige Frömmigkeit ist derjenige Zug in Hamann's Charakter, über welchen man am wenigsten bei ihm in Zweifel sein kann. „Gott“, sagt er, „hat mich zum bibelfesten Mann gemacht“. So rührend als geistreich ist es und findet durch sein ganzes Leben Bestätigung, was er in einem Briefe an Jacobi vom 6. Januar 1785 äußert: „Was Homer den alten Sophisten war, sind für mich die heiligen Bücher gewesen, aus deren Quelle ich bis zum Mißbrauche vielleicht mich überrauscht, *εὐκαίρως, ἀκαίρως*. Noch bis diesen heutigen Tag, wo ich stumpf, kalt und lau geworden bin, lese ich niemals ohne die

innigste Rührung das 38ste Kapitel des Jeremias und seine Rettung aus der tiefen Grube vermittelst zerrissener und vertragener alter Lumpen. Mein Aberglaube an diese Reliquien ist im Grunde herzlicher Dank für die Dienste, welche mir diese Bücher gethan und noch thun, trotz aller Kritik, die von der Bühne und nicht aus dem Loch der Gruben raisonnirt"*).

Was aber sowohl Hamann, als Claudius — der letztere offenbarte gleich nach Lessing's Tode die Unzulänglichkeit seines Urtheils über diesen**) — an einem vollen Ueberblick über's Christenthum, an einer ganzen Erkenntniß desselben hinderte, so daß sie sich in Lessing's freiere Stellung dazu nicht finden konnten, war, daß die Auffassung und Betrachtung des Christenthums nach seiner erbaulichen Seite bei ihnen durchaus vorherrschte. Warum selbst Hamann sich hierüber nicht erheben konnte, ist in dem Vorhergehenden nachgewiesen.

---

*) Vgl. Schriften, I, 395.

**) Daß Claudius Lessing's Tod abwartete, bis er sein Endurtheil über ihn abgab, gibt diesem etwas Verletzendes, wie wenn er, auf Veranlassung des Streites zwischen Mendelssohn und Lavater über Lessing's Spinozismus, sagt: „Und ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei, aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein credo nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch". Dies sagt theils sehr wenig (daß er Lessing's Kopf hoch halte) theils etwas Schiefes (daß er Lessing's credo nicht annehmen könne) da L. kein credo aufgestellt hat. Daß Claudius Lessing's wahrer Freund gewesen sei und habe gewesen sein können, muß man, obgleich er sich bei Lessing's Leben nur freundschaftlich über und gegen ihn äußerte, sehr bezweifeln, wenn man u. a. noch bei ihm liest: „Es ist wahr, Ein Ding, das ihm (Lessing) im Gespräch (mit Jacobi) entfährt, hat mich für ihn sehr verdrossen; auch glaube ich, mit Herrn Mendelssohn, daß der Vortheil im Raisonnement auf Jacobi's Seite" (von welcher allein ein Bericht darüber vorhanden ist) „falle. Sonst aber vermisse ich, im Gespräch, in ihm Lessingen und die trefflichen Blitze, die man an ihm gewohnt ist, keineswegs, daß er also von dieser Seite gewonnen hat; und von Seiten der Religion hatte er bei mir nichts zu verlieren". Und nun folgen Bemerkungen über Lessing's Parabel, welche Herr Röpe hätte benutzen können, um zu beweisen, daß Claudius „später" auf Goeze's Seite gestanden haben würde.

F. Fortsetzung des Streites zwischen Lessing und Goeze.

Nach der Unterbrechung in der vorhergehenden Abtheilung dieses Abschnittes kehren wir zu dem Streite zwischen Goeze und Lessing, und zur Darstellung desselben durch Röpe zurück. Um diese zu widerlegen, konnten wir nicht umhin, Angriff, Abwehr und Gegenangriff in einander zu verflechten, und glauben nun keines Wortes zur Vertheidigung und Rechtfertigung des Tones mehr zu bedürfen, in welchem Lessing Goeze'n antwortete. Denn wir haben den letztern als einen Mann kennen gelernt, dem entweder gar nicht oder nur in diesem Tone zu antworten war. Hiervon abgesehen konnte aber Lessing'en auch kein passenderer Gegner zu Theil werden.

Goeze genoß, wie Klotz, nur länger als dieser, eines großen, wenn auch nicht beneidenswerthen, Rufes, hatte als Parteimann, der nichts scheute, wie ähnliche Leute auch heute, seinen Anhang und war ein um so furchtbarerer Streiter, je roher, schamloser und giftiger seine Kampfweise war. Daß an einem solchen Manne einmal unerbittliche gerechte Vergeltung geübt, gute literarische Sitte und die Würde der Wissenschaft gerächt würde, mußte schon an und für sich für verdienstlich gelten.

Ferner war Goeze ein Orthodoxer solcher Art, daß in seiner Bekämpfung nichts von allem dem verletzt werden, noch sich verletzt fühlen konnte, was die Orthodoxie in Lessing's Augen ehrwürdig und schonenswerth machte. Lessing konnte in Goeze „das abscheulichste Gebäude von Unsinn“ bekämpfen, ohne in den Augen anderer, als derer, die sich selbst zu diesem Gebäude bekennen oder es nicht erkennen, jener Achtung gegen Religion und Christenthum, die er immer an den Tag gelegt, und ohne der Mäßigung, womit er sich stets zu den kirchlichen Parteien verhalten hatte, untreu zu werden. Es war ihm daher, nach dem Erscheinen und der Abfassung des Schreibens an Schumann, des Testaments Johannis und der Duplik auch gar nicht, wie Herr Röpe es darzustellen liebt, unangenehm, sich durch Goeze zur Fortsetzung des durch die Herausgabe der Fragmente einmal hervorgerufenen Streites veranlaßt zu sehen.

Den 3. Januar 1778 schreibt er an Eschenburg, „daß er wieder einige Hoffnung habe, seine Frau dasmal wohl noch zu behalten“, und setzt hinzu: „Wie ruhig ich dadurch geworden, mögen Sie auch daraus abnehmen, daß ich schon wieder an meine theologischen Scharmützel zu denken anfange; in deren Rücksicht ich Sie recht sehr bitte, mir sobald als möglich die bewußte schwarze Zeitung nochmals mitzutheilen“. An denselben, den 7. Januar: „Ich danke Ihnen für die Abschrift des Goezischen Aufsatzes. Diese Materien sind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können“. Am 14. Jan., nachdem seine Frau Tages vorher beerdigt worden: „Ein guter Vorrath Laudanum litterarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen“. An seinen Bruder Karl, den 25. Februar: „Daß meine Duplik nach Deinem Sinn gewesen, ist mir sehr lieb. Besonders freue ich mich, daß Du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängst, welches mir alle andern theatralischen Arbeiten so schal und wäßrig macht. Nächster Tage sollst Du auch eine Schrift wider Götzen erhalten, gegen den ich mich schlechterdings in die Positur gesetzt habe, daß er mir als einem Unchristen nicht ankommen kann“. An J. A. H. Reimarus, den 6. April: „Ich habe es mit ihm (Mascho) schon vorläufig in beiliegender Schnurre (dem ersten Anti-Goeze) zu thun; deren eigentlicher Gegenstand aber immer noch Goeze ist. Und so eine Schnurre soll Goeze unfehlbar jederzeit haben, so oft er in seinen freywilligen Beiträgen eine Sottise wider mich und meinen Ungenannten sagt. Dazu bin ich fest entschlossen und sollte aus dem Anti-Goeze eine förmliche Wochenschrift werden, so langweilig und unnütze, als nur jemals eine in Hamburg geschrieben worden. Meine Axiomata haben Sie doch nun auch gelesen? Gleichwohl will ich sie nebst der Duplik und den beiden fliegenden Blättern, die vorhergegangen, noch mit beilegen, damit Sie wenigstens alles haben, was in dieser Katzbalgerei gedruckt worden“.

So schrieb Lessing, bevor Goeze's „Etwas Vorläufiges u. s. w.“ erschienen war. Wir sehen nicht, wie sich an diesen und ähnlichen brieflichen Aeußerungen, durch welche Herr Röpe Lessing's Charakter und Handlungsweise zu verdächtigen sucht,

Anstoß nehmen lasse. Uns scheint Lessing darin Goeze'n nur zu nehmen, wie dieser es nicht anders verdiente. Einem Goeze auch für einen Unchristen zu gelten, durfte Lessing in Spott und Ernst für wünschenswerth erklären.

Ganz besondern Anstoß nimmt Herr Röpe an den Worten Lessing's in dem Briefe an seinen Bruder Karl vom 16. März 1778: „Deine Neugierde wenigstens wird es mir verdanken, daß ich Dir hierbei eine doppelte Antwort gegen Götzen schicke. Es soll mir lieb sein, wenn auch diese Deinen Beifall hat. Und ich denke, sie wird ihn einigermaßen haben, wenn Du bedenkst, daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht alles was ich *γυμναστικως* schreibe auch *δογματικως* schreiben würde". Welches Unrecht Lessing's aus diesen Worten gefolgert werden könne, ist uns ganz unbegreiflich.

Er war in der Weise, welche die Leser kennen gelernt, von Goeze angegriffen worden. Also verstand sichs, wie bei jedem Streite von selbst, daß der Angegriffene seine Waffen nach dem Gegner und der Art des Angriffs einrichten mußte. Diesen abzuschlagen oder *γυμναστικως* d. h., nach Herrn Röpe's Erklärung, „disputirend", gegen ihn zu schreiben, war seine nächste ihm durch den Gegner selbst auferlegte Aufgabe, und Lessing will es bei seinem Bruder entschuldigen, wenn dieser in der „doppelten Antwort gegen Götzen" nicht mehr *δογματικως* oder, nach Röpe „lehrend" Geschriebenes antreffe; daran, will Lessing sagen, sei die Armseligkeit des Gegners schuld, mit dem er es nun einmal zu thun habe.

Herr Röpe behauptet zwar: „So hat Lessing früher nie gekämpft, und ich fordere Jedweden auf, aus seinen Privatbriefen während früherer Streitigkeiten ähnliche Aeußerungen vorzubringen". Aber wie hat Herr Röpe, um dieses sagen zu können, Lessing's Worte zuvor auslegen müssen? So wie folgt: „Er gesteht also dem Bruder offen ein, daß es ihm zunächst nicht um Wahrheit zu thun ist, sondern nur darum, Recht zu behalten; daß er Gründe anführe, die er selbst nicht für gültig halte".

So hat Lessing gewiß nie gekämpft, wie hier unser Goezeaner, und niemand wird weder in seinen Briefen, noch

in seinen Schriften eine Aeußerung aufzufinden vermögen, worin er so, wie dieser ihm, irgend einem Menschen die Worte im Munde verdreht hätte. Zudem liegt ja die doppelte Antwort gegen Goeze, welche Lessing seinem Bruder schickte, der ganzen Welt vor. Hätte Lessing wirklich in dem Briefe gesagt, was Röpe hineinlegt, und die Antwort bestätigte dies nicht, was hätte der Brief zu bedeuten?

Aber in Einem müssen oder wollen wir wenigstens dem Herrn Röpe hier dennoch beipflichten; nicht darin, daß es Lessing gegen Goeze nicht zunächst um Wahrheit zu thun gewesen sei: um die war es ihm zunächst und zuletzt zu thun, wenn er sie auch nicht wie Goeze schwarz auf weiß besaß; auch darin nicht, daß es ihm nur darum zu thun gewesen sei, Recht zu behalten; sondern darin, daß es ihm hierum mit zu thun war. Gegen einen Goeze auch „persönlich Recht zu behalten" (Röpe, S. 212), hatte Lessing sich allerdings in den Kopf gesetzt, weil er wußte, gegen ihn Recht zu haben. Das Gleiche hatte er sich einst auch, und mit dem nämlichen Rechte, gegen Klotz vorgenommen, und hierfür können wir, Herrn Röpe zu befriedigen, aus Lessing's Briefen „ähnliche Aeußerungen vorbringen". „Da ich mich nun einmal mit Klotz abgegeben habe," schreibt er, den 7. Januar 1769, an Kästner, „so muß ich ihn schon völlig zu Boden bringen"; und an Heyne, den 20. November 1770: „Ob mich der Widerspruch, womit Sie mich beehrt haben, beleidigen könne?... Mag doch von uns beiden Recht haben, wer da will, wenn nur Klotz nicht Recht hat".

Noch andere briefliche Aeußerungen Lessing's, die sich auf Klotz beziehen, lassen sich hier sogleich anreihen, da sie auch fast ganz auf Goeze passen. Lessing schreibt an Nicolai, den 28. September 1768: „Ich halte übrigens jetzt von seinem (Klotz'ens) Charakter noch weit weniger, als von seiner Gelehrsamkeit. Sie haben doch wohl die neuesten Stücke des Correspondenten gelesen? Er beschwert sich darin über Anzüglichkeiten, die ich ihm soll gesagt haben? Darf der Mann sich über Anzüglichkeiten beschweren, der in seiner Zeitung und Bibliothek die Leute brandmarkt?" An denselben, den 21. Oct.: „. . . Hernach wollte ich, daß man in einer Recension an-



merkte, daß ein Mann wie Klotz, der die Schriftsteller nicht verspottet, sondern brandmarkt und die infamirendsten Personalitäten von ihnen in die Welt schreibt, alles Recht verloren hat, sich über die Anzüglichkeit des Stils, den man gegen ihn braucht, zu beschweren. Dieser Stil hat anzüglich sein sollen, und muß es sein, wenn man die Welt wegen eines solchen Windbeutels" (Statt „Windbeutels" müßte für Goeze eine andere zutreffende Bezeichnung gewählt werden, die aber schwerlich vortheilhafter ausfallen würde) „desabusiren will". An Reiske schreibt er den 12. Februar 1769: „endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben sie, ob er sie aber fühlen wird, das kömmt auf seinen dicken Schädel an". Daß sich dieser bei Klotz doch noch nicht so dick wie bei Goeze erwies, haben wir schon früher bemerklich gemacht. —

„Goeze hat", bemerkt Herr Röpe S. 191, „vier Broschüren gegen Lessing geschrieben. Auf die Parabel, die Bitte und das Absagungsschreiben . . . antwortet er . . . durch seine erste Schrift: Etwas Vorläufiges. . . . Das Vorläufige enthält acht Aufsätze, die beiden ersten sind ein Abdruck der zwei in den freywilligen Beiträgen erschienenen Recensionen . . . die sechs andern betreffen Lessing's fernere Streitschriften und die Gegenschriften von Lüderwald, Schumann, Mascho &c.; dazu kommt auch schon eine Entgegnung auf die Parabel und das Absagungsschreiben."

Diese Angaben über den Inhalt der ersten Goeze'schen Schrift sind, wie unsre Leser sich auch erinnern werden, ungenau. Der Gegenschriften von Lüderwald, Mascho geschieht in der Schrift „Etwas Vorläufiges u. s. w." so wenig Erwähnung, als sie eine „Antwort" oder „Entgegnung" auf die Parabel u. s. w. enthält, da Goeze ausdrücklich darin erklärte, diese erst nach dem Feste lesen zu wollen. Erst in den drei folgenden Broschüren Goeze's, mit fortlaufender Seitenzahl, dem ersten, zweiten, dritten Stück von „Leßings Schwächen gezeigt von Johan Melchior Goezen" kommen Lüderwald's und Mascho's Schriften, so wie die Entgegnungen auf die Parabel u. s. w., endlich auf die Axiomata vor. Die Vorrede des „Etwas Vor-



läufigen u. s. w." ist, wie auch Herr Röpe nicht verschweigt, vom 7. April 1778; ehe noch das erste Stück von Lessings Schwächen erscheint, hat dieser schon den siebenten Anti-Goeze geschrieben, und noch vor dem Erscheinen des zweiten sind bereits alle eilf Anti-Goezen in der Welt, Ende Juni oder Anfangs Juli 1778. Auf das zweite und dritte Stück erfolgten, sobald sie erschienen waren, auf jenes die „nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze", auf dieses deren „erste Folge".

Warum wirft aber Herr Röpe den Inhalt der ersten Schrift Goeze's gegen Lessing und der späteren durch einander? Hat Lessing sich etwa zu seinen Antworten darauf zu viel Zeit genommen? Hatte er nicht das Recht und die Pflicht, sich gegen die einzelnen Beschuldigungen und Angriffe in Goeze's erster Schrift, so weit es die Sache verlangte, zu vertheidigen?

Herr Röpe sagt, S. 223: „Zu einem eigentlichen Abschluß des Streites ist es gar nicht gekommen. Lessing muß das Unziemliche seiner anonymen Antigoezes doch endlich eingesehen haben. Auf die stets wiederholte Frage Goeze's, welche Religion er unter der christlichen verstehe, und welche er selbst glaube, antwortet er endlich" (nämlich noch im Juli 1778) „in einer mit seinem Namen bezeichneten Schrift: Nöthige Antwort auf eine höchst unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze".

Herr Röpe tritt auch mit diesen Worten in die Fußstapfen seines Goeze, der Lessing damit aufziehen und ärgern zu können meinte, daß er ihm die sich von selbst verstehende Verfasserschaft der Anti-Goezen, weil Lessing ihnen seinen Namen nicht vorgesetzt hatte, abspricht. „Alle diese Gründe", so schließt Goeze in der vom 14. August 1778 gegebenen „Vorerinnerung" des dritten Stücks von „Leßings Schwächen" diese Eingebungen seiner Rachsucht, „zusammengenommen haben den Herrn Lic. Wittenberg bewogen, den Herrn Leßing in seinem an ihm gerichteten Sendschreiben, die Anti-Goezen schlechterdings abzusprechen und in diesem Falle seine Ehre zu retten. Allein dieses wird ihm wenig helfen; und er wird die Schmach davon bey der gegenwärtigen und bey der Nachwelt tragen müssen, so lange bis er öffentlich erklärt, daß er nicht der Verfasser dieser Schmähkarten ist, und bis er den wahren Verfasser nennet.



Denn der Verdacht, daß ihm derselbe bekant seyn müsse, hat Gründe der höchsten Wahrscheinlichkeit. Der Herr Lic. Wittenberg spricht ihm nur die Anti-Goezen ab; ich füge noch die Parabel, die kleine Bitte und das Absagungsschreiben bey. In Absicht auf den Bogen: über den Beweis des Geistes und der Kraft, und auf die Axiomata, bin ich noch zweifelhaft. Indessen aber bin ich doch völlig berechtiget, ihn so lange als den Verfasser aller gegen mich in dieser Streitigkeit an das Licht gestelleten Schriften anzusehen, bis er sich selbst öffentlich davon lossaget, und alsdenn bin ich bereit, ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die er nach den Gesetzen von mir verlangen kan".

Es versteht sich, daß Lessing auf dergleichen in seinem „tückischen Schweigen" verharrte; was soll man aber von einem Manne sagen, der, weil er in der Hauptsache nichts als abgestandene Redensarten vorbringen konnte, seine Stärke in solchen boshaften Albernheiten suchen mußte? Lessing schrieb alles Genannte, so wie das Testament Johannis und die Duplik, als Herausgeber der Fragmente und Verfasser der Gegensätze in den „Beyträgen zur Gesch. u. Litteratur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel", auf deren Titelblatt „von Gotthold Ephraim Lessing" steht; und außer in Beziehung auf die zum Theil in die Gegensätze aufgenommene „Erziehung des Menschengeschlechts" tritt er überall auf das offenste als dieser Lessing auf. Und doch ging der ehrwürdige Goeze des Herrn Röpe auf den schlechten Witz „eines, wie Lessing den Lic. Wittenberg nennt, „verdorbenen Advocaten" ein, und doch folgt Herr Röpe hierin dem Beispiele seines Helden, obgleich er über das von Goeze benutzte „Sendschreiben" Wittenberg's auf einer frühern Seite (209) gesagt hatte: „. . . der Licentiat Wittenberg, nach Ziegra's Tode Redacteur der freywilligen Beiträge . . . entgegnet ihm (Lessing) durch ein Sendschreiben der schärfsten Art, Anti-Lessing betitelt, in welchem er ihn als einen Ausbreiter verderblicher Schmähschriften wider die Religion auf die bestehenden Reichsgesetze verweist, welche dergleichen Verbrechen mit Strafen belegen. In (An) dieser Schrift des beleidigten Advocaten sieht man

recht, welch ein Unterschied ist zwischen einem Mann, der persönliche Kränkungen bitter retorquirt, und einem Goeze, der für die Wahrheit des Glaubens streitet. Allerdings macht Wittenberg's Anti-Lessing einen fast eben so peinlichen und widerwärtigen Eindruck, wie — der achte Anti-Goeze, gegen den er gerichtet ist."

Könnte Herr Röpe Goeze'n dieses Lob wol ertheilt haben, wenn er seinen Lesern die von uns angeführten Worte Goeze's nicht vorenthalten hätte, in welchen dieser mit Wittenberg gemeinsame Sache macht? Herr Röpe muß es in der That für unmöglich gehalten haben, daß noch jemand nach ihm Goeze's Schriften lesen, wenigstens daß jemand sie zu Ende lesen würde; und er lobte sie vielleicht auch um von ihrem Lesen abzuschrecken.

Aus welchem Grunde er den Titel des Sendschreibens Wittenberg's falsch angibt, wissen wir nicht anzugeben. Einen „Anti-Lessing", auf welchen Lessing im Eilften Anti-Goeze Bezug nimmt, schrieb Behn, das Schreiben Wittenberg's dagegen hat den Titel: „Albrecht Wittenbergs, beyder Rechte Licenciaten, Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing", 1778, mit den Worten, deren sich auch Goeze gegen Lessing bediente, als Motto: Qui quae vult dicit quae non vult audiet.

Auf Herrn Röpe hat dasselbe „einen fast", also doch noch nicht ganz, „eben so peinlichen und widerwärtigen Eindruck" gemacht, als der achte Anti-Goeze von Lessing. Sollte ihm bei diesem vielleicht das Gewissen geschlagen haben? Denn grade der achte Anti-Goeze enthält die treffendste und gerechteste Kritik und Schilderung des ganzen polemischen Verfahrens Goeze's gegen Lessing, so daß wir unsre Leser grade in dieser Beziehung auf ihn verweisen können. Sie werden auch Herrn Röpe darin gekennzeichnet finden, auf den vollkommen paßt, was Lessing zum Pferde des Reichspostreiters, dessen Redacteur derselbe Wittenberg war, sagt: „. . . mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satyre ist. Wenn dein Reiter . . . sagt, daß eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir: das, das ist Satyre. Das ist eben so platte Satyre, als wenn er dich einen Pegasus

nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkest". Da Wittenberg noch so tief unter Goeze stand, daß dieser ihn gebrauchte, verleumderisches Geklatsch gegen Lessing vorzubringen, welches sogar er auf seinen Namen zu übernehmen sich schämte, so konnte Lessing den „gedungenen Zungendrescher" nicht passender behandeln, als es im achten Anti-Goeze geschehen ist.

An der Stelle, S. 223 f., wo wir ihn zuletzt unterbrachen, fährt Herr Röpe fort: „Man traue seinen Augen kaum, wenn man diese nöthige Antwort lese. „„Endlich"", beginne Lessing dieses seltsame Schriftstück, „„endlich scheinet der Herr Hauptpastor Goeze nach so langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen. Wenigstens äußert er nun, Lessings Schwächen, Zweytes Stück, S. 66, daß er auf den Punkt, über welchen er mit mir streite — Ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre? — sich sofort weiter gehörig einlassen wolle, sobald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe"".

Man traut seinen Augen vollkommen, wenn man liest, daß Herr Röpe beim Lesen des Lessing'schen Schriftstückes seinen Augen nicht traue. Seltsam erscheint es ihm nämlich, daß Goeze dies „nun erst" geäußert haben solle. „Goeze hatte ja", sagt er, „in jeder Schrift vom ersten Vorläufigen an zu wiederholten Malen diese Frage aufgestellt."

Aber hier irrt Herr Röpe in seiner gewohnten Weise. Von Goeze rührte diese Frage überhaupt gar nicht her, sondern sie gehörte zu den von Lessing γυμναστικῶς aufgestellten Sätzen und ist schon in den, der Einleitung zu den Gegensätzen angehörigen, Axiomen enthalten. Auch bestätigt Goeze selbst vollkommen, was seinem heutigen Stellvertreter „seltsam" erscheint. Er sagt nämlich an der Stelle, auf welche Lessing sich hier bezieht und welche Herr Röpe nicht mittheilt, Folgendes: „Ich komme nunmehr auf die Axiomata. Ich weis es, daß Herr Leßing und seine Anhänger es mir zum Vorwurfe machen, daß

ich solche nicht gleich beantwortet habe, und daß sie schon prahlen, daß ich solche wohl würde unbeantwortet lassen müssen."

Die Axiomata waren, wie dem Leser bekannt, sämmtlichen Anti-Goezen vorausgegangen, sie betrafen die Hauptpunkte des Streites, auf diese gesteht also Goeze selbst nicht nur bis jetzt noch nicht eingegangen zu sein, sondern, wie wir sogleich hören werden, auch jetzt noch nicht eingehen zu wollen. Das „Prahlen" ist daher, so wie das Schimpfen noch immer nur bei ihm zu Hause, und es gehört zu seinen Klopffechtergewohnheiten oder Fechterstreichen, beides dem Gegner zur Last zu legen.

Lessing hatte in dem achten Anti-Goeze mit vollem Rechte gesagt: Seit seinem ersten Kartel „hat Goeze nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Kartel wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen?"

Schon diese paar Worte enthalten die vollkommenste Rechtfertigung des Tones oder der Art und Weise, worin Lessing gegen Goeze auftrat. Hören wir nun, unter was für frecher Prahlerei dieser seine Ohnmacht, der an ihn gestellten Aufforderung zu entsprechen, verbirgt.

„Ich habe diese Vorwürfe", fährt er fort, „und diese Prahlereyen bisher keiner Aufmerksamkeit gewürdiget, denn ich bin berechtiget, den Weg, welchen ich zu gehen rathsam finde, mir selbst vorzuzeichnen, ohne mir darin von andern etwas vorschreiben zu lassen. Indessen ist es nun Zeit, mich darüber zu erklären. Meine Erklärung ist diese: Ich werde mich nicht eher in die Beantwortung der Hauptsache der Axiomen einlassen, bis Herr Leßing die gerechte Forderung erfüllet hat, die ich in dem Vorläufigen, S. 50, an ihn gethan habe, bis er mir sein volständiges Glaubensbekäntnis vorlegt, bis ich weis, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heyden streite. Die Frage, über welche ich mit Herr Leßing streite, ist diese: Kan die christ-

liche Religion bestehen, wenn auch die Bibel völlig verlohren gienge, wenn sie schon längst verlohren gegangen wäre, wenn sie niemahls gewesen wäre? Herr Leßing sagt ja! ich sage nein! Herr Leßing hat in seinen Gegensätzen, welche er dem fünften Fragmente" (den fünf Fragmenten) „beygefüget hat, Gründe für seine Meinung angeführet. Ich habe solche in dem ersten Abschnitte des Vorläufigen beantwortet. Er glaubt meine Antwort in seinen Axiomen völlig widerlegt zu haben. Nun gestehe ich, daß die Ordnung an mir sey, mich zu erklären, ob mir diese Widerlegung ein Genüge geleistet habe oder ob ich solche verwerfe. Allein hier erfordert die Natur der Sache, daß ich, ehe ich mich mit ihm darüber weiter einlasse, erst die bestimmteste Erklärung von ihm fordere, was für eine Religion er durch das Wort christliche Religion verstehe? und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennet, und deren so großer Freund und Vertheidiger zu seyn, er sich rühmet. Denn es kan ihm nicht unbekant seyn, daß schon manche Naturalisten sich eben dieses Blendwerkes bedienet und von dem Christenthum, für dessen Vertheidiger sie sich ausgaben, großes Aufheben gemacht haben, da es doch hernach darauf hinausgelaufen, daß sie nichts anders als den Naturalismus darunter verstanden haben. Und wer ist uns Bürge, daß Herr Leßing nicht eben diese Masque gebrauche, und wenn wir ein langes und breites disputirt haben, zuletzt mich auslachen und sagen werde: ich rede von der Religion, welche nicht durch Thatsachen, nicht mit historischen Beweisen, sondern allein aus den Eigenschaften und Willen Gottes, und aus ihrer innern Wahrheit bewiesen werden kan. Diese Religion kan bestehen, wenn auch die Bibel verlohren gienge. Der Sieg ist also auf meiner Seite. Ich kenne keine andere Religion, als diese. Und da mich nichts verbindet, eine andere Sprache als die meinige zu reden, so muß es mir frey stehen, ob ich diese Religion die natürliche oder die christliche oder die lutherische nennen wil. . . . Ich bin versichert, daß Herr Leßing, wenn er voraus hätte sehen können, daß diese Controvers diesen Lauf nehmen würde, sich sehr gehütet haben würde, sich so frühzeitig zu verrathen und die wahren Gedanken

seines Herzens zu offenbaren. Er würde sich vielmehr seiner nachher gebrauchten Künste bedienet und seine Erklärung in Gleichnisse und Bilder, welche mehr als eine Seite haben, verhüllet und dafür gesorgt haben, daß ihm noch immer eine Zuflucht übrig bleiben mögte. Allein dieses Hülfsimttel ist nun zu späte, und diese Erklärung ist hinlänglich, mich zu rechtfertigen, wenn ich solche, bey der fernern Fortsetzung der Streitfrage mit ihm, zum Grunde legte. Ich habe aber meine sehr gegründete Ursachen," (Goeze's bekannte Ausflucht) „warum ich, ehe ich auf dieser Bahn einen Schrit mit ihm weiter gehe, von ihm selbst eine völlig runde, und von aller Zweydeutigkeit entfernte Erklärung, über die Fragen: was für eine Religion er durch die christliche Religion verstehe; und was für eine Religion er selbst als die wahre erkenne und annehme? fordere. Denn daß bey der Religion, die ich als die christliche bekenne und predige, die Bibel schlechterdings unentbehrlich sey, das kan ich beweisen, aber nicht, daß solches auch von der Religion gelte, welche Herr Leßing die christliche nennet, und welche die seinige ist. Hier kan er gar leicht den Sieg behaupten. Allein alsdenn entstehet wieder die Frage: ist diese Religion die wahre christliche Religion? Auf diese komt es vornehmlich an. Und wie ist es möglich, diese Frage zu untersuchen und zu entscheiden, so lange Herr Leßing hier einer deutlichen und bestimten Erklärung ausweicht, und wenn er sich hier als ein ehrlicher Man erklären sol, den Lesern lauter blaue Dünste in die Augen bläset. Im übrigen hat er so wenig als seine Anhänger Grund und Ursach auf die Axiomen zu pochen und solche als ein unübersteigliches Bolwerk anzusehen. Ich fürchte mich vor demselben so wenig, als vor einem Maulwurfshaufen. Es beruhet auf einem völlig sandigen Grunde, und wenn dieser weggeräumet ist, so muß alles übrige hinterher fallen. . . . Bis dahin also, daß Herr Leßing uns diese mit Recht geforderte Erklärung seiner Religion, oder der Religion, die er mit dem Nahmen der christlichen belegt, und für deren Gegner er durchaus nicht angesehen seyn wil, aber mit eigentlichen bestimten Worten, ohne Sophismen, Equivocen, ohne blendende und betriegende Gleichnisse, vorlegt, setze ich meine [illegible]

wort auf die Hauptsache der Axiomen mit Recht aus. Indessen aber kan ich ohne Nachtheil dieser Erklärung, doch dem Hauptzwecke dieser Blätter gemäs, fortfahren, die Schwächen zu zeigen, welche Herr Leßing" (sich) „in denselben zu Schulden kommen lassen."

Die „Antwort auf die Hauptsache der Axiomen" ist Goeze schuldig geblieben, dagegen fährt er in dem was ihm die Hauptsache war, im Lästern u. s. w. so fort, daß, wenn die Vorwürfe, welche er der Streitweise Lessing's macht, gegründet wären, er sich dieselbe zum Muster genommen hätte. Endlich schließt er das zweite Stück mit der Wiederholung: „Für dieses mahl keinen Schrit weiter, bis Herr Leßing erst die oben geforderte Erklärung gegeben haben wird. Gibt er sie, so wird solches unserm Streite erst die rechte Richtung geben. Bleibt er sie schuldig, so werden verständige Leser selbst wissen, was sie daraus schließen sollen."

Man sieht aus allem, daß Goeze von Anfang bis zu Ende des Streites weder von der Bedeutung der Sache, über die er, noch von der des Mannes, mit dem er stritt, eine Ahnung hatte. Lessing's Begriff vom Christenthum umfaßte dieses nach seiner ganzen Tiefe und Ausdehnung und fand die wunderbaren von der Geschichte in Geheimniß gehüllten Anfänge desselben erklärt und bestätigt in seinen offenbaren Wirkungen. Lessing war als Christ zugleich so freisinnig und so erhaltend, daß er den Standpunkt des Fragmentisten u. a. mit den Worten in den Gegensätzen, welche wir schon einmal anführten, bestreitet: „es sei billig und recht, daß bei Bestreitung des Christenthums alle Secten für Einen Mann zu stehen angenommen würden, und eigentlich nichts wider das Christenthum für gültig zu halten, als worauf keine von allen diesen Secten antworten könne".

Wie sticht hiergegen Goeze's enger Gesichtskreis ab, wie ärmlich erscheint bei ihm diejenige Theologie, zu welcher er sich zu bekennen glaubt, und durch welche er sich zu seinem Eifern gegen jedes andere als sein vermeintlich lutherisches Bekenntniß berechtigt hält! Es ist schwer in seinen Schriften etwas zu finden, was auch nur Spuren eines ihm von seinen neuesten Lobrednern nachgesagten theologischen, und nun gar speculativen

theologischen Systems zeigte. Oder würde sich Herr Röpe auf Stellen in der von ihm für die bedeutendste Schrift Goeze's erklärten „guten Sache des wahren Religions-Eifers u. s. w." berufen, so wollen wir auch deren zur Ergänzung seiner „Rettung" mittheilen.

Goeze „wil" hier (S. 74 f.) „über die seltsame und widersprechende Einbildung von der Unmöglichkeit einer gleichförmigen Vorstellung bey allen Menschen von den geoffenbarten Glaubenslehren einige algemeine Anmerkungen machen. Hat dieselbe Grund, so ist die ganze Offenbarung Gottes im Reiche der Natur und der Gnade vergeblich, denn diese hat keinen andern Zweck, als die Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Gottseligkeit zu bringen, das ist, ihnen allen eine gleichförmige Vorstellung von den zur Seligkeit zu wißen nöthigen Wahrheiten einzuflößen. . . . Hat dieselbe Grund, so ist es unbegreiflich, wie Leute, welche dieselbe behaupten, Lehrer, und zwar Lehrer der Gottesgelahrtheit seyn können. Was ist dabey ihr Zweck? Kein anderer, als durch ihre mündliche und schriftliche Unterweisung ihren Zuhörern eben die Vorstellungen von den Religionswahrheiten beyzubringen, welche sie selbst davon haben, und welche sie für die wahren halten. Kan etwas ungereimter seyn, als zu einem Zwecke zu arbeiten, den man selbst für unmöglich erklärt? Ist es unmöglich, daß mehrere von theoretischen Wahrheiten übereinstimmende oder eben dieselben Vorstellungen haben können, so ist es auch von practischen Wahrheiten unmöglich. Liegt diese Unmöglichkeit in der wesentlichen Einrichtung der menschlichen Sele; so muß dieselbe sowol bey der Sittenlehre als bey der Glaubenslehre stat finden. Wohlan, so lasse man denn die Leute von der Mäßigkeit, von der Keuschheit, von der Gerechtigkeit gegen das Eigenthum des andern, von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, kurz, von allen Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft denken wie sie wollen, und wie es die Anlage ihrer Vorstellungskraft, und die Bestimmung derselben durch ihre Situation mit sich bringet, und sie alsdenn diesen Vorstellungen gemäs handeln. Die Folgen davon werden sich bald zeigen, alles wird zu Grunde gehen. Ich glaube, daß diese wenigen Anmerkungen hinlänglich sind, die Ungereimtheit dieser zur Gunst

der Indifferentisterey erfundenen neuen Hypothese in ihrem ganzen Lichte darzustellen". S. 84 ff.: „Ja, sagt man, die heutigen Eiferer gehen über die Schranken, sie treiben die Sache zu weit, sie eifern nicht sowohl für die Wahrheit, als für die symbolischen Bücher, Compendien und Systeme, sie machen den Eifer für die Religion zum Deckmantel ihrer Affecten, sie gebrauchen denselben zum Mittel, Ehre, Ansehen und zeitliche Vortheile zu erjagen, sie greifen die Personen an und verletzen die Liebe, die man den Irrenden schuldig ist. O mögten doch alle, welche diese Sprache führen, sich selbst im Spiegel betrachten; so würden sie ihr eignes Bild erblicken! . . . Haben denn diese Herren schon bewiesen, daß unsre symbolischen Bücher, daß unsre theologischen Lehrbücher Irthümer in sich faßen? . . . Sind denn die Verfaßer der Journale und gelehrten Zeitungen, als welche die vornehmsten Bestreiter des Religions-Eifers sind, sind denn diejenigen, die mit ihnen zu gleichem Zwecke arbeiten, lauter heilige Engel? Haben sie keine Affecten? Zeigen sich solche nicht in ihren Aufsätzen und Recensionen? Und da wir in solchen Zeiten leben, in welchen die Stimme: Lasset den Heiligen in Israel aufhören bey uns! beynahe algemein geworden ist, in welchen man die heilsame Lehre nicht leiden wil, sondern sich selbst Lehrer auf ladet, nach welchen uns die Ohren jükken; so ist die Vertheidigung der alten Wahrheit und der Widerspruch gegen die neuen, oder vielmehr aufgewärmten Lügen, Fabeln und Irthümer, gewis kein Mittel, Ehre, Ansehen und zeitliche Vortheile zu erjagen, und der Augenschein lehret, daß die Verführer sich gegenwärtig auf ihrem Wege weit beßer befinden, als die Verfechter der Wahrheit. . . . Doch ich muß noch ein ernstlicheres Wort mit denen sprechen, welche die Lehrer der Kirche, die sich der Wahrheit annehmen, mit solchen Vorwürfen belästigen. Ich erkläre solche, wenn sie so algemein dahin geschrieben werden, für boshafte Verleumdungen u. s. w." S. 112 ff.: „Der vornehmste Kunstgrif der Gegner . . . bestehet darin, daß sie uns einen Zweck und Gebrauch unsrer Bekentnis-Bücher andichten, welcher, wenn er Grund hätte, allerdings höchst verwerflich seyn würde, der aber den Vorstehern und Lehrern unsrer Kirche nie in die Gedanken gekommen und also eine offenbare Calumnie ist. Sie sagen: Man

mache dieselben zum Grunde und zur Norm unsers Glaubens, man bürde dieselben den protestantischen Christen widerrechtlich als ein eisernes Joch, wider ihre Ueberzeugung auf, das ist, man gebrauche äußerliche Gewalt, um Leute zu nöthigen, gegen ihre Ueberzeugung Lehrsätze, welche sie nicht dafür erkenneten, als wahr und göttlich anzunehmen, und sich mit dem Widerspruche ihres Gewissens zu denselben zu bekennen. Kan nach so vielen deutlichen Erklärungen, als unsere Theologi über diese Sache gegeben, nach so vielen gründlichen Abfertigungen, als sie dieser Verleumdung entgegengesetzet haben, etwas ungerechteres und boshafteres seyn, als die beständige Wiederholung derselben? . . . Die Gegner machen sich kein Bedenken, der ganzen Kirche, bey Abfaßung ihrer Bekentnis-Bücher Zwecke und Absichten aufzubürden, welche die ungerechtesten, die unverantwortlichsten seyn würden, die man nur immer erdenken könte. Was kan von der evangelisch-lutherischen Kirche mehr verlanget werden, als daß sie ihre Bekentnis-Bücher schlechterdings den Schriften der Propheten und Apostel unterwirft, und einem jeden die Freiheit gestattet, solche nach denselben zu prüfen, und dieselben, wenn er sie nach seiner Uebereinstimmung damit einstimmig findet, anzunehmen, oder wenn er das Gegentheil davon zu sehen glaubt, solche zu verwerfen. In welchem letzten Falle er aber auch nicht das geringste Recht hat, sich für ein Mitglied dieser Kirche auszugeben und an den bürgerlichen und äußerlichen Vortheilen, welche die Vorsehung derselben gegeben hat, Anspruch zu machen, am wenigsten aber verlangen kan, für einen Lehrer derselben angenommen und gehalten zu werden, indem dieselbe gar nicht schuldig ist, Schlangen und Feinde in ihrem Busen zu hegen u. s. w." S. 99: „Wie muß der wahre Religionseifer aber bewiesen werden? Nicht durch fleischliche Heftigkeit, nicht durch Poltern, Schmähen, und Verdammen der Personen, nicht durch heimliche und offenbare Verfolgungen, nicht durch Gewissenszwang, nicht durch Aufwiegelung der Obrigkeit, die Verführer um ihrer Irthümer willen zu bestrafen, und sie durch bürgerliche Zwangsmittel zum Widerrufe zu nöthigen; ob es gleich allezeit recht bleibt, daß die Obrigkeit ihre Autorität anwendet, die Ausbreitung der Irthümer



und die Zerrüttung der kirchlichen Verfassungen zu hindern, und die Verführer, wenn sie als offenbare Lästerer dessen erscheinen, was sie selbst und die Kirche, zu welcher sie sich bekennet, für heilig halten, nach Maasgebung der Gesetze zu bestrafen" u. s. w. —

In dem Briefe an Elise Reimarus vom 9. August 1778 sagt Lessing: „Es freut mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens" (der „nöthigen Antwort u. s. w.") „so gut verstehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe, so habe ich gewonnen u. s. w."

Herr Röpe macht, S. 189, zu diesen Worten Lessing's die Bemerkung: „Wie stimmet das zu der von uns S. 142 angeführten Stelle Lessing's über die Pflicht, ohne Rückhalt anzuerkennen, was man für Wahrheit hält. War er nun nicht selbst wie jene „„Kuppler der Wahrheit"" geworden? Wie konnte Lessing so sehr sein besseres Selbst, seine alten bisher so treu bewahrten Grundsätze verleugnen?"

Herr Röpe weiß eben alles zu seinem oder, was einerlei ist, zu Goeze's Vortheil zu verwenden. Auf die Worte Lessing's, welche er hier gegen diesen gebraucht, hatte er sich an der genannten Stelle seiner Schrift berufen, wo Lessing sich's gefallen lassen mußte, „auf den ersten Blick gesehen zu haben", „daß Goeze ein ganzer Mann" oder ein „solcher Mann" gewesen sei, wie Lessing die Männer „haben wollte". Dazu hatte er die Worte Lessing's in dessen Schrift nicht über Goeze, sondern über den Berengarius angeführt: „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern, . . . aber das weiß ich ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht, zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren". Hieran hatte Herr Röpe die Behauptung geknüpft: „Solch eine innere Wahrhaftigkeit in allen Streitigkeiten, die Goeze geführt, hat ihm niemand abgesprochen; haben ja selbst seine erbittertsten Gegner Cranz und Schwarz sie ihm zuge-

standen. Wie hätte Lessing sie nicht erkennen sollen! Und er war der Mann es zu würdigen! Denn, fügt er bedeutungsvoll hinzu, („„Und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unsrer Gewalt. Wer die nicht erwerben oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will,)*) der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. . . . Wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres, als einen solchen Kuppler der Wahrheit.""

Anklagen wie diese, daß Lessing nun selbst „ein solcher Kuppler der Wahrheit geworden", werden nun zwar auf die Leser keinen andern als einen nur dem Ankläger ungünstigen Eindruck mehr machen. Lessing's Worte in dem Briefe an Elise Reimarus aber legt er mit Unrecht zu Goeze's Gunsten aus. Einem Manne wie wir diesen kennen gelernt haben und bis ans Ende kennen lernen werden, Evolutiones vormachen zu wollen, deren er sich gewiß nicht versehe, und dies in einem Briefe zu äußern, ist ganz in der Ordnung. Verredet hatte sich Goeze ganz gewiß einmal, indem er von Lessing zu wissen verlangte, was dieser unter der christlichen Religion verstehe. Er hatte zwar zugleich zu wissen verlangt, was Lessing von der christlichen Religion glaube, er „hatte", wie Herr Röpe weise anmerkt, „vorsichtig genug beides gefragt", aber auf die letztere Frage wollte Lessing nicht eingehen, denn es war eine Inquisitorfrage, zu welcher sich Goeze durch die ihm von seinem Retter nachgesprocheue Verleumdung berechtigt glaubte, daß Lessing ein Feind und Leugner der christlichen Wahrheit sei. Auf die Frage des Verleumders eingehen hätte geheißen diesem Macht über sich und der Frage Berechtigung zugestehen. Und welches Glaubensbekenntniß würde einem Menschen genügt haben, dessen eigner Glaube, wie wir kaum wieder von ihm angeführt haben,

*) Die eingeklammerten Worte fehlen bei R., obgleich ohne sie die darauf folgenden sowohl sachlich als sprachlich unverständlich sind.

etwas ganz Aeußerliches war, welches er unter den Schutz und die Ueberwachung der Polizei und Obrigkeit stellte.

Auf Lessing's „nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastors Goeze" „hatte nun", behauptet Herr Röpe, S. 224, „Goeze leicht antworten. Im dritten Stück von „„Lessings Schwächen"" gibt er diese Antwort so klar, so unwiderleglich, daß ich nicht zweifle, wenn ich die ganze Schrift hier könnte abdrucken lassen, ich hätte alle Leser derselben für den vielgeschmähten Verfasser gewonnen."

Nun, so hätte ja Herr Röpe keine bessere Rechtfertigung seiner Rettung Goeze's gehabt, als dieser jenes dritte nur etwas über zwei Druckbogen große Stück anzuhängen! Den Raum dafür würde er reichlich gewonnen haben, wenn er uns mit den vielen Wiederholungen verschont hätte, an welchen er fast denselben Ueberfluß hat wie sein Vorbild. Mit einer solchen fährt er auch hier fort: „In der Vorrede spricht er noch einmal sein oft bezeugtes Befremden aus, wie der sonst so scharfsinnige, so witzige, so ernsthafte und bescheidene Verfasser des Laokoon, der antiquarischen Briefe und der Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, so tief hätte sinken können, als er in jenen Antigoezes gesunken sei; diese habe er anonym herausgegeben, er, der sonst so muthige und seiner gerechten Sache so viel zutrauende Verfasser, der in allen seinen frühern Streitigkeiten seinen Schriften stets seinen Namen vorgesetzt habe."

Wir wollen uns auf diese Röpe'sche Wiederholung zwar nicht auch wiederholen, aber dennoch den Anfang der „Vorerinnerung" zum dritten Stück, auf welchen Herr Röpe sich hier bezieht, bis zu der schon oben daraus mitgetheilten Stelle hersetzen, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß Herr Röpe auch hier entstelle, indem er etwas als Ernst und Biedersinn bei Goeze darstellt, was bei diesem zu den Chikanen gehörte, womit er den Hauptsachen aus dem Wege ging.

„Der Herr Hofrath Leßing", beginnt Goeze, „hat mich auf die von ihm verlangte Erklärung über die Frage: was für eine Religion er durch das Wort: christliche Religion verstehe? nicht lange warten lassen. Er hat diese Antwort in einem Bogen unter dem Titel: Gotth. Ephraim

Lessings nöthige Antw. auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg Wolfenbüttel, 1778, ertheilt. Ich erwartete diese Antwort in einem Stücke der Anti-Goezen. Allein es hat Herrn Leßing gefallen, solche in einer besondern Schrift, welcher er seinen Nahmen vorgesetzet hat, zu geben. Diese plötzliche Veränderung machte mich stutzig und führte mich auf Gedanken, welche mir zwar vorher schon öfters eingefallen sind, die mir aber allezeit zu unwahrscheinlich geschienen haben, als daß ich es hätte wagen können, solche dem Publico vorzulegen. Nun aber gewinnen sie eine andere Gestalt."

Welche Ausrede das wieder ist! Die Anti-Goezen hatten Lessing zur Abwehr der elendesten persönlichen Angriffe seines Gegners gedient. Sobald dieser Aussicht gab, endlich auf die Sache selbst eingehen zu wollen, wie passend und taktvoll war es da nicht von Lessing, sofort mit dem Ton, zu dem ihn jener bisher genöthigt hatte, auch die gegen die Person desselben gerichtete Aufschrift seiner Entgegnungen aufzugeben. „Ich sollte vielleicht", schließt er diese „nöthige Antw.", „noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen und zugleich den besondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer jetzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers noch Gelegenheit geben; besonders wenn es dem Herrn Hauptpastor gefallen sollte, sie von unsrer übrigen Katzbalgerei abzusondern und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln. Ihm dazu um so mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will."

Aber auf einen solchen Vorschlag einzugehen, dazu war Goeze weder aufgelegt, noch im Stande. „Höchstwahrscheinlich", so fährt der bloße Händelsucher fort, „haben alle bisherige Leser der bisher erschienenen nahmlosen Blätter, Herrn Leßing, welcher in denselben durch und durch zu reden scheint, für den Verfasser derselben gehalten, und nur diejenigen könten hier eine Ausnahme machen, denen er im Vertrauen andere Nachrichten mit-

getheilt hätte. Ich selbst habe, wie aus meinen Aufsätzen erhellet, gleichfals in dieser Meynung gestanden. Indessen werden die Leser sich erinnern, daß ich an mehr als einem Orte meine äußerste Befremdung bezeugt habe, wie es möglich seyn könne, daß der sonst so scharfsinnige, so witzige, so ernsthafte und bescheidene Verfasser des Laokoon, der antiquarischen Briefe und der Abhandlung: wie die Alten den Tod abgebildet haben, so tief hätte sinken können, als er in diesen Blättern gesunken ist? wie es möglich seyn können, daß aus Lessings Kopfe und Feder solche Trugschlüsse, solcher falscher Witz, solche Widersprüche, solche ungeschickte und lächerliche Bilder und Gleichnisse, solche ungereimte Wendungen, solche niederträchtige und pöbelhafte Ausdrücke, kurz aller der Wust habe fließen können, welcher auf allen Seiten dieser Blätter den Lesern in die Augen fält?"

Alles dies paßt vollkommen auf Goeze's Blätter, nur daß bei ihm sich niemand über dergleichen wundern konnte.

„Ja ich habe immer gezweifelt, ob er der Verfasser des Bogens: über den Beweis des Geistes und der Kraft, imgleichen des Testaments Johannis, seyn könte, da sonderlich das letzte das ganze Verhalten des Verfassers der Parabel, des Absagungsschreibens, und der Anti-Goezen verdammet. Ich habe ihn mehr als einmal, aber allezeit vergeblich aufgefordert, sich darüber zu erklären. Es ist mir unbegreiflich gewesen, daß der sonst so muthige und seiner gerechten Sache in seinen vorigen Streitigkeiten so viel zutrauende Leßing, der seinen Streitschriften allezeit seinen Nahmen und den Nahmen des Verlegers vorgesetzet hat, sich dergestalt vergessen könte, daß er diesen Blättern, welche alle innern Eigenschaften der Pasquille haben, auch noch die äuserlichen Kenzeichen derselben, die Verleugnung seines und des Verlegers Nahmens, geben könte. Freylich würde er den Vortheil davon haben können, daß er, wenn er darüber gerichtlich belanget wäre, allezeit hätte sagen können: beweiset, daß ich der Verfasser bin; und solches würde seinen Gegnern nach juristischer Art allezeit schwer gefallen seyn. Allein wer solte es einem Leßing

zutrauen, daß er vermögend wäre, auf eine solche Art zu Werke zu gehen?"

Wer unsrer Darstellung bis hierher gefolgt ist, wird wohl mit uns in die Bewunderung Lessing's einstimmen, der sich nie von Goeze reizen und verleiten ließ, die Sache aus den Augen zu verlieren und die Abwehr und Erwiederung persönlicher Angriffe weiter zu treiben, als jene es nothwendig machte und rechtfertigte.

Nach dem zuletzt Angeführten folgt die schon früher benutzte Stelle, in welcher Goeze sich den Lic. Wittenberg zugesellt, worauf es weiter heißt: „Der neueste Bogen, dessen Aufschrift ich vorhero angeführet habe, bestätiget die Meynung, daß es sehr unwahrscheinlich sey, daß Herr Leßing der Verfasser der Parabel, der kleinen Bitte, des Absagungsschreibens und der Anti-Goezen sey: denn gleich in den ersten Zeilen desselben bezeuget er seinen Abscheu an einem so langen ärgerlichen Aufheben, welches nur bey den schlechtesten Klopffechtern im Gebrauche sey, welches ich aber, da er mir solches schuld giebt, für eine Calumnie erkläre. . . . Alle vernünftige Leser, auch seine noch übrigen wenigen parthеyischen Freunde, erkennen und gestehen, daß in diesen Blättern das ärgerliche Aufheben, welches nur bey den schlechtesten Klopffechtern im Gebrauche ist, so hoch getrieben werde, als es jemahls ein Weislinger und Bandel getrieben haben. Die ganze Parabel bestehet aus lauter Luftstreichen. Die kleine Bitte sucht die Leser mit elenden Bildern und Gleichnissen zu verwirren, und im Grunde sagt sie nichts. Das Absagungsschreiben ist eine Nachahmung der Ausforderungen eines Goliaths 1 Sam. 17. Der Verfasser derselben wil für einen recht warmen Freund der Lutherischen Kirche angesehen seyn, S. 24." (X, 126) „und der Verfasser des Bogens: über den Beweis des Geistes und der Kraft erklärt sich: daß sich seine Vernunft gegen den Satz streube: daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey, also gegen den Hauptsatz der Lehre, der in der Lutherischen Kirche getrieben wird, S. 11" (X, 40). „Kan ein gröberer Widerspruch gedacht werden? und was ist, wenn beyde Schriften aus einer Feder geflossen sind,

die Freundschaftsversicherung gegen die Lutherische Kirche? der niedrigste Klopffechterstreich, der nur gedacht werden kan".

Auf den Vorwurf, den Goeze und sein Nachfolger an jene Worte in dem Schreiben an Schumann knüpfen, kommen beide beständig zurück. Lessing hat Goeze'n mit Recht nie darauf geantwortet, weil der Zusammenhang, worin jene Worte bei ihm stehen und zu verstehen sind, und welchen wir (S. 257 ff. dieser Schrift) nachgewiesen, jedem denkenden Leser klar sein mußte.

„Was findet man auf allen Seiten der Anti-Goezen? Nichts als die ekelhaftesten Klopffechterkünste und Harlekinaden, welche den Zweck haben, mich von der Klinge zu entfernen und mich zu verleiten, daß ich die Hauptsache aus den Augen verlieren sol. . . . Was ist es anders als ein boshafter Klopffechterstreich, wenn er S. 3 des 3ten A. G." (X, 172) „mich beschuldiget, daß ich die Ehre und das Vergnügen hätte, den Herren Basedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfassern der algemeinen Bibliothek und seiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen und solches deswegen, weil sie nicht gerade dasjenige glaubten, was ich glaubte. Der Verfasser bleibt so lange der unverschämteste Lügner, bis er mir diese Verläumdung erweiset, bis er mir in meinen Schriften die Seite zeigt, wo sie stehet, und wo ich des Herrn Tellers Nahmen genant habe."

Was Goeze eine Verleumdung nennt, das stand auf allen Seiten seiner Schriften, und kam nicht auch Teller's Name hier in der von Lessing gebrauchten Verbindung mit vor, so war das bloßer Zufall.

„. . . Und was ist das ganze achte Stück" (der achte Anti-Goeze)? „Doch gegen dieses hat der Verfasser einen Gegner" (Wittenberg) „gefunden, den er gegen sich gereizet zu haben, gewis nunmehr sehr bedauern wird. Ich sage es noch einmal: ist es möglich, daß Herr Leßing, der sich das Ansehen geben wil, daß er an solchem Aufheben, welches nur bey der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch sey, einen so großen Abscheu habe, der Verfasser dieser Blätter seyn könne? . . . Doch der nahmenlose Verfasser mag seyn wer er wolle; so ist er ein boshafter Verläumder, dafür erkennen und erklären ihn alle diejenigen, die nicht gleiche Gesinnung mit ihm haben,

und dagegen wird ihm die Protestation 2 A. G. S. 15:" (X, 170) „daß er zwar ein ungesitteter, aber kein unmoralischer, Gegner sey, wenig zu statten kommen. Wahrlich! die Moral der Kannibalen ist weit gesunder, als die Moral dieses Menschen".

Daß Herr Röpe auch diese Ausfälle aus Goeze's letzter Gegenschrift in seiner „Rettung" desselben nicht mittheilen konnte, ist klar, wenn er seine so oft wiederholte Behauptung von Goeze's Art zu streiten in Vergleich mit Lessing's Art nicht selbst Lügen strafen wollte.

„Nur noch eine Anmerkung zur Vorerinnerung. Es ist mir bekant geworden, daß Verschiedene es mir verdacht haben, daß ich nicht lieber die Widerlegung der Fragmente selbst vor mich genommen, als daß ich mich mit Herrn L. abgegeben hätte. Zu meiner Rechtfertigung gebe ich denen, die also urtheilen, folgendes zu bedenken. Die Erfahrung lehret, daß bereits verschiedne Widerlegungen des Fragments, in welchem die Auferstehungsgeschichte des Erlösers bestritten wird, an das Licht getreten sind, daß aber die Herren Verfaßer derselben sich mit allem Fleiße gehütet haben, der Gegensätze des Herrn L. auch nur auf die entfernteste Art zu gedenken oder über das Unternehmen desselben, da er diese Schandschriften durch den Druck gemein gemacht, ein Urtheil zu fällen. Man konte sich die gegründetste Hofnung machen, daß noch mehrere Vertheidiger der Wahrheit unsrer allerheiligsten Religion gegen diese Angriffe auftreten würden; man muste aber besorgen, daß sie in die Fusstapfen ihrer Vorgänger treten, und es mit aller Sorgfalt vermeiden würden, den Herausgeber dieser Früchte der Finsternis und der Bosheit gegen sich zu reizen. Dieses würde Herrn L. gar außerordentlich stolz gemacht und ihn gereizet haben, sein Triumphslied aus dem höchsten Tone anzustimmen. Und mich reizte diese Betrachtung, es im Vertrauen auf Gott und auf die Gerechtigkeit der Sache, die ich vor mir habe, getrost zu wagen, mich diesem Goliath gerade entgegenzustellen. Dieser Entschlus hat mich bis hieher nicht gereuet, und er wird mich auch ewig nicht gereuen. Ich konte es an den Fingern abzählen, wie Herr Leßing mir begegnen würde; und er hat meine Erwartung noch übertroffen. Indessen hat keiner von seinen

Klopffechterstreichen mich getroffen, und seine Schmähungen sind mir Ehre. ... Luther leitete seine Verbindlichkeit, für die evangelische Wahrheit zu kämpfen, vornehmlich aus seinem Doctoreyde her. Er trat den Leviathan zwischen seine großen Zähne, bekante Jesum frey, und lies ihn walten. Zu solchen Beweisen eines Heldenglaubens werden wir itzt nicht aufgefordert. Bahrdt, Leßing und andre Feinde der heiligen Schrift sind keine Leviathans und die Auswürfe ihres elenden Witzes sind keine große Zähne des Leviathans."

Da Goeze in seinen Streitschriften sich immer gleich bleibt, nicht vom Flecke kommt, nur seine Gemeinplätze und Schimpfreden ewig wiederholt, so ist es ganz einerlei, wo man bei ihm anfängt oder aufhört. Ehe wir daher zum dritten Stück zurückkehren, wollen wir noch Einiges in Bezug auf das erste und zweite Stück von „Leßings Schwächen" aus denselben nachtragen, nachdem Herr Röpe diese Vollständigkeit leider nöthig gemacht hat.

Dieser sagt, S. 204: „In der Vorrede zum letzten Fragment: Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger ... hatte er (Lessing) Goeze namentlich hart angegriffen. ... Darauf erwiedert Goeze: „„Für die Ehre, die Herr Leßing mir in dieser Vorrede erwiesen hat, erkenne ich mich demselben verbunden. Vermuthlich sucht er durch seine Art zu streiten, mich abzuschrecken. Er wird aber sehen, daß er sich geirrt hat. Die Ehre meines Herrn und Heylandes, des göttlichen Wortes und der darin enthaltenen seligmachenden Wahrheit liegt mir mehr am Herzen, und es wird Ehre genug für mich sein, wenn an jenem Tage nur eine Seele auftritt, welche mir das Zeugniß giebt, daß sie durch meine Gründe und Vorstellungen vor den Stricken und Netzen bewahret worden, die Herr Lessing denjenigen legt, die an den Namen Jesu glauben. Die Gnade, die aus einem Saul einen Paulus machen konnte, verherrliche sich an seiner Seele, und lasse ihn doch nicht mit der Gesinnung in die Ewigkeit gehen, welche er in seinen Blättern leider so frech und stolz zu Tage gelegt hat"". Natürlich konnten solche Worte auf Lessing keinen Eindruck machen, denn er stand nun einmal nicht in dem Glauben, aus dem sie allein ihre Berechtigung haben, so eifrig er es auch behauptete. Die Gegner



haben sie allezeit zum Gegenstand der bittersten Verhöhnung gemacht; aber sie sind Goeze von Herzen gekommen. Wer noch ein leises Gefühl von dem Tone der Wahrheit hat, wird das nicht bezweifeln, wenn er folgende Stelle im Zusammenhang liest, mit der Goeze am Schluß seiner zweiten Gegenschrift den Gegner anredet, pag. 34—35; nachdem er ihn schon in der Vorrede herzlich gebeten hat, den Beschluß dieser Bogen eher, als den Anfang zu lesen".

An Herrn Röpe ist zu loben, daß er wenigstens noch die Scham hat, zu Stellen aus Goeze's Schriften, welche er mit Veränderungen oder Abkürzungen anführt, ohne daß seine Leser dies ahnen sollen, die Seitenzahl, wo sie stehen, nicht anzugeben. So hat er es auch mit der Stelle gemacht, welche er hier zur Verherrlichung Goeze's und Herabsetzung Lessing's anführte. Dieselbe findet sich auf S. 49 ff. der zweiten Gegenschrift (d. h. der drei Stücke von „Leßings Schwächen" in der „Vorerinnerung" zum zweiten) und lautet ohne Auslassungen (wir werden unterstreichen, was Herr Röpe davon übrig ließ) wie folgt: „Für die Ehre, welche mir Herr Leßing in der diesem Fragmente vorgesetzten Vorrede, erwiesen hat, erkenne ich mich demselben verbunden. Möchte er doch mir so viel Glauben beymessen, daß ich nicht zu der Klasse der Vertheidiger der Religion gehöre, welche sich durch Stinktöpfe von ihrem Posten treiben lassen. Basedow, Semler, Bahrdt haben sich durch dieses Mittel viele Gegner vom Halse geschaft, und manche Batterie zum Schweigen gebracht, gegen welche sie sonst auszukommen keine Möglichkeit vor sich sahen. Dippel und Edelman waren in der Kunst, mit Stinktöpfen zu schiessen, ebenfals große Meister: allein die damahligen Gottesgelehrten, welche es mit ihnen aufgenommen hatten, wichen ihnen darum keinen Schrit. Und was hat ihre Ehre durch die abscheulichen Lästerungen, welche dieselben Stromweise gegen sie ausgegossen haben, verlohren? Wie betrübt ist es, daß so viele sonst grundgelehrte und rechtschaffen gesinnete Lehrer unsrer und der Reformirten Kirche, ihre Ehre für so schlecht gegründet ansehen, daß ein Semler, ein Bahrdt, ein Leßing, ein Nicolai und seine Bande u. d. g. solche zu Grunde richten könten, daß sie daher denselben auf alle mögliche Art ausweichen, und die heil. Schrift ihren Angriffen und Lästerungen Preis geben, ja

diesen Bibelfeinden und Bibelverderbern bey Gelegenheit wohl noch ein Compliment machen, ne noceant. Ich bin in meinem Gewissen überzeugt, daß Schmach von solchen Leuten zu ertragen, das allergeringste sey, was wir der Wahrheit, unserm Gewissen und unserm Berufe schuldig sind. Die Erstgenanten scheinen ihren Vorrath an Stinktöpfen beynahe völlig verschossen zu haben; allein Herrn Leßings Arsenal scheint einen überaus großen Vorrath davon zu haben. Mag er sie doch alle auf seine Rechnung vor Gott, gegen mich, und gegen andere, die ihm in seinem unglücklichen Laufe in den Weg treten, verschiessen. Bey mir wird er gewis seine Absicht nicht erreichen. Doch bald solte ich über dieser Betrachtung die Vorrede zu dem neuen Fragmente gar aus den Augen verlieren. Ich wiederhohle nochmals meinen Dank für die mir darin erwiesene Ehre, und glaube, daß Herr Leßing es als einen thätigen Beweis meiner dankbaren Gesinnung ansehen wird, wann ich, zu seiner Zeit, solche wieder abdrucken lasse, und sie mit einigen von ihm übersehenen Anmerkungen erläutere. Bis hieher hatte ich geschrieben, als mir das 8. Stück vom Anti-Goeze gebracht wurde. Ich las diesen Bogen, aber mit innigster Wehmuth meines Herzens, welche aus einem aufrichtigen Mitleiden mit Herrn Leßings dadurch nun völlig geäuserten Gemüthsfassung entsprang. Ach! dachte ich, wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutschen in diesem Felde stolz zu seyn Grund hatten. Wie sichtbar ist hier das gerechte Gericht Gottes. Röm. 1, 22. *φαςκοντες εἰναι σοφοι εμωρανθησαν.* Wie unbesonnen müssen diejenigen ihre eigene Ehre zu Grunde richten, welche solche darin suchen, daß sie die schändlichsten und verdamlichsten Angriffe gegen die Ehre unsers hochgelobten Erlösers und seiner treuen Zeugen unter die Leute bringen? Wahrlich, Herr Leßing muß wissen, daß sein Vorrath von Stinktöpfen unerschöpflich sey, da er sich kein Bedenken macht, in einem einzigen Bogen so viel davon auf einmal zu verschiessen. Aber bedenkt er denn nicht, daß er, da die Erfahrung ihm schon sagen muß, wie wenig er damit gegen seine Gegner ausrichtet, dadurch auch die Zuschauer des Kampfes, und selbst diejenigen verjagt, welche sonst sich noch freuen würden,

wenn der Sieg auf seine Seite fallen solte. Niemand, der noch natürliche Empfindung von Tugend und Wohlstand hat, kan und wird ein solches ungezogenes Betragen mit Gleichgültigkeit ansehen. Und welcher billig denkender würde es mir verargen, wenn ich, nach der Ausgabe dieses Blattes keine Feder ferner gegen Herrn Leßing ansetzte*). Allein dieses thut meinem Gewissen noch keine Genüge. Es sind noch gewisse wichtige Puncte übrig, welche ich noch erst gegen Herrn Leßing zu vertheidigen habe, und hier fordern Pflicht und Gewissen, nicht zu weichen. Vermuthlich sucht Herr Leßing, durch seine Art zu streiten, mich abzuschröcken. Er wird aber sehen, daß er sich geirret hat. Da seine Anfälle meine Ehre nicht treffen können, so habe ich auch nicht nöthig, solche gegen ihn zu vertheidigen. Die Ehre meines Herrn und Heylandes, des göttlichen Wortes, und der darin enthaltenen seligmachenden Wahrheit, welche er so frech geschmähet hat, liegt mir näher am Herzen; und es wird Ehre genug für mich seyn, wenn an jenem Tage nur eine einzige Sele auftrit, und mir das Zeugnis giebt, daß sie durch meine Gründe und Vorstellungen vor den Stricken und Netzen bewahret worden, welche Herr Leßing denen legt, die an den Nahmen Jesu glauben. Die Gnade, welche aus einem Saul einen Paulus machen konte, verherliche sich an seiner Sele, und lasse ihn doch nicht mit der Gesinnung in die Ewigkeit gehen, welche er in seinen bisherigen Blättern, leider! so frech und so stolz zu Tage gelegt hat".

---

*) „Selbst seine noch übrigen Freunde, denn er hat durch den Druck der Fragmente viele verlohren, urtheilen, daß sein Witz bey der Abfassung dieses Blattes einen starken Paroxismus vom hitzigen Fieber gehabt habe, sie wünschen, daß solcher nicht öfters wiederkommen oder gar habituel werden möchte. Eine solche Unterredung mit einem wirklichen Postpferde würde schon äuserst lächerlich seyn, aber eine Unterredung mit einem nur im Holzschnitte auf Zeitungsblättern existirenden Postpferde, was ist diese? Möchte doch Herr Leßing bedenken, wie wigtig und heilig der Hauptgegenstand ist, den wir bey dieser Streitigkeit vor uns haben und daher verständige und gesetzte Leser mit solchen Bouffonnerien verschonen!" u. s. w.

„Natürlich konnten solche Worte", um Herrn Röpe's Worte zu wiederholen, „auf Lessing keinen Eindruck machen"; eben so wenig, als die „Stelle, mit der Goeze am Schluß seiner zweiten Gegenschrift" (vielmehr „des ersten Stücks" derselben) „den Gegner anredet, pag. 34—35;" (vielmehr 34—39). Herr Röpe will, daß dieselbe „im Zusammenhang" gelesen werde, und theilt sie gleichwohl, S. 205—207 seiner Schrift, nur mit den für seinen Zweck erforderlichen Auslassungen mit. Er sagt: „nachdem er ihn schon in der Vorrede herzlich gebeten hat, den Beschluß dieser Bogen" (d. h. des ersten Stücks von „Leßings Schwächen") „eher, als den Anfang zu lesen". Da Herr Röpe diese herzliche Bitte aber nicht mittheilt, so müssen wir es nachholen.

Die Vorrede beginnt: „Lieber Herr Hofrath! Sie werden es mir nicht übel deuten, daß ich mich in der Anrede an Sie, mit Beyseitsetzung aller Titulaturen, eben des vertraulichen Tones bediene, den Sie gegen mich gebraucht haben. Kan die Bitte eines in Ihren Augen so gering geachteten Mannes, bey Ihnen noch etwas gelten; so ersuche ich Sie, den Beschlus dieser Bogen eher, als den Anfang derselben zu lesen. Vielleicht würde dieses Ihnen heilsam seyn, und die Erreichung meiner Hauptabsicht befördern. Und wie gros würde meine Freude seyn, wenn ich solches erleben solte! Da ich aber große Ursach habe, das Gegentheil zu besorgen, so gebe ich Ihnen hiermit öffentlich die Versicherung, daß Sie Ihre Absicht an mir nicht erreichen werden. Diese kan wohl keine andere seyn, als mich in ausschweifende Hitze zu jagen, und mich dadurch zu reizen, mich Ihnen gleichzustellen. Glauben Sie also gewis, daß, wenn Sie auch noch härtere Ausdrücke, noch gröbere Injurien gegen mich ausschütten werden, als Sie bisher in Ihren Blättern ausgeschüttet haben, ein solches Verhalten zwar Mitleiden, nie aber Zorn, noch weniger flammenden Zorn, in meinem Herzen erwecken werde. Ich werde solche Stellen, wenn es ohne Nachtheil der Wahrheit geschehen kan, mit grosmüthiger Verachtung übersehen, aber desto mehr Fleiß anwenden, Ihre Trugschlüsse offenbar zu machen, Ihre Bildereyen zu untersuchen, Ihre Machtsprüche in das Bloße zu stellen, und also Ihre Schwächen aufzudecken, und dabey mein Haupt-

ziel, welches kein anderes ist, als unschuldige Herzen vor Ihren prächtigen süßen und verführerischen Reden zu warnen, nie aus den Augen verlieren."

Der Leser urtheile hiernach über die von Herrn Röpe gerühmte Sanftmuth und Herzlichkeit seines Goeze, welche, wenn sie nicht für Heuchelei gelten sollen, bei dem Widerspruch, worin sie mit seinen Schimpfreden stehen, von ganz außerordentlicher Tact- und Geschmacklosigkeit zeugen. Außerdem sagt Goeze in dieser Vorrede zum ersten Stück u. a. noch: „Ich bitte Sie, doch die ekelhaften Widersprüche zu vermeiden, welche besonders ihrer Parabel ein so lächerliches Ansehen geben. ... Insonderheit aber ersuche ich Sie, sich vorläufig auf einen bessern Beweis der Fabel, die Sie Ihren Lesern auf der 45. S. der Axiomatum" (X, 145 f.) „erzählen, zu schicken. Denn ich werde, wenn ich bis dahin komme, gegen Ihre Glaubwürdigkeit so wohl, als gegen die Glaubwürdigkeit des angeblichen heßischen Feldpredigers sehr nachdrücklich protestiren" *). In dem ersten Stück, S. 11 ff. „stellt" er auch „nach den Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes" eine „kleine Prüfung" über die Parabel „an", welche eben so wie sein lächerliches Unverständniß der Allegorie vom hessischen Feldprediger die merkwürdige Poesie- und Geistlosigkeit des Mannes bekunden, in der vielleicht seine größte Entschuldigung liegt.

G. **Ein Nachtrag Goeze'scher Schimpfreden. Die Beschuldigung Lessing's durch Goeze, daß die Herausgabe der Fragmente eine Geldspeculation gewesen sei.**

Obgleich ich nicht mehr nöthig zu haben glaube, aus Goeze's zweiter Schrift so ausführlich zu sein, wie ich es aus der ersten sein mußte, so will ich doch, bevor wir zum Schlusse eilen, aus jener noch eine Nachlese längerer oder kürzerer Ausfälle auf Lessing ohne Zusammenhang folgen lassen, wie wir deren bereits im Zusammenhange kennen gelernt.

---

*) Vgl. den Achten Anti-Goeze (X, 206 f.); der nöthigen Antw. u. s. w. Erste Folge (X, 242).

S. 5 lesen wir: „Ihre Fratze" (die „Fabel" von dem hessischen Feldprediger), S. 6: „wenn Sie in ihren fernern Schriften eben so wenig als in den bisherigen, für die Erbauung Ihrer Leser sorgen wollen, so sorgen Sie doch wenigstens für Ihre Ehre und Ihren guten Nahmen." S. 9 ff.: „Bey dem gegenwärtigen Streite ist es die vornehmste Absicht des Herrn L. seine Gegner, ja auch die Gegner seines Fragmenten-Schreibers, wenn sie ihm auch nicht im geringsten zu nahe getreten, zu unwissenden und muthwilligen Laffen zu erniedrigen. Wenn die Leser merken werden, daß dieses insonderheit die Absicht seiner Parabel sei; so werden Sie den Schlüssel zu derselben haben. Er übergehet die Widersprüche, deren sich der Fragmentenschreiber schuldig gemacht, die Lügen und Lästerungen, welche er gegen die von Gott vorerwählten Zeugen des Erlösers ausgeschäumet, ob sie ihm gleich mit allem möglichen Nachdrucke vorgehalten worden, mit tückischen Stilschweigen. Er gebraucht alle mögliche Kunstgriffe, um die Leser zum Vortheile seines Fragmentenschreibers einzunehmen. . . . Er scheint die Logik und gesunde Vernunft aus diesem Streite verbannet zu haben, und wil schlechterdings blos durch Witz, durch Parabeln, Bilderchen und Gleichnisse den Sieg behaupten. Er wil durchaus für einen aufrichtigen Verehrer der christlichen, sogar der evangelisch Lutherischen Religion angesehen seyn, ob er gleich alles thut, was in seinem Vermögen ist, die Bibel verdächtig und verächtlich zu machen. . . . Er gauckelt um seine Gegner herum, er trit in die Pfützen, damit ihnen der Koth ins Gesicht fliegen sol, er schneidet ihnen Fratzengesichter vor . . . Er gibt ihnen bald von dieser, bald von jener Seite einen Schlag mit seinem hölzernen Säbel, darauf dann sogleich ein Jo Triumphe! von wenigen seiner Anhänger erfolgt. Andere aber versichern ihm mit einer ehrerbietigen Verbeugung, daß der Streit für die Zuschauer nicht so belustigend seyn könte, als er sonst seyn würde, weil Leßings Gewicht über seine Gegner gar zu gros und sichtlich sey. Eben die Gedanken, welche die Philister hatten, als sie ihren Goliath gegen den David daher traben sahen."

Gegen den berühmten und schönen Ausspruch in der Duplik (X, 53): „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch

ist u. s. w." läßt Goeze eine von Röpe (S. 196) und von Wendt (a. a. O. S. 110) gepriesene Erklärung los, worin es u. a. heißt, S. 17: „Und was ist diese Stelle im Grunde? Unsin. Herr Leßing muß entweder seine Leser als Kinder ansehen, die alles blindlings glauben, was er mit einem affectirten Enthusiasmus daher plaudert, oder er denket, schreibt und handelt selbst als ein Kind." *)

S. 43 beginnt die „Vorerinnerung" zum zweiten Stück: „Der Herr Hofrath Leßing hat seine Drohung erfüllet und die Verwegenheit gehabt, wieder einen Theil der Fragmente" (Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger) „dem Drucke zu übergeben. Er hat dieser abscheulichen Misgeburth blos eine Vorrede vorgesetzet, derselben aber keine Gegensätze beygefüget, und dafür verdient er insofern Dank: denn seine vorigen Gegensätze waren eine Arzeney, welche noch giftiger war, als das in dem Fragmente" (in den Fragmenten) „befindliche Gift selbst."

S. 48 f.: „Und wenn derjenige, der solche höllische Lästerungen aus der verborgenen Finsternis an das Licht bringet, noch dazu die Verwegenheit hat, von Christen zu fordern, daß sie es ihm als ein großes Verdienst anrechnen sollen, wenn er eine Pest die im Finstern schleichet, in eine Seuche verwandelt, die im Mittage verderbet; so muß er nothwendig glauben, daß alle Christen eben so gegen den Erlöser gesinnet sind, als er selbst gegen ihn gesinnet ist. Ich kan mir nicht vorstellen, daß Herr Leßing so frech seyn, und von Christen verlangen werde, daß sie ihn, nach dem von ihm veranstalteten Drucke der Fragmente, nach den, dem Urheber derselben beygelegten so übertriebenen Lobsprüchen, noch für einen wahren Verehrer des Erlösers ansehen sollen."

S. 55: „Er wil sich das Ansehen geben, daß er aus blosser Ehrlichkeit die, wie er sie selbst nennet, unchrist-

*) In dem Lessing'schen Ausspruch einen Widerspruch „gegen die christliche Wahrheit" und „den evangelischen Standpunkt" zu erblicken, wie die H. H. Röpe und Wendt, habe ich schon in meiner Schrift gegen Menzel (S. 37 f.) gerügt. Daß Lessing selbst ihn „gegen die christliche Wahrheit angewendet" habe, gehört zu den vielen gedankenlosen und unbescheidenen Behauptungen, mit denen Herr Röpe um sich wirft. Es ist etwas nicht sogleich unchristlich, weil es nicht in der Bibel oder der Dogmatik steht.

lichen Fragmente drucken lassen, und sie also vor dem Untergange bewahrt habe. Hat dieses Grund, so kan auch jemand die schändlichsten Schmähschriften auf itzt regierende große Herren drucken lassen, Käufer dazu wird er häufig finden, und alsdenn, wenn er dafür zur Rechenschaft gefordert wird, sagen: er habe es aus bloßer Ehrlichkeit gethan, um dadurch andern Gelegenheit zu geben, ihre Ehre desto nachdrücklicher zu retten. Und ich glaube, daß die Ehre Jesu und seiner Apostel in der christlichen Welt eben so unverletzlich seyn müsse, als die Ehre der Götter der Erden in der bürgerlichen und bei ihren Unterthanen."

Die folgende Stelle theilen wir als ein in ihrer Einleitung nicht unwichtiges Zeugniß der Zeitgenossen über Lessing mit, wobei man es als zufällig ansehen kann, daß grade Goeze demselben Ausdruck gibt, der hier wie Bileam segnet, während er fluchen will, S. 57 ff.: „Was sollen Leute, welche Herrn Leßing bisher als einen Man von honnetter Herkunft, von einer derselben gemäßen Erziehung, von feiner Denkungs- und Lebensart, als einen Man, der vorzüglich Gelegenheit gehabt hat, in der sogenannten großen Welt Artigkeit und Wohlstand zu lernen, und der bisher gewiesen, daß er diese Gelegenheit nicht ungenutzt gelassen, gekant und, wie er es auch würdig war, hochgeschätzt haben, was sollen diese denken, wenn sie dieses Ausforderungs-" (das Absagungs-) „Schreiben, wenn sie die darauf erfolgten Blätter, insonderheit das achte vom Anti-Goeze, lesen? Müssen sie nicht über die bey Herrn Leßing vorgegangene Verwandlung erstaunen? . . . Ich denke wenigstens, und das ist doch wohl das gelindeste das man dabey denken kann, daß der sonst bekante und in vielen Fällen wahr befundene Satz: didicisse artes emollit mores, nec sinit esse feros hier eine starke Ausnahme leidet, und daß derselbe durch Herrn Leßings Beyspiel sehr viel von seiner Kraft verlieret. Wer wird ihm das erste, das didicisse fideliter artes, absprechen? Gewis keiner, der seine vorigen Schriften gelesen hat und vermögend gewesen ist solche nach ihrem Werthe zu schätzen, er müste denn Lust haben, sich als einen offenbaren Verläumder darzustellen. Wer wird aber behaupten, daß sich das letzte in seinem Absagungsschreiben, und in den folgenden Blättern zeige? Gewis

niemand, als der, der von sanften Sitten und von Bändigung der natürlichen Wildheit und Ungezogenheit noch nicht den geringsten Begrif hat. Wem schadet also Herr Leßing durch dieses Verhalten, meiner oder seiner Ehre? Gewis nicht der meinigen. Denn Leute, welche mich von Person oder aus meinen Schriften kennen, und nach den Grundsätzen der Wahrheit und Gerechtigkeit urtheilen, werden sich durch Herrn Leßings Bezeigen gegen mich, keines andern bereden lassen. Und Leute, welche mich nicht kennen, auch von meinen Schriften nichts gelesen haben, werden, wenn sie mit den vorigen gleiche Gesinnung haben, und von keiner kindischen Leichtgläubigkeit beherschet werden, Herrn Leßings Schmähungen und ungesalzene Spöttereyen mit keinem blinden Beyfalle beehren u. s. w."

„S. 27" (im Absagungsschr., sämmtl. Schr. X, 127) „lese ich den ungereimten Einfal, daß mir der Tummelplatz des seligen Ziegra" (die Freyw. Beytr.) „nicht vergebens nun ganz angestorben seyn müsse. ... Was macht sich Hr. Leßing aus einer Unwahrheit, wenn solche ihm nur vortheilhaft ist. Ex hoc uno capitulo comprobo, ferream te frontem possidere fallaciae. Hieron. adv. Ruff" (L. X, 202).

S. 64: „Er ... glaubt wie ehemals Zinzendorf, daß in seiner Feder die offenbarsten Lügen zu Wahrheit werden müssen." S. 65: „Zum Beschlusse ist es nöthig, die Leser zu erinnern, daß sie die mehr als väterliche Liebe und den enthusiastischen Affect bemerken, von welchem Herr Leßing gegen den ungenanten Verfasser der Fragmente und gegen seine Misgeburten trunken ist und welchen er S. 29" (X, 128) „auf eine solche Art zu Tage legt, daß er selbst die Leser dadurch berechtigt und auffordert, sehr nachtheilige Urtheile von ihm zu fällen. Er bedient sich dabey gegen mich eines solchen pöbelmäßigen Schimpfworts (bubenmäßig) über welches ich ihn injuriarum belangen könte, wenn es der Mühe werth wäre sich mit ihm auf die Art abzugeben, und wenn Herr Leßing der wäre, dessen Schmähungen die Ehre eines rechtschaffenen Mannes im Geringsten schmälern könten ... Herr Leßing hat dieses und vieles andere in seinen Blättern zu seiner eigenen Schande geschrieben."

S. 71 ff.: „Zuerst bin ich über den Stolz und über die Prahlerey, die er S. 5 u. f.“ (der Axiomata; X, 130) „zu Tage gelegt hat, erstaunt.... Einen unverschämtern Stolz hat wohl noch kein Gelehrter verrathen, und eine größere Prahlerey hat gewis keiner unter so vielen gelehrten Personen in die Welt von sich selbst hineingeschrieben.... In dem Felde der Schauspiele kan Herr Leßing allerdings Verwüstungen anrichten, seine Dramaturgie hat manches schlechte Stück abgewürdigt, und hier wil ich ihm gern die algemeine Regel: artifici in sua arte credendum est, zu statten kommen lassen; aber auf sein bloßes Wort zu glauben, daß er der Man sey, vor dem alle bisherige Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, sobald er seinen Wind darüber gehen lässet, wie Spreu verfliegen müssen, das kan er von keinem vernünftigen Manne verlangen, ... oder Herr Leßing müste so weit gehen, daß er sich einbildete, und zugleich seine Leser bereden wolte, daß er allein einen Menschenkopf, diese Gelehrten aber nur Menschengesichter hätten.“

S. 75: „Ein Man, der die Bibel für überflüßig erklärt, und den Untergang derselben auf alle Art zu befördern sucht, kan von keiner andern Offenbarung des göttlichen Willens etwas wissen wollen“, als von der Offenbarung desselben „im Naturgesetz.“

Eine Stelle S. 8 der Axiom. (X, 131) nennt Goeze S. 78 „einen Beweis der Arglist des Herrn Leßings.“ S. 80: „Welche Schwäche! aber welche Tücke zugleich.“ „Da er die Bibel mehr als einmahl für ein ganz unnützes Buch erkläret hat, welches ohne den geringsten Nachtheil der christlichen Religion verlohren gehen könte, ja welches ohne ihren Nachtheil nie existirt haben dürfte: so folgt daraus unwidersprechlich, daß er schlechterdings alle, aus der Bibel hergenommene Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, verwirft, und für untauglich erklärt. Was bleiben also für Beweise übrig? keine andre, als diejenigen, welche die Vernunft an die Hand giebt. Können diese aber die christliche Religion und die Geheimnisse derselben beweisen? Nichts weniger, sie beweisen nur die natürliche Theologie und Religion. Es kan also keine andre seyn, als diese, welche Herr Leßing betrüglich beständig



die christliche Religion nennet, und durch welchen Kunstgrif er den großen Haufen der Leser seiner Blätter zu berücken, und zu bereden sucht, daß er ein wahrer Verehrer der christlichen Religion sey."

S. 82: „Herr Leßing wil es nicht an sich kommen lassen," (dies geht auf die Stelle S. 8 der Axiom., X, 131) „daß man ihn beschuldigen sol, daß er die Sache selbst, die Wahrheit der christlichen Religion, bezweifle, weil er gewisse Beweise davon bezweifele. Er erklärt den geringsten dahin ausgestreckten Fingerzeig für Meuchelmord. Ich habe oben schon erinnert, daß er nicht gewisse Beweise, sondern alle Beweise, nicht bezweifle, sondern mit dem äußersten Stolze verwerfe. Ich wage es auf seine Drohung, daher den Schlus zu machen, daß er die Sache selbst, nämlich die christliche Religion in ihrem eigentlichen Verstande, nicht bezweifele, sondern verwerfe, und er muß sich erklären, ob er die christliche Religion ohne alle Beweise annehme, oder er muß uns den Beweis vorlegen, den er allein für hinlänglich hält, seinen Verstand von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Das wäre seine Schuldigkeit gewesen, da er ein solches stolzes und wegwerfendes Urtheil über alle bisherige Beweise derselben von seinem Richterstuhle erschallen lies. Und nun ist solches noch mehr seine Schuldigkeit, da ich ihn öffentlich dazu auffordere, und ihm erkläre: daß ich bis dahin alle diese Aeuserungen für nichts anders als für Gasconnaden ansehe. Wie wenn Herr Leßing auftreten und sagen wolte: ich erkenne es, daß der gegenwärtig regierende durchlauchtige Herzog von Braunschweig seine Lande mit dem höchsten Rechte besitzet, aber ich erkläre alle bisherige Beweise dieser Wahrheit für untauglich" u. s. w.

S. 83: „Kunstgrif, mit welchem er schwache Leser berücken wil." S. 84: „Abermals ein sauberes Gleichnis." S. 86 und 87 folgt „ein Bild" Goeze's, „aber nicht aus Herrn Leßings Vorrathshause."

S. 88: „Glaubt er nun, daß seine vorgespiegelten Scheingründe, mit welchen er sein Verhalten vor der Welt rechtfertigen wil, und auf welche er so sehr trotzet, auch an jenem Tage,

vor dem Richter aller Welt, die Feuerprobe aushalten werden, so glaube er solches auf seine Gefahr" u. s. w. S. 89: „... nachdem Herr Leßing die Sorge übernommen hat, die eigentliche Hebammenstelle bey diesen Misgeburten zu vertreten, und überdem solche noch mit Gegensätzen zu begleiten, welche dem in den Fragmenten befindlichen Gifte, den Weg zu den menschlichen Herzen erst recht bahnen, und insonderheit die Absicht haben, ihnen das einige kräftige Gegengift, die heil. Schrift, verdächtig und verhaßt zu machen."

S. 92: „die elende Spötterey über meine Postillen und Zeitungen verdienen Verachtung. ... Daß Selen darin ihre Erbauung und niemand als die Feinde der götlichen Wahrheit darin einen Anstos gefunden haben, davon habe ich Gott Lob! häufige und unwidersprechliche Zeugnisse. Ich bin gewis, daß diese an jenem Tage auf meine Seite treten werden. Ueber den Dienst, den Herr Leßing durch den Druck der, Jesum lästernden Fragmente, und durch seine beygefügte Gegensätze der christlichen Religion geleistet, hat er schon hier viele Urtheile rechtschaffener Christen gelesen, und wird noch mehrere davon zu Gesichte bekommen. Er wird solche höhnisch verachten, so wie er, laut seines bisherigen Betragens gegen mich, meine, ich nehme Gott zum Zeugen, aus dem aufrichtigsten Herzen gegen ihn hergeflossene Gewissensrüge, mit welcher ich das vorige" (das erste) „Stück geschlossen habe, schnöde verachtet, und seine feindselige Spöttereyen gegen mich hernach noch viel höher getrieben hat; allein mit solchem Trotze und Hohne wird er auf seinem Todtenbette das Urtheil seines Gewissens, und an jenem Tage seines und meines Richters, nicht abweisen können. Ich habe nie Zeitungen, sondern nur einige Aufsätze in gelehrten Zeitungen geschrieben. Diese Wahrheit war den Absichten des Herrn Leßings nicht gemäs, also grif er stat derselben gleich eine Lüge aus der Luft und schrieb: ihre Zeitungen; und hier handelt Herr Leßing nicht, wie ein ehrlicher Man handeln muß."

S. 93 f.: „... Indessen er hat Recht. Die Fragmente sind Gift. Eben ein solches Gift, als eine rebellische Schrift seyn würde, in welcher der rechtmäßige, gerechte, weise und

wohlthätige Regent eines Landes vor den Augen seiner Unterthanen so gelästert würde, als unser hochgelobter Erlöser in diesen Fragmenten . . . gelästert wird. . . . Mit eben dem Rechte, mit welchem ein Mensch, der einen Scheffel vol Giftpulver, dessen Ausdünstungen tödtlich sind, aus einem verborgenen Winkel hervorziehet, und solches in der Nacht in den vornehmsten Straßen einer Stadt ausstreuet, sich damit entschuldigen kan, daß er solches nur dem Gesundheitsrathe anzeigen wollen, kan auch Herr Leßing diese Entschuldigung für sich gebrauchen, und eben das, was einem Mordbrenner zur Antwort werden würde, wenn er zu seiner Rechtfertigung sagen wolte: Es sind mehrere meines gleichen, wenn ich die Stadt nicht angesteckt hätte, so hätte es gewis ein andrer gethan, kan auch dem Herrn Leßing auf seine Ausflucht . . . geantwortet werden."

S. 95: „Auf der 5. S." (des ersten Anti-Goeze, X, 160) „stehet eine bittere und äußerst verwegene Spötterey über eines der ersten Reichsgerichte, an welcher ich um alles in der Welt keinen Theil nehmen möchte, und auf den folgenden Seiten giebt er sein verwegenes Urtheil über das . . . im allerhöchsten Nahmen Ihro Kayserl. Majestät abgefassete Reichshofraths-conclusum vom 26. Febr. d. J. . . . aber eben so unbegreiflich ist es auch, daß er schreiben können: „„daß ich den Reichs-Hof-Rath gern zu einem Schritte verhetzen möchte, der, vor 250 Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht haben würde."" Wie niederträchtig, wie beleidigend ist hier der Ausdruck: verhetzen? wie unsinnig, bey diesem erlauchten Collegio nur die Möglichkeit, sich von einem lutherischen Pastor verhetzen zu lassen, und bey mir eine solche Absicht vorauszusetzen? wie boshaft" u. s. w.

S. 105 f.: „Auf der 9. S. des 1. St. des A.-G." (X, 162) „fordert mich Herr Leßing auf, seine Duplic zu widerlegen. Ich finde solches nicht nöthig; theils weil ich mich nicht verbunden sehe, seinem lieben Nachbar vorzugreifen, theils weil ich das Urtheil über dieselbe verständigen Lesern überlassen kan. Daß er in der Kunst, mit seiner Theater-Logik und Bildersprache die richtigsten Sachen zu verwirren und die hellsten in Nebel und Dunkelheit einzuhüllen, ein großer Meister sey, das wil

ich ihm gerne zugestehen. Solten sich indessen Leser finden, welche sich überreden könten, daß er in seiner Duplic die, von dem Fragmentenschmiede angegebenen Widersprüche erwiesen habe, so kann man sie ihrem Dünkel überlassen: denn bey Leuten, welche sich durch solchen Wind hin und her treiben lassen, ist wenig auszurichten.“ —

In einer der hiermit zusammenhanglos aus Goeze's zweiter Schrift mitgetheilten Stellen hieß es: wie Lessing die Fragmente, „so könne auch jemand die schändlichsten Schmähschriften auf itzt regierende Herren drucken lassen, Käufer dazu werde er häufig finden.“ Goeze hat die in diesen Worten nur angedeutete Verdächtigung Lessing's nicht so empfindsam begründet und ausgeführt, wie Röpe, daß sie sich diesem aber gleichfalls aus Goeze's Schriften, bei dem großen Ansehen, welches er ihnen beilegt, und bei dem Einfluß, den sie auf ihn erlangt, eingeprägt haben müsse, scheint, wenn er auch Goeze'n an dem Verdienste derselben keinen Antheil gegönnt hat, unleugbar. Wir wollen statt alles Beweises auch die Stellen aus Goeze hier noch nachtragen, aus denen dies hervorgeht, und über welche Herr Röpe ganz stille ist.

In „Leßings Schwächen“ (der „Vorerinnerung“ zum zweiten Stück) sagt Goeze, S. 43 f.: „... Ich bewundere die Scharfsinnigkeit des Hrn. L. In jenem fünften Fragmente wurden nur allein die Jünger Jesu gelästert; denn obgleich ebenfals Lästerungen gegen Jesum selbst, genung in demselben liegen, so musten doch solche erst durch Folgerungen herausgezogen werden, und dieses ist wenigstens nicht so auffallend, als unmittelbare Lästerungen und Verläumdungen des Erlösers selbst, welche in dem neuen Fragmente“ (Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger) „so weit getrieben werden, als der Satan solche selbst unmittelbar zu treiben gewis nicht Verwegenheit genung haben würde. Jenes Fragment war also in gewisser Absicht doch noch erträglicher, als dieses, in welchem unser hochgelobter Heyland — das übrige mögen diejenigen, welche solches gelesen haben, selbst hinzudenken — zugleich auch alle, die an seinen Namen geglaubt haben, und noch an denselben glauben, und in diesem Glauben Ruhe für ihre Sele gefunden haben, und noch finden,

für Thoren und Narren erkläret werden*). Der Abgang der drey ersten Stücke der Beyträge" (zur Gesch. u. Litt., aus den Schätzen d. Herzogl. Bibl. in Wolfenb.) „konte also weit besser befördert werden, wenn solchen die zuerst gedruckten Fragmente" (in dem vierten Stück) „beygefügt und das vierte Stück dieser Beyträge nicht ohne die drey ersten verkauft wurde, als wenn Hr. L. gleich mit der Thür ins Haus gefallen wäre und das neue Fragment ganz, oder den ersten Theil desselben, zum vierten Stücke der Beyträge gemacht hätte".

S. 55: „Er rühmet, daß er eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange gerettet und an das Licht gebracht habe. Ich habe das Werk des Berengarius selbst noch nicht, wohl aber eine Anzeige davon und Auszüge aus demselben gesehen. Besser wäre es gewesen, wenn er das ganze Werk des Berengarius, als die lästernden Fragmente hätte drucken lassen; allein zu jenem fand sich nicht so leicht ein Verleger, und der Abgang desselben konte auch nicht so stark erwartet werden und so viel einbringen, als der Abgang der Fragmente".

S. 32 f. des ersten Stücks von „Leßings Schwächen": „Ich bin selbst der Meinung, daß die alten Bibliothekare wohl gethan hätten, wenn sie uns die Schriften der heydnischen Weltweisen gegen die christliche Religion, wenn sie es hätten thun können, aufbewahrt hätten**). Aber wäre das denn eben das gewesen, was Herr L. durch den Druck der Fragmente, die er selbst sehr unchristliche Fragmente nennet, und durch seine, denselben beygefügten noch unchristlichern Gegensätze, gethan hat? Jene hätten allenfals von diesen Schriften eine Abschrift genommen, diese hätten sie andern christlichen Lehrern mitgetheilet, um ihnen dadurch Gelegenheit zu geben,

*) Es bedarf kaum angemerkt zu werden, daß sich der Fragmentist selbst in jenem sechsten Fragment (aus welchem bekanntlich das fünfte mitten herausgenommen, durch welches dieses bekanntlich erst, und zwar nicht zum Vortheil des Fragmentisten, ganz verständlich wurde) solcher Ausdrücke nicht bedient.

**) Vgl. „Die Bitte" von Lessing (X, 122).

auf diese ihnen sonst unbekanten Einwürfe zu antworten und solche zu widerlegen. Würden sie dadurch in die Hände der Schwachen und Ungeübten gekommen seyn . . .? Würden aber diese Bibliothekare Recht gehabt haben, wenn sie diese Schriften auf die Art als Herr L. die Fragmente bekant gemacht und ausgebreitet hätten? wenn sie aus der Ausbreitung derselben eine affaire des finances gemacht . . .?"

Lessing konnte und mußte es unter seiner Würde halten, auf diese gemeinen Verdächtigungen zu antworten. Wenn aber Herr Röpe sie nicht zu den seinigen gemacht, wenn er sie auf ihre Quelle, Goeze, zurückgeführt hätte, würde er es dann Lessing'en wol haben zum Vorwurf machen können, daß derselbe, wie Röpe (S. 203) behauptet, „immer wieder darauf zurückkomme, daß es dem Herrn Pastor im Grunde nur um sein fettes Hauptpastorat zu thun sei, oder um die Herrschaft über den Pöbel"?

Um irgend etwas mußte es dem Hauptpastor doch zu thun sein, und wenn Herr Röpe immer wieder darauf zurückkommt, dies sei das Christenthum gewesen, so ist es eben die Frage, ob hierdurch das Christenthum auch geehrt werde.

Daß es Goeze'n um die Herrschaft über den Pöbel zu thun war, wenigstens, daß er seine Schriften nach dem Pöbel einrichtete und dadurch ihren Absatz beförderte, ward ihm von Schlosser vorgeworfen, wie wir im Zweiten Abschnitt, S. 51, angeführt haben. Skandal war damals wie heute und immer das wirksamste Mittel, von Schriften Vortheil zu ziehen. Herr Röpe macht das selbst an seinem Goeze recht deutlich, freilich ohne dies zu fühlen und zu beabsichtigen. Er rühmt S. 83: „Goeze wußte, daß man von ihm erwartete und verlangte, was er zu geben sich berechtigt und verpflichtet fühlte: ein lebendiges Zeugniß für die göttliche Wahrheit in Christo wider alle feindlichen Angriffe des Lügengeistes. Dieses gab er denn zunächst in seinen Postillen und in seinen Texten (Predigtentwürfen). Sie wurden reißend gekauft und begierig gelesen. Der Verleger Bode gab ihm für jeden Predigtentwurf, von vier kleinen Octavseiten, der zu einem Sechsling (1/80 Thaler) verkauft wurde, sechs Thaler Honorar. Dies ersehen wir aus



einem Brief Bode's an Goeze, Wandsb. Bote, 1772, Nr. 192. Welch einen Absatz mußten also diese Blätter haben! Und Goeze hielt in jeder Woche zwei Predigten!"

Auch was den Heißhunger des Publikums nach Goeze's Predigtentwürfen erregen mußte, gibt Herr Röpe getreulich an, S. 91 f.: „Da er nun nach damaliger Sitte aller Hamb. Hauptpastoren jede seiner Predigten in einem kurzen Entwurf herausgab, so konnte so leicht keine derselben wirkungslos bleiben, sie riefen vielmehr nicht selten die größte Aufregung hervor, weit über den Kreis seiner Zuhörer hinaus. Denn nun konnten, die auch nicht in eine Kirche kamen, dennoch über die gehaltenen Predigten urtheilen; man berichtete darüber in Hamb. Blättern, im Altonaer Postreuter, in der Allgem. Deutsch. Bibliothek, und das gab dann wieder Veranlassung zu allerlei Vertheidigungen und Rechtfertigungen von Seiten Goeze's" u. s. w.

Auch ein einzelnes Beispiel solchen Skandals theilt Herr Röpe mit, S. 119 f.: „Auch am 5. Epiph. (1772) wollte Goeze eine derartige Streitpredigt (gegen Alberti) halten über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Lehre vom Satan und seinen Würkungen. Der Entwurf war wie gewöhnlich dem Buchdrucker Bode, dem Freunde Alberti's und Basedow's, schon am Dienstag zum Druck übergeben. Dieser aber, der sonst Satz und Abdruck sehr gemächlich betrieb, so daß der Text gewöhnlich, wie er selbst sagt, erst Freitag Abend fertig war, um am Sonnabend ausgegeben zu werden, hatte diesmal schon am Mittwoch den Druck vollendet, an demselben Tage schon allerlei Leuten Exemplare mitgetheilt; am Freitag, den 7. Februar, vormittags war, nach Bode's eigener Erklärung „„sein Haus voll von Leuten, die sich um die Texte rissen"", und um zwei Uhr sandte der Senat einen Polizeidiener, der die ganze Auflage confiscirte. Diese Confiscation machte ganz ungeheures Aufsehen, fast die ganze Stadt kam in Allarm; sogleich entstand die Frage, wer diese Maßregel veranlaßt habe, und Goeze sah sich sogar genöthigt, der unsinnigen, aber schlau ersonnenen Insinuation entgegenzutreten, als habe er selbst die frühere Ausgabe seines Textes veranlaßt, um einen Aufruhr zu bewirken" u. s. w.

Mit einem Skandal ist es, wie mit einer Kanonen- oder Gewehrkugel, wer jenen anhebt, diese losschießt, hat sie nicht mehr in seiner Gewalt, Publikum und Verleger sind aber dem Schriftsteller, der jenem durch Skandal Unterhaltung, diesem Gewinn gebracht hat, allezeit dankbar, und Goeze brachte, wie wir Aehnliches auch an heutigen Schriftstellern alle Tage erleben, seine langweiligen Postillen nicht minder an den Mann, als seine Aufruhr bewirkenden Predigtentwürfe. „Eben so", wie mit diesen, „verhielt es sich mit seinen ascetischen Schriften", sagt Röpe S. 83 und beruft sich dafür auf den Buchhändler Friedrich Nicolai, der unter dem 9. des Heumonats 1765 an Abbt schreibt*): „Ihr Herren, die Ihr euch nur um denjenigen Theil der Litteratur bekümmert, der euch gefällt, glaubt gar nicht, was für Zeug geschrieben wird, das euch nichts angeht. Glauben Sie mir aber wirklich, daß Sr. Hochwürden des Herrn Senior Götzens Todesbetrachtungen mehr gelesen werden, als Abbts Abhandlung vom Verdienste".

Kurz, Goeze wußte mit seiner Orthodoxie bessere Geschäfte zu machen, als Alberti, welcher über Nahrungssorgen zu klagen hatte, mit seinem Rationalismus, und die Beschuldigungen, welche wir zuletzt gegen Lessing von ihm anführten, hatten keinen andern Grund, als daß er diesen nach sich, Lessing's Denk- und Handlungsweise nach seiner eigenen beurtheilte.

Diese ward von Goeze's Zeitgenossen auch nicht verkannt. In mehr als einer Schrift gegen ihn begegnet man dem ihm gemachten Vorwurf des Geizes und der Habsucht. Unter andern hält ihm auch Alberti vor, daß er mit seinen Streitschriften ein vortheilhaftes Gewerbe treibe. Röpe sagt zwar, S. 35: „Solche Insinuation war eine von den Waffen, die Alberti gegen seinen Collegen gebrauchte", aber welche Rücksicht nahm denn Goeze auf seinen Collegen, und was ist es anders als eine Insinuation Röpe's, daß die Waffe, deren sich Alberti hier gegen Goeze bediente, eine Insinuation war? Freilich hat, wie schon angedeutet worden, Lessing diese Waffe, Goeze'n dessen unwahre Beschuldigung gegen Lessing als wahre gegen ihn selbst zurückzugeben, nicht gebraucht. Aber dafür war er eben Lessing.

---

*) Abbt's vermischte Werke, III, 361.



Goeze's Betriebsamkeit war ihm natürlich nicht unbekannt. „Texte", sagt er in einem seiner letzten Briefe, dem an Elise Reimarus vom 21. Jan. 1781, etwas bitter, „Texte schreiben alle, und lassen sich alle so theuer als möglich bezahlen".

H. Ende des Streites zwischen Lessing und Goeze.

Wir kehren jetzt zu dem „Dritten (und letzten) Stück" von „Leßings Schwächen" oder zu der Entgegnung zurück, welche Goeze auf Lessing's „Nöthige Antwort u. s. w." gab, und welcher Röpe das angeführte Lob ertheilte. Die „Vorerinnerung" haben wir kennen gelernt, das dritte Stück selbst beginnt: „Ich hatte mich in dem 2ten Stück von Leßings Schwächen, S. 67. erklärt, daß ich die weitere Beantwortung der Axiomaten bis dahin aussetzen müste, bis er uns erst die bestimteste Erklärung gegeben: was für eine Religion er durch die christliche verstünde? und daß er uns die wesentlichsten Artikel der Religion anzeigen solte, zu welcher er sich selbst bekennet: und ich bin versichert, daß die rechtmäßige Absicht dieser gedoppelten Frage allen verständigen und unpartheyischen Lesern in die Augen geleuchtet hat. Es ist keine andere als diese, denselben dadurch zu nöthigen, bey der Klinge zu bleiben, und also den niedrigen und pöbelhaften Klopffechterstreichen, mit welchen von jener Seite der ganze Streit bisher geführet worden, einmal ein Ende zu machen".

Nachdem er auf diese Weise die Sache umgekehrt, den ihn treffenden und ihm gemachten Vorwurf Lessing'en mit dessen eigenen Ausdrücken zurückgegeben, fährt er fort: „Diese Fragen kamen dem Herrn Leßing ungelegen, und er kan seinen Unwillen nicht bergen. Die zweyte hat er mit völligem Stillschweigen übergangen. Die erste nennet er auf dem Titel seiner neuesten Schrift eine sehr unnöthige Frage, und S. 4 sagt er, daß solche eine wahre Calumnie enthielte. Ist es möglich, die Unverschämtheit weiter zu treiben, als Herr Leßing solche hier getrieben hat?"

Dann wiederholt, aber noch lange nicht zum letzten male, Goeze wieder seine schon so oft gehörte Berufung auf den Bogen: über den Beweis des Geistes und der Kraft und auf die Worte darin: daß sich die Vernunft gegen den Satz sträube, daß Gott einen Sohn habe u. s. w., wiederholt die hieran geknüpften eben so oft gehörten Beschuldigungen und fährt, auch darin sich nicht zum ersten mal wiederholend, weiter fort: „Wäre ich also nicht durch seine eigne Erklärung hinlänglich berechtigt, ihm grade auf den Kopf schuld zu geben, daß er mit dem Nahmen der christlichen Religion nur spiele, daß er den Lesern Staub in die Augen werfen wolle, wenn er sich für einen Freund der christlichen, besonders der Lutherischen Religion ausgiebt? daß er im Grunde allezeit, so oft er die christliche Religion nennet, wie Tindal und Toland, nichts anders als die natürliche Religion verstehe? Ich trug aber dennoch Bedenken, diesen Weg einzuschlagen, und glaubte, es sey der Billigkeit gemäßer, erst desfals seine eigne runde Erklärung zu fordern und zu erwarten".

Nach der Lüge, daß er dieses Bedenken getragen, nach der Zumuthung an die Leser, Rücksichten der Billigkeit bei ihm anzunehmen, wiederholt er alles eben erst wieder Vorgebrachte nochmals, spricht er von „sichtbaren Schlangenkrümmen" bei Lessing. „Ich sage: sichtbare; denn sie müssen demjenigen sogleich in die Augen fallen, der den Bogen: über den Beweis des Geistes und der Kraft, gelesen hat, und sich erinnert, daß Herr Leßing in demselben solche Erklärungen von sich gegeben, nach welchen in seiner christlichen Religion durchaus nichts anders, als allein die Wahrheiten der natürlichen Religion stat haben können . . . mit jenen Aeuserungen hat er sich zum voraus selbst geschlagen, wenigstens sich offenbar für einen Widersacher und Feind der geoffenbarten christlichen Religion erklärt. Und daher werden ihm einsehende Christen um so viel weniger trauen, wenn er hernach in dem Schafskleide erscheint und es für Meuchelmord und Calumnie erklärt, wenn man ihn nicht für einen aufrichtigen Bekenner und Verehrer der christlichen Religion ansehen wil."

In allem diesem, was Goeze zu wiederholen nicht ermübet, wird schwerlich jemand außer Herrn Röpe ein Eingehen

auf den Streitpunkt erblicken. Dem weicht Goeze nicht weniger in demjenigen aus, womit er wieder fortfährt: „Allein ich bemerke hier noch eine Schlangenkrümme, noch einen Schlupfwinkel, welchen sich hier Herr Leßing offen zu behalten sucht, die nicht so deutlich in die Augen fallen, dennoch aber dem, der seine Wendungen im Zusammenhange übersiehet, sichtbar genug werden. Er erklärt sich S. 6 der nöthigen Antwort rund und deutlich: daß er unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind, er begreift unter denselben auch das so genante apostolische Symbolum, und das so genante Symbolum des Athanasius, ob es schon ausgemacht sey, daß diese zu jenen nicht gehören. Können nun mit dieser Erklärung die in dem Bogen: über den Beweis des Geistes und der Kraft, befindlichen Aeuserungen: daß Herrn Leßings Vernunft sich gegen den Satz: daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey, streubet, imgleichen: daß er" (diese allgemeinen Worte schiebt Goeze Lessing'en wiederholt unter) „keine Lehrsätze annehme, welche nicht anders als durch historische Beweise und durch Facta bewiesen werden können, bestehen? Ich antworte: gar wohl. Denn wenn man ihm den Einwurf machen wolte: daß gleichwol der von ihm verworfene Satz: daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey, in allen diesen Symbolis den Haupt- und Grundsatz ausmache, imgleichen: daß die in diesen Symbolis enthaltene Lehrsätze auf keinen andern als auf historischen Beweisen und Thatsachen beruhen, so wird er antworten: das gebe ich gern zu, bey dem allen aber ist doch die, von mir gegebene Beschreibung der christlichen Religion, richtig. Und wer von uns wird das letzte leugnen? Allein ist denn nun die, in diesen Symbolis enthaltene christliche Religion, auch diejenige Religion, welche Herr L. für die wahre und für die Seinige erkennet? ist sie diejenige Religion, welche er selbst so wenig bezweifelt, daß ein jeder Fingerzeig, der dahin ausgestreckt würde, ihn dessen zu beschuldigen, weil er einige Beweise derselben bezweifelt, Meuchelmord seyn würde? Diese Frage, so deutlich ich sie ihm auch

vorgelegt habe, zu beantworten, hat er gar nicht rathsam gefunden. Und ich war völlig berechtiget, ihm solche vorzulegen, da er von uns mit solchem Pochen verlanget, daß wir ihn für einen aufrichtigen Freund und Verehrer der lutherischen Religion ansehen sollen, Parabel" (Bitte und Absagungsschr.) „S. 24" (stl. Schr. X, 126, wo Lessing keineswegs sagt, was Goeze ihm hier unterschiebt, sondern wo er vor der „lutherischen Religion" Goeze's warnt und sich von diesem nicht als der Mann verschreien lassen will, „der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meinet als Sie"). „Wie aber, wenn Herr L. sich erklären solte, daß er der Verfasser des Bogens: über den Beweis des Geistes und der Kraft, ingleichen, der darauf gegen mich erfolgten Schriften nicht sey? Gut, alsdenn muß er sich auch erklären, daß er die, aus dem ersten Bogen angeführten beyden Sätze, detestire, er muß sich auch von den Axiomaten lossagen, weil der zweyte Satz in denselben S. 33 und 34" (X, 141) „wiederholet worden, er muß sich deutlich und rund erklären, daß er die, in den angeführten Symbolen enthaltene christliche Religion, für die wahre und für die seine erkenne. Und alsdenn können wir erst zu unsrer Hauptsache kommen, zu der Frage, ob diese Religion ohne die Bibel bestehen könne? ... Ich besorge, daß Herr L. diese Fragen und Forderungen für ein Inquisitionsverhör ausgeben werde. S. 7 der Antwort" (X, 232) „hat er bereits einen, dahin abzielenden Fingerzeig, gegeben. Ich warne ihn aber treulich, diesen Weg nicht einzuschlagen, und das alte Schandlied, auf welchem sich Abbt und seine Nachfolger heiser geschrieen, von Inquisition, Auto da Fé und Inquisitor, nicht wieder anzustimmen, oder es sich selbst zuzuschreiben, wenn er eine Antwort erhält, welche ihm nicht gefallen wird. Von mir hat er kein Inquisitions-Verhör zu besorgen, ob solches aber nicht von denen erfolgen möchte, deren Amt es mit sich bringet, die Reichsgesetze wider die Publication gotteslästerlicher Schriften aufrecht zu erhalten, das ist eine andere Frage."

Auf dieses Inquisitionsverhör nach Lessing's persönlichem Glauben an den von Goeze beschworenen Buchstaben der sym-

bolischen Bücher hat Lessing natürlich nicht geantwortet, Goeze's Verwarnung war also überflüssig. Wozu hätte auch Goeze dasselbe zu erneuern gebraucht, wenn es ihm um eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit seinem Gegner zu thun gewesen wäre, statt um Vorwände, dieser stets auszuweichen. Er fährt fort: „Auf der 6. und 7. S. dieser Antwort" (X, 231 f.) „fordert der Herr L. von mir, daß ich folgende Sätze beweisen solte: 1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekäntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre; 2) warum diese Lehren längst verlohren gegangen seyn müßten, wenn die Bibel verlohren gegangen wäre; 3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre. Diese Forderung ist so ungereimt, als eine seyn kan. Ich bin in dieser Sache der Respondent. Herr L. ist der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Christen, von allen Lehrern der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Partheyen, in welche dieselbe getheilet ist, selbst die Socinianer nicht ausgenommen, als ein, keinem Zweifel unterworfener Grundsatz, angenommen ist: daß die Bibel der einige Lehrgrund der christlichen Religion ist, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzet werden, also nicht bestehen könte. Herr L. trit auf und sagt: Alle gegenwärtige so wohl als verstorbene Christen und Lehrer, welche diesen Satz als eine unstreitige Wahrheit angenommen haben, sind Thoren und Narren, ich behaupte: Daß die christliche Religion bestehen kan, bestanden wäre und bestehen wird, wenn die Bibel niemals gewesen wäre, wenn sie schon längst verlohren gegangen wäre, wenn sie völlig verlohren ginge, oder welches einerley ist, von allen Christen als ein ganz unnützes Buch verworfen würde".

Nachdem er mit seiner gewohnten Frechheit und Unverschämtheit dieses Lessing'en wieder in den Mund gelegt, fährt Goeze weiter fort: „Auf wen fält nun die Pflicht, den Beweis zu führen? auf mich, oder auf den Opponenten? Ist der Beweis von unsrer Seite nicht genugsam geführt? Wie viele

Schriften liegen da, welche denselben in seiner ganzen Stärke darlegen?*)" u. s. w.

Wie Lessing hierauf antwortete, ist aus „Der nöthigen Antwort u.s.w. ‚Erster Folge" zu ersehen. „Wer beweisen kann," sagt er, „läßt sich nicht lange nöthigen, zu beweisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen u. s. w."

Lessing hatte schon in der „nöthigen Antwort" nach Aufstellung der drei Punkte, welche Goeze nunmehr zu beweisen habe, gesagt: „Doch will ich an unnöthiger Verlängerung unsrer Streitigkeit nicht Schuld haben und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpastor jederzeit festhalten kann u. s. w.", worauf dann die zwanzig dort befindlichen Sätze folgen. Was sagt nun Goeze hierzu? wie benutzt er dies Entgegenkommen? „Herr Leßing hat es empfunden, daß die Last zu beweisen auf ihn fallen würde.... Er pflanzet zwanzig Sätze als Axiomata dahin, welche seinen Satz beweisen sollen. Aber alle diese Sätze" (von denen Goeze keinen anführt) „sind blos willkührlich, daher bedarf ein jeder von denselben eines gründlichen und volständigen Beweises. Herr Leßing pochet S. 15" (X, 234 f.) „darauf, daß er diese Sätze aus mehrmaliger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesamlet habe. Er spricht aus einem hohen Tone, daß der Belesenste in dieser Sache nicht mehr Quellen als er gehabt hätte, daß der Belesenste nicht mehr wissen könte, als er. Wo haben denn, werden alle verständige Leser dieses Blattes denken, so viele Gelehrte, welche doch eben die Kirchenväter gehabt haben, auf welche Herr Leßing pochet, ihre Augen gehabt, daß sie diese Sätze nicht entdecket haben? Es fehlet uns ja nicht an volständigen und zuverläßigen Auszügen der Glaubenslehren aus den Schriften der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte, also auch des Artikels von der heiligen Schrift, welche die redlichsten und gelehrtesten Theologen aus denselben der Welt vor Augen gelegt haben, und in diesen wird man diese Sätze vergeblich suchen. Doch dieser Widerspruch lässet sich leicht erklären. Diese haben eine gesunde Logik und Hermeneutik gebraucht, dagegen hat Herr Leßing hier seine

*) Vgl. hierüber Lessing X, 240.

Theater-Logik zu Hülfe genommen, und mit dieser ist vieles möglich zu machen, was der gesunden und richtigen Logik unmöglich bleibt".

Hiermit verräth Goeze deutlich den wahren Grund, warum er auf die Sache selbst nicht eingehen könne und zu verleumden und verdächtigen fortfahren müsse. Er hatte (denn „freilich Kirchenväter lieset man nicht mehr", sagte Lessing) selbst wol nie einen Kirchenvater in der Hand gehabt und gab im Verlaufe des dritten und letzten Stückes von „Leßings Schwächen", durch die irgendwo aufgelesene Stelle aus dem Irenäus die Blöße und den Beweis seiner Unwissenheit, welche ihm Lessing in der nöthigen Antwort erster Folge nachweist.

Mit um so größerer Schamlosigkeit und Dummdreistigkeit fährt er gegen seinen großen Gegner fort: „Wahrscheinlich" (so wenig weiß er es!) „sind diese zwanzig Sätze lauter Conclusionen, die Herr Leßing aus selbst erwählten Prämissen," (also nicht, wie doch Lessing gesagt hatte: aus eigner sorgfältiger, mehrmaliger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte") „oder vielleicht ohne Prämissen dazu zu haben, nur so hingeworfen hat, um den Lesern Sand in die Augen zu streuen. Denn daß er diese Kunst könne, auch die dazu erforderliche Dreistigkeit in reichem Maße besitze, davon hat er in den vorhergehenden Blättern Proben genung abgelegt. Es ist also seine Schuldigkeit, uns diese Prämissen mitzutheilen und uns solche zur Prüfung vorzulegen. Ich setze dabei aber folgende Postulata mit dem höchsten Rechte voraus: 1) Daß er seine Beweise aus unstreitig ächten Schriften der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte führe, und sich niemahls auf zweifelhafte, noch weniger auf untergeschobene berufe. 2) Daß er nie verlange, daß wir eine einzelne Stelle eines Kirchenvaters, welche etwa eine solche paradoxe Meynung in sich fassete, als einen volständigen und bündigen Beweis derselben ansehen sollen. Er muß bey jedem Satze beweisen, daß alle Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte in demselben übereingestimt. 3) Daß er die Stellen dieser Kirchenväter, welche den etwa von ihm anzuführenden Stellen widersprechen, und die Lehre von der Wahrheit, Nothwendigkeit und Göttlichkeit der heiligen Schrift behaupten, wenn sie seinen Stellen

entgegengesetzet werden, eben so viel gelten lasse, als die Seinigen, wenigstens zugebe, daß beyde einander aufheben. Ich glaube, daß diese, aus der Natur der Sache selbst fließenden Einschränkungen, dem Herrn Leßing seinen Beweis, von welchem er sich so zuversichtlich verspricht, daß solcher die ganze Bibel auf einmahl zu Grunde richten werde, merklich schwer machen werden. Indessen, gesetzt, daß er im Stande wäre denselben zu führen, was würde er damit gewinnen? Ein jeder in seinem Glauben gegründete Christ, würde ihm antworten: Was gehen mich die Kirchenväter an? diese waren fehlerhafte Menschen, und sie haben genugsam bewiesen, daß sie irren und fehlen konten. Ich baue meine Ueberzeugung von der Wahrheit, Göttlichkeit und Nothwendigkeit der heiligen Schrift nicht auf die, derselben vortheilhafte Aussprüche der Kirchenväter; daher können mich auch die gegenseitigen, wenn sich auch einige finden solten, nicht irre machen. Ich würde ein schlechter Christ seyn, wenn ich solches aus der sogenanten Regula fidei, oder aus den Symbolis der ersten vierhundert Jahre hätte werden sollen. Denn solche enthalten lauter Glaubenslehren, aber ohne Beweise, daß solche unmittelbar von Gott geoffenbaret worden. Ich finde aber in denselben keine Lebenspflichten, noch weniger die Ordnung des Heyls, welche ich mit völliger Ueberzeugung meines Herzens, als den einigen Weg zu Gott zu kommen, ansehen muß, keine Verheißungen, keine Trostgründe, welche ich schlechterdings nöthig habe, wenn ich wahre Ruhe der Sele, und eine gegründete Hofnung des ewigen Lebens erhalten wil. Alles dieses aber finde ich in der heiligen Schrift. Ich habe das bewährte Gold in Händen, und solches werde ich nie gegen Bley vertauschen".

„Doch vielleicht kan ich es zum voraus muthmaßen, was es für Stellen der Kirchenväter sind, auf welche hier Herr L. so pochet. Wahrscheinlich solche, welche von Kirchenvätern herrühren, die nach der Nicänischen Kirchenversamlung geschrieben haben, und in der Hitze der damaligen, in vollem Schwange gehenden arianischen Streitigkeiten, dem auf dieser Kirchenversammlung abgefasseten Symbolo mehr Autorität beylegen, als ihm wirklich zukam, und bey dieser Gelegenheit, da die Arianer ihnen aus misverstandenen Stellen der heiligen

Schrift Scheingründe zur Behauptung ihres Irthums entgegen setzten, welche sie sogleich nicht wegräumen konten, einige, dem göttlichen Ansehen und der Nothwendigkeit der heiligen Schrift, nachtheilige Aussprüche haben mit einfließen lassen. Vielleicht aber werden auch Stellen mit unterlaufen, welche das, kurze Zeit nach dem auf der Kirchenversamlung zu Nicäa in Bythynien" (sic!) „verfertigte Symbola" (verfertigten Symbolo), „von arianischen Bischöfen zu Nicäa in Thracien verfertigte Symbolum, zum Gegenstande haben. Ich protestire aber schon zum voraus feyerlich gegen Stellen und Zeugnisse von dieser Art. Sie können, zum Nachtheile der Nothwendigkeit der heiligen Schrift, nichts beweisen, da die Zeugen von beyden Theilen partheyisch sind, und bey Ablegung dieser Zeugnisse mehr ihren Leidenschaften und Vorurtheilen, als der reinen Ueberzeugung von der Wahrheit gefolget sind. Herr L. wird damit zu seinem Vortheile nichts mehr gewinnen, als wenn er alle Stellen aus dem Bellarmin samlen wolte, in welchen er, zum Vortheile der Tradition, von der Nothwendigkeit der heiligen Schrift, nachtheilige Urtheile fället".

„Noch finde ich nicht, daß Herr L. mich, nach seinem pöbelhaften Ausdrucke S. 5" (X, 231) „genöthiget habe, mit der längern Nase abzuziehen. Ob er mich künftig, wenn er mit seinen Beweisen erscheinen solte, dazu nöthigen werde, das wird die Zeit lehren. Da ich in dieser Streitigkeit nicht gern ausführliche Werke schreiben, sondern lieber dem Vorbilde meines Herrn Gegners folgen mögte; so sehe ich mich abermal außer Stande, mein gegebenes Versprechen zu erfüllen, und das, was in den Axiomaten noch rückständig ist, zu beantworten. Ich muß solches also bis zu dem folgenden Stücke aussetzen. Alsdenn wird mir diese Arbeit leichter werden, und ich werde bey derselben gründlicher zu Werke gehen können, wenn Herr Leßing mit dem was er noch in recessu zu haben vorgiebt", X, 232, „(ein Schröckschus, der bey mir keine Wirkung hat) wird an das Licht getreten seyn. Indessen wil ich, in Erwartung desselben, doch eine Stelle aus den Axiomaten beantworten, welche mit dem, was den Hauptinhalt der vorhergehenden Blätter ausmacht, in genauer Ver-

bindung stehet, und gar füglich vorläufig beantwortet werden kan. Er schreibt S. 35 der Axiomaten".

Nun führt Goeze die Stelle in den „Axiomata u. s. w." (X, 141 u. 142) an: „Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Herr Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre" u. s. w. Er nennt diese Stelle u. a.: Geschwätz, Verirrungen der Begriffe, offenbar falsche Grundsätze, Trugschlüsse, Gewäsch; hier sei die Theaterlogik abermal in ihrer ganzen Größe sichtbar; auf dem Schauplatze könten solche Schlüsse Wirkungen thun und die Gemüther der Zuschauer blenden und verwirren, auf dem Schauplatze könten die abgeschmackten und zum Theile gotteslästerlichen Exclamationen, die Herr L. bey jeder Gelegenheit anbringe, Eindruck machen und die Witzlinge von beyden Geschlechtern hinreißen, aber in einer polemischen Schrift entdeckten solche Kunstgriffe sowohl die Schwäche des Verstandes, als auch die Tücke des Herzens dessen, der sie anwende, um die Leser dadurch auf seine Seite zu ziehen. Habe Herr L. keine andere Waffen, mit welchen er die Hoheit, Würde, Wahrheit und Nothwendigkeit unsrer Bibel bestreiten könne, so sei er ein verachtungswürdiger Widersacher derselben und er werde nichts anders, als zu seiner Schande, einen Fehl gebären. „Ich wil mir indessen die kleine Mühe nicht verdrießen lassen, diese elende Stelle, Satz vor Satz durchzugehen und die Schwächen derselben in ihr völliges Licht zu setzen. Ich habe die Frage: „„Würde, wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehrt hat, in der Welt übrig geblieben seyn?"" wirklich gethan, ich wiederhohle solche, und beantworte sie mit einem zuversichtlichen Nein! . . . Ich gestehe es zu, daß das Gegentheil hätte stat haben können, wenn Gott alle 20 oder 30 Jahre, wenigstens unter zehen Menschen einen dargestellet hätte, der aus unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes dasjenige mündlich wiedererzählt hätte, was Jesus auf Erden gethan und gelehret hat, und die Wahrheit seiner Nachrichten durch Wunderwerke bestätiget hätte. . . . Herr Leßing muß also den einigen noch übrigen Weg, die Fortpflanzung und Erhaltung der Lehren und Thaten Jesu

durch Schriften, die den heiligen Geist zum Urheber haben, eingestehen, oder er muß einen dritten Weg angeben. . . . „„Alles,““ sagt Herr Leßing, „„was in der Welt geschieht, läßt Spuren in der Welt zurück, ob sie gleich der Mensch nicht immer nachweisen kann.““ . . . Die Lehre, daß Jesus Gottes Sohn sey, der mit Ihm gleiches Wesens ist, ist eine von den Hauptlehren Jesu. Aus welchen Spuren würde Herr Leßing den Ursprung derselben haben erkennen können, da er sich so offenbar erklärt, daß seine Vernunft sich dagegen streubt, ob sie gleich aus den Zeugnissen der heiligen Schrift so deutlich erwiesen werden kan? Es scheint, daß Herr Leßing auf den Grund: daß Jesus seine Lehren nur zu predigen, nicht aber aufzuschreiben befohlen, sehr viel bauet. Diesen Grund hat er den Papisten abgeborget . . . Elender Einwurf! sind denn mündliche und schriftliche Lehren Dinge, die einander aufheben? oder von welchen eines das andere mit in sich begreift?“

Diese Frage hätte Goeze besser sich selbst gestellt oder gegen sich selbst gekehrt. Denn Lessing, der weder ein Feind der Bibel war, noch diese für unnütz hielt und aus der Welt geschafft wissen wollte, wie ihm Goeze, um ihn auf seine Weise schmähen zu können, stets vorwerfen mußte, Lessing hatte eben so wenig gewollt, daß mündliche und schriftliche Lehre einander aufhebe, als daß eine die andere in sich begreife, sondern daß beide neben einander beständen, aber der regula fidei oder überlieferten Lehre der ältesten Kirche unterzuordnen seien.

„. . . Doch da die Kirchenväter bey Herrn Leßing mehr gelten, als die Bibel *), so wil ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegen setzen, welche sein Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebene 20 Sätze auf einmahl niederschlagen kan.“ (Wie Goeze mit dieser prahlerischen Behauptung bestand, darüber ist Lessing's „Erste Folge“ der nöthigen Antwort, X, 240 f., nachzusehen.) „. . . Welcher Unsin ist es, wenn er fortfährt: „„Deine Worte, göttlicher Menschenfreund, sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein?““ Die Lästerung, da er die heil. Schrift

*) Vgl. hierüber Lessing X, 240 f.

einen todten Buchstaben nennet, ist ein Lied, das er den Fanaticern nachsinget. Diese führen diese Sprache, wenn sie ihr inneres Licht erheben wolleu. Wie wenn Herr Leßing aus dem Geheimen-Rathe einen von seinem Herrn unterzeichneten schriftlichen Befehl erhielte, und er wolte sagen: das ist ein todter Buchstabe, den respectire ich nicht; wie können die Worte meines Herrn, erst in todte Buchstaben verwandelt, mir Worte des Befehls werden? würde man nicht Ursache haben zu fragen: ob Herr Leßing auch seine Sinne beysammen habe? „„Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts?"" Ich antworte: In Dingen, welche die Lehre und Thaten Christi und die Geheimnisse der christlichen Religion betreffen, sind die Schriften des N. T. der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern, und mündliche Ueberlieferung, wofern sie nicht aus unmittelbarer Eingebung des heil. Geistes fliesset, ist hier nichts! denn sie hat keine Beweise der Göttlichkeit und Wahrheit für sich, und kan sie auch nicht haben. Das ist der Glaube aller vernünftigen Christen, von Christi Zeiten an bis auf unsre Tage. Wil Herr Leßing hier widersprechen, so muß er den Beweis von dem Gegentheile führen. „„Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist: sind es die Bücher nicht auch?"" Wil Herr Leßing damit so viel sagen: eben so leicht, als mündliche Ueberlieferungen verfälscht werden können, können es auch die Bücher, und überhaupt alle Schriften; so verdienet er wirklich von allen Vernünftigen ausgezischet zu werden. Vox audita perit, littera scripta manet ist ein algemeiner Grundsatz aller vernünftigen Menschen." (Aber Lessing hat dies „eben so leicht" nicht gesagt; und kann nicht eben, um von allem andern abzusehen, die litera scripta auch während sie blos noch vox audita war, so wie später, alle möglichen „Verfälschungen" erfahren haben? Aber Goeze'n ist die litera scripta des N. T., wie er sie gedruckt vor sich hatte, unmittelbar vom Himmel gefallen, auf die ganz andere Anschauungsweise des Gegners läßt er sich gar nicht ein, weil er sie gar nicht zuläßt.) „Wenn Herr Leßing ein Kapital ausliehe, und sein Schuldner wolte sagen: Seyn Sie mit meinem mündlichen Bekänt-

nisse zufrieden, eben so leicht als ich solches verändern oder ableugnen kan, kan ich auch einen Wechsel verfälschen oder ableugnen. Würde Herr Leßing diesen Grund gelten lassen? Traurige Arbeit, einen solchen Gegner vor sich zu haben, der so blind und verwegen gegen alle Erfahrung, gegen den gesunden Menschenverstand angehet, blos um Recht zu haben.... Von den nun folgenden Exclamationen gegen mich, habe ich mich schon erklärt, daß solche auf das Theater gehören.... Die letzten Worte, welche dieses gotteslästerliche Gebeth in sich fassen: „„Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde,““ sind eine frevelhafte Lästerung aller wahren und verständigen Christen aller Zeiten. Diese sind in Absicht auf die Lehre von der Nothwendigkeit der heil. Schrift, zur Erhaltung der christlichen Religion, eben so rechtgläubig, als ich. Sind wir darum vermessen? Wer ist vermessen? derjenige, der das von Gott selbst erwählte und also einige Mittel, die Wahrheit, die unsre Selen allein selig machen kan, uns mitzutheilen, mit demüthiger Verehrung und Dankbarkeit annimt, und die Ehre desselben vertheidigt? oder der, der solches freventlich verwirft, abzuwürdigen sucht, und dagegen ein anderes anpreiset, das die Weisheit Gottes verworfen, und damit selbst für untauglich und unzuverläßig erklärt hat? .... Von dieser Art ist alles, was Herr Leßing unter dem prächtigen Titel: Axiomata, geschrieben hat, um unsre Bibel zu stürzen, um den ... unerhörten Satz: daß die christliche Religion ohne Bibel bestehen könne, bestanden seyn würde und bestehen werde“ (so hat Lessing sich nicht ausgedrückt, und „daß die christliche Religion ohne Bibel bestehen werde,“ hätte er gar nicht sagen können) „den Lesern als neue, als große Weisheit aufzubürden. Bey wem wird er seine Absicht erreichen? nur allein bey denen, welche die Bibel so wenig achten, als die christliche Religion. Um dieser willen hätte er sich die Mühe nicht geben dürfen, alle Kräfte seines so sichtbar spielenden Witzes aufzubieten und alle Kunstgriffe der Theaterlogik anzuwenden. Diese würden ihm auf sein bloßes Wort geglaubt haben. Allein bey allen verständigen Christen wird er stat der verhoften Ehre, Schande erjagen, und er wird es erfahren, daß er, stat sie in ihrem Glauben wankend zu machen, sie in dem-

selben, durch seine elenden Einwürfe, und in ihrer Blöße so leicht in die Augen fallenden Scheingründe, noch mehr bevestiget habe. Ich schließe mit den Worten eines, eben durch seine wahre Verehrung der heil. Schrift, großen Weisen, unsers unsterblichen Gellerts: Halt vest an Gottes Wort u. s. w."

Hiermit haben wir auch aus dem dritten Stück von „Leßings Schwächen", alles hergesetzt, was theils an sich von irgend welcher Bedeutung sein könnte, theils zum Verständniß der darauf erfolgten Erwiederung Lessing's dienen kann, und Herr Röpe selbst müßte uns dies nach dem allgemeinen Lobe, welches er dem dritten Stücke ertheilte, Dank wissen, wenn er nicht auch so schon seines Erfolges gewiß wäre, indem er nach ein paar Anführungen daraus sagt, S. 226: „Das ist das letzte, was Goeze in dieser Streitsache geschrieben hat. Seinen Satz, daß die christliche Religion nicht ohne die Bibel bestehen könne, hat er erwiesen; auch Lessing hat ihn eingesehen und eingestanden, nur freilich nicht öffentlich gegen Goeze. „„Sollte also das Christenthum"", sagt Lessing XI, b, 139, „„unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden; sollte es unter den Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bekleiben: so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben. Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz, nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Consistenz, allen Anfällen ungeachtet, noch fortdauert"". Das hat Lessing geschrieben in demselbigen Jahre, als er diesen Streit mit Goeze führte: aber freilich, drucken lassen hat er es nicht. So hat er zugestanden, daß Goeze recht habe, und kein Mensch wird diesem Unrecht geben, der mit Lessing zugesteht, was christliche Religion ist".

Und was hat denn Lessing zugestanden daß christliche Religion sei? Was für eine bestimmte Erklärung hat er von sich gegeben, was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe (X, 231)? „Ich antworte", hat Lessing in der nöthigen Antwort u. s. w." gesagt, „auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann: daß ich unter der Christlichen Religion alle diejenigen Glaubens-

lehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der Christlichen Kirche enthalten sind". Wenn Herr Röpe zu diesen Symbolis, unter welchen Lessing auch „sogar" das „sogenannte" apostolische und das „sogenannte" athanasianische „mit begreifen will", auch das Evangelium Johannis rechnet, so hat er mit seiner Behauptung recht, daß Lessing Goeze'n recht gegeben habe. Nun aber beweist Lessing's Aeußerung über das Evangelium Johannis weiter nichts, als daß Lessing den Werth der Bibel sehr wohl zu schätzen wußte, wie denn auch in seinen Schriften gegen Goeze nichts vorkommt, woraus sich mit diesem auf das Gegentheil schließen ließe; denn Lessing bestritt gegen Goeze nicht den richtigen Gebrauch der Bibel, sondern den Mißbrauch, welchen man nach Luthers Zeiten mit ihr getrieben hatte und den Goeze fortgetrieben wissen wollte.

Die Behauptung, Lessing habe, daß Goeze recht hatte, eingesehen, es nur nicht öffentlich eingestanden, konnte Herrn Röpe nicht schwer fallen, da er die Heuchelei, von welcher er Goeze freispricht, auf Lessing überträgt. Sie schließt aber eine Verleumdung in sich. Die Aeußerung über das Evangelium Johannis kommt im theologischen Nachlaß in der Abhandlung: „Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Wolfenbüttel, 1778" vor. Die „Vorrede" beginnt: „Dieß sind die ersten Linien eines Werkes, an welchem ich seit vielen Jahren arbeite. Meine Absicht war freilich, es nicht eher, als ganz vollendet, der Welt vorzulegen. Doch es sind Umstände eingetreten, welche mich nöthigen, einen Vorschmack davon zu geben. Denn ich bin bei den Haaren dazu gezogen worden, mich über gewisse Dinge zu erklären, die mit gegenwärtiger Hypothese sehr genau zusammenhängen" u. s. w. Lessing wollte also diese Abhandlung während seines Streites mit Goeze herausgeben, führte den Vorsatz aus irgend einem Grunde nicht aus, entweder, daß sie ihn als erster Entwurf eines Werkes, mit dem er sich trug, nicht befriedigte, oder daß er die Zeit nicht fand, ihr auch nur als erstem Entwurf die ihm nöthig scheinende Vollendung zu geben. Gilt dasselbe doch ohne Zweifel von einem großen Theile seines theologischen Nachlasses. So z. B. von dem schon im ersten Abschnitt von uns angeführten Aufsatz: „Ueber die von der Kirche angenommene

Meinung, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde, gegen den Herrn Hauptpastor Göze in Hamburg", welchen Lessing schon im Julius 1778 schrieb, oder doch zu schreiben anfing, und ohne Zweifel nur deßhalb nicht herausgab, weil die Antwort auf Goeze's drittes Stück von „Leßings Schw.", die vorletzte Reise nach Hamburg, dann der Nathan, zunehmende Krankheit und endlich der Tod ihn verhinderten, die „Anmerkungen" zu schreiben, die noch zu dem Aufsatze hinzukommen sollten.

„Lessing gab", fährt Röpe S. 227 fort, „noch eine kurze Replik in einer ersten Folge seiner nöthigen Antwort, in welcher er nun geradezu sich auf die katholische Traditionstheorie beruft und diese seinem Gegner entgegenhält. . . . In dieser Schrift scheut er sich nicht, an Goeze die Frage zu richten: „„Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein Lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug ist"" (hier schaltet Röpe ein Ausrufungszeichen ein) „„als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der Römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen;"" (nur bis hierher führt Röpe diese Stelle an) „„die blos das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll. Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen sein, daß nur sie und ihres Gleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten; indem sie alles, was Katholisch ist, für Unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.""

Diesen Worten hatte Lessing die Erklärung gegen eine oben angeführte Behauptung Goeze's vorausgeschickt: „1) Daß es nicht

wahr ist, daß alle Lehrer der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Parteien, die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten; 2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht. (Zu) 1) Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen, indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist, indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage, oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt: so geht mich dieses nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der Römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind: sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben."

Nachdem er die angegebenen Worte Lessing's angeführt und darin statt: „und nicht die Religion" gesetzt hat: „und nicht die Tradition", fährt Röpe auf S. 227 weiter fort: „Also daß von Reimarus so gewaltig die Auferstehung Christi, die Allgemeingültigkeit der Offenbarung, die sittliche Würde Christi angegriffen war, träfe nicht die Tradition, sondern blos die Bibel?"

Ganz gewiß und ohne allen Zweifel blos die Bibel, so bald und so lange man sie wie Goeze für die alleinige und die in jedem Worte untrügliche Quelle der christlichen Religion nahm.

„... Wahrlich, die Katholiken würden sich gehütet haben, Reimarus und Lessing als Verfechter ihrer Kirche anzuerkennen."

Kein unterrichteter und verständiger Katholik wird von Lessing und Reimarus wie von einer Person reden, und Lessing hat sich über sein Verhältniß zur katholischen Kirche so klar und bündig ausgedrückt, daß niemand ihm auch nur mit einem Scheine von Recht vorwerfen könnte, er habe mehr für einen Verfechter der katholischen als der lutherischen Kirche angesehen sein wollen. „Die Regula fidei", lauten der sechste und siebente

der zwanzig Sätze in der nöthigen Antwort, „also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift. Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht Petrus und dessen Nachfolger.“

Herr Röpe setzt hinzu: „Lessing hat auch sicher darauf gerechnet, daß trotzdem in Hamburg und Braunschweig ihn niemand für einen aufrichtigen Anhänger der katholischen Traditionslehre halten werde. Es war aber doch seiner nicht würdig, sich so offenbarer Fechterstreiche gegen Goeze zu bedienen. Ueberdies, wie sehr mußte Lessing das damalige Lesepublikum verachten, daß er solche handgreifliche Scheingründe vorzubringen wagte; wie sicher mußte er auf unbedingten Beifall der unchristlichen Menge rechnen und überzeugt sein, er dürfe sagen, was er wolle, sobald es nur gegen Goeze gerichtet sei. Wo war da der glühende Wahrheitseifer Lessing's geblieben, den er allerdings, was wir freudig zugestehen, in allen seinen früheren Streitigkeiten bewiesen hat; hier aber gewiß nicht, Herr Dr. Schwarz mag noch so viel davon rühmen. — Goeze hat natürlich nichts darauf geantwortet. Wie konnte er auch? Sollte er mit einem Manne einen Streit über die katholische Traditionslehre führen, von dem er wußte, daß er dieselbe eben so sehr verachtete, wie er selbst? der selbst gegen ihn geschrieben: „„Großer Luther, Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens!““ Die „„Aufrichtigkeit““, mit der Lessing zur katholischen Lehre sich bekannte, war einem Goeze, der für nichts anderes bisher gekämpft hatte, als für die Wahrheit des in der Schrift enthaltenen Evangeliums, ein zwingender Grund, fortan zu schweigen. Wer sehen wollte, hätte sehen können, auf welcher Seite das Recht war.“

Auf diese Weise bringt Hr. Röpe es wirklich fertig, Goeze als Sieger aus dem Kampfe mit Lessing hervorgehen zu lassen. Doch sind in dem Angeführten einige Irrthümer und Mißverständnisse enthalten, auf welche wir aufmerksam zu machen haben. Lessing will erstlich von niemandem für einen Anhänger „der katholischen Traditionslehre“ gehalten sein, bekennt sich nirgends weder „zur katholischen Lehre“, noch zu

Goeze's Verachtung gegen dieselbe; sondern er hatte nur mit und neben dem Rechte der Schrift auch das Recht der Ueberlieferung anerkannt wissen wollen, er hatte sich, wie wir es anführten, blos auf „einen Lehrsatz der Römischen Kirche" berufen, blos zu diesem seine Zuflucht genommen. Es ist auch zweitens unwahr, daß er dies erst in seinem letzten Flugblatt gegen Goeze gethan, um sich durch einen seiner unwürdigen Fechterstreich aus der Klemme zu ziehen, in die ihn Goeze versetzt hatte.

Schon sogleich im Beginne ihren Streites und gegen den ersten Aufsatz Goeze's in den „Freywilligen Beyträgen" hatte Lessing gesagt, in den „Axiomata u. s. w." (X, 141 ff.) und Goeze es in der von uns angeführten Weise bestritten: „Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Herr Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. „„Würde, fragt er, wenn die Neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben, und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übrig geblieben seyn?"" — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte!... Alles was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst in todte Buchstaben verwandelt Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist, sind es die Bücher nicht auch. ... Das Apostolische Glaubensbekenntniß ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. ... Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. ... Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „„Woher können wir nun

die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?““ und er sich selbst darauf antwortet: „„Allein aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel““, muß ich mich nochmals gegen dieses Allein verwahren. Mit dem Zusatze: daß der größere Theil der Christen ihm dieses Allein eben so wenig zugibt? Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik, noch Protestant zu antworten weiß: so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch sei, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieser Dritte weder Katholik noch Protestant sein will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.“

Hätte sich Lessing gegen das Ende des Streites „so offenbarer“, so „seiner nicht würdiger“ „Fechterstreiche“ bedient, so hätte Goeze „natürlich“ nicht darauf geschwiegen. Daraus, daß er schwieg, geht vielmehr hervor, daß er Lessing'en den Vorwurf nicht machen konnte, in welchem wir nun nur einen des Herrn Röpe in jedem Betracht würdigen Fechterstreich erblicken können. Auch rühmt dieser selbst auf S. 225, daß Goeze im dritten Stück von „Leßings Schwächen“ Lessing'en u. a. auch wegen der Berufung desselben auf die Tradition siegreich abgefertigt habe. „Eben so leicht“, sagt er, „weist ihm Goeze seinen Selbstwiderspruch“ (dies Wort, st. Widerspruch mit sich selbst, ist von der Mache des Hrn. R.) „nach, daß er sich jetzt auf die Tradition berufe, da er im Absagungsschreiben gesagt: „„Edler Luther, du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens?““

Allerdings ein auffallender „Selbstwiderspruch“, daß Lessing vom Joche des Buchstabens die Welt nicht minder befreit zu

sehen wünschte, als vom Joche der Tradition, oder daß er Buchstaben und Tradition als Glieder Einer großen Ueberlieferung und Offenbarung ansah und verehrte, ohne sich darum die im Namen des einen, wie der andern geübte Tyrannei (ihr Joch) gefallen lassen zu wollen!

Die Worte Goeze's, deren Inhalt sich Röpe hier mit solcher Zuversicht aneignet, ohne sie selbst anzuführen, gehören ohne Zweifel zu denjenigen Aussprüchen Goeze's, welche diesem von Hamann die Benennung des dummen Hamburger Oelgötzen einbrachten. Sie finden sich im zweiten und dritten Stück von „Lessings Schwächen.“ Im erstern sagt Goeze, S. 61 f.: „Die Apostrophe an Luthern, S. 26“ (des Absagungsschreibens) „ist — doch verständige Leser mögen urtheilen was sie sey. „„Du hast uns““, sagt Leßing. . . . Nach seiner eigenen Erklärung ist der Buchstabe die heilige Schrift, so wie wir solche in den Händen haben, von welcher er den Geist unterscheiden und absondern wil. Denn die Bibel ist ihm ein ganz unnützes Buch, welches ohne allen Nachtheil der christlichen Religion verloren gehen kan, schon längst hätte verloren gehen können, ja niemals hätte existiren dürfen. Er schreyet nach einem Erlöser von dem unerträglichern Joche desselben. Freylich ist die heil. Schrift für Herrn Leßing und Seines Gleichen ein unerträgliches Joch. Wäre sie nicht in der Welt, oder könte er seine Absicht erreichen, solche abwürdigen und sie den Christen verhast machen, so hätte er und seine Mitgenossen freye Hände: so könten sie uns eine Religion geben wie sie wolten. Nur erst das Originaldocument weggeschaft, so ist das uns von Christo bestimte Erbtheil auch verlohren.“ An der zweiten Stelle (S. 127 von „Leßings Schw.“; dieselbe füllt die Lücke aus, welche wir auf S. 382 dieser Schrift gelassen haben) sagt Goeze: „Einen Grund muß sie“ („diese Religion“) „doch haben: entweder die Tradition oder die Bibel. Herr Leßing verwirft den letzten: also muß er den ersten annehmen. Ist er aber der Verfasser des Absagungsschreibens, so muß er beyde verwerfen. Denn dieser verwirft beyde, da er S. 26 Luthern rühmet, daß er uns von dem Joche der Tradition erlöset habe, und wünschet, daß ein andrer kommen und uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens erlösen möge.“

Hr. Röpe sagt gegen das Ende seiner Darstellung des Streites zwischen Goeze und Lessing, Lessing „habe fühlen müssen, daß er sich verrannt hatte", und findet es „natürlich", daß Goeze auf Lessing's „erste Folge" „nichts geantwortet". Verrannt hatte sich Goeze allerdings nicht, da er von Anfang an verrannt war, doch mochte er endlich fühlen, daß er nicht antworten könne, und einsehen, daß er sich genug wiederholt habe und nicht wohl daran thue, sein bisheriges Pochen, Schimpfen, Verleumden noch länger fortzusetzen. Und selbst um den bescheidenen Ruhm dieser späten Einsicht will sein Retter ihn bringen?!

Daß Lessing selbst Goeze'n wegen derselben hätte loben sollen, wäre zu viel verlangt, daß er sie aber zu würdigen wußte, geht aus seinem „Theologischen Nachlaß" hervor, in welchem er seinen Gegner „einen unwissenden und hämischen Zeloten" nennt, der ihn „um alle Ansprüche auf den Namen eines Christen" habe bringen wollen (XI, b, 165), und (S. 191 f.) sagt: „Ich hatte, um gewissen Einwürfen gegen das Christenthum mit eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen gelgaubt, daß Einwürfe gegen die Bibel nicht nothwendig auch Einwürfe gegen die christliche Religion wären, weil diese, in dem engen Verstande genommen, in welchem man nur die eigentlichen Glaubenslehren darunter begreift, die sie von jeder andern positiven Religion unterscheiden, sich weder auf die ganze Bibel, noch auf die Bibel einzig und allein gründe. Ich hatte behauptet, daß sich das Wesen des Christenthums gar wohl ohne alle Bibel denken lasse. Ich hatte behauptet, daß es einem wahren Christen sehr gleichgültig sein könne, ob sich auf alle Schwierigkeiten gegen die Bibel befriedigend antworten lasse oder nicht. Besonders, wenn diese Schwierigkeiten nur daraus entstehen, daß so mancherlei Schriften von so verschiedenen Verfassern, aus so verschiedenen Zeiten ein Ganzes ausmachen sollen, in welchem sich nicht der geringste Widerspruch finden müsse, wovon doch der Beweis in diesen Schriften selbst unmöglich zu finden sein könne. Diese Behauptungen hatte der Herr Hauptpastor Goeze in Hamburg für weit giftiger, weit verdammlicher erklärt, als alle das Böse, das ich damit unschädlich zu machen hoffte. Die abscheulichen Fragmente selbst wären ihm nichts gegen diesen meinen Vorschlag; die einzige simpelste Art, darauf zu antworten. Denn

ihm war es allerdings so klar, wie der Tag, daß die heilige Schrift der einige Grund seiner allerheiligsten Religion sei, von deren mehresten Glaubenslehren er gar nicht einsähe, wo er an heiliger Stäte den Beweis anders her als aus der Bibel nehmen könne! ... Auch war ja der liebe Mann so versichert, daß mein Vorgeben, ein Christ zu sein, ohne auf die Schriften des neuen Testaments vollkommen eben den Werth zu legen, den er als ein Lutherscher Theolog Wittenbergischer Schule darauf zu legen geschworen, das bloße Blendwerk eines Teufels sei, der gerne den Engel des Lichts spielen möchte! Sehet da — dachte er? Nein, schrieb er — die Naturalisten können dir großes Aufheben von der christlichen Religion machen, im Grunde aber nichts, als ihr Bischen elende Religion der Vernunft darunter verstehen. „„Und nun will ich ihn fragen, fuhr er fort, diesen undienstfertigen Bibliothekar! Ich will ihm auflegen, nur kurz und rund zu erklären, was er unter christlicher Religion eigentlich verstehe. Auf das mein Alle gute Geister! soll er sich wohl packen, dieser Teufel! Sprich, rede, Teufel!““ Ich that es; aber wie groß muß sein Erstaunen gewesen sein, als er nun gewahr ward, daß ich sonach doch wohl von einer andern Art Teufel sei, gegen welchen diese Beschwörung nicht anschlage. Denn er erstaunte bis — zum Verstummen. Kaum daß er auf die kurzen Sätze, ... die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken, ein einziges abgedroschenes Stellchen aus dem Irenäus erwiederte! Und als ich auch diesem Stellchen die Ehre anthat, mich darauf einzulassen: wie gesagt, nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der freywilligen Beyträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt!“

Schließlich bemerkt Röpe: „Endlich schrieb Lessing noch seinen Nathan ... Er hat darin dem guten Goeze in der Gestalt des verdammungssüchtigen blutgierigen Patriarchen noch ein Schandmal gestiftet“ u. s. w.

Ein Schandmal stiften wem es auch sei würde unter allen Umständen schändlich sein. Die Meinung, daß mit dem Patriarchen Goeze gemeint sei, ist zwar alt, aber darum nicht weniger irrig. Daß sie sich fortwährend erhält, daran sind diejenigen schuld, welche an der hergebrachten landläufigen und oberfläch-

lichen Auslegung des Nathan festhalten, die auch Hr. Röpe wieder aufgewärmt hat (S. 97 f. Anm.) *). Lessing hat so wenig seinem Freunde Mendelssohn in der Person des Nathan ein Denkmal, als seinem Feinde Goeze in der Person des Patriarchen ein Schandmal setzen wollen. Daß er jenes gewollt, sagt er nirgends, daß er dieses nicht gewollt, sagt er ausdrücklich. Er schreibt Herder'n „den 10. Jenner 79": „Nathan kann nicht eher als in der Ostermesse erscheinen, und Sie sollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten" **). Sollte gleichwohl Goeze in dem einen und andern untergeordneten Punkte ***) an den Patriarchen erinnern, so wäre das entweder zufällig oder erlaubt. Man wird aber schwerlich umgekehrt sagen können, daß der Patriarch an Goeze erinnere; und darauf würde es doch ankommen.

---

*) Zu einem richtigern und bessern Verständniß des Nathan glaube ich in meiner Schrift gegen Menzel, S. 44 ff. (vgl. auch die „Heidelb. Jahrb. d. L." a. a. O., S. 380 f.) einen Beitrag gegeben zu haben. Selbst ein Mann wie Wilh. Wackernagel hat, wenn auch in ungleich würdigerer Begründung, als die Menzel und Röpe, zur Unterhaltung der vulgären Auslegung des Nathan beigetragen (s. „Lessing's Nathan der Weise. Akademische Festrede von Wilh. Wackernagel" in Gelzer's „Protestantischen Monatsblättern u. s. w." Sechster Band, 1855, S. 232 ff.)

**) Vgl. auch den Brief Lessing's an seinen Bruder Karl Gotthelf, vom 20. October 1778 (XII, 617).

***) Wie wenn der Patriarch den Tempelherrn mit seiner Eröffnung, wenn diese blos Hypothes' wäre, aufs Theater verweist oder „unsrer allerheiligsten Religion" erwähnt.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.







